This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 986,703

ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

828
S34b

Schleiermacher/ Briefe

Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1906

Druck von
Ernst Hedrich Nachf.
in Leipzig

Vorwort

Mit dieſer Auswahl von Schleiermacher-Briefen möchte ich nichts weiter, als denen, die für ein gutes Buch Sinn haben, zu einem guten Buche verhelfen. Zwar liegt ſeit vierzig Jahren dieſer Schatz für jeden offen da, er braucht nur zuzugreifen — in der Sammlung: Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. Berlin, Georg Reimer. Vier Bände. 1860—1863. Aber ich habe mich nur zu oft überzeugt, bei Alt und Jung, wie unbekannt dieſe Sammlung iſt. Vielleicht lieſt nun jemand, nachdem er dieſe Auswahl kennen gelernt hat, auch jene vier Bände.

Alles kam mir bei der vorliegenden Ausgabe auf angenehme Lesbarkeit an. Es ſind neben vollſtändigen Briefen auch viele Bruchſtücke aufgenommen, und mitten im Text ſind Sätze oder ganze Teile ausgelaſſen, ohne daß der Leſer durch einen Hinweis darauf geſtört wird. Ob all die unvermeidliche Scherenarbeit mit Sinn und Geſchmack getan iſt, wird man leicht herausfühlen, und der gewiſſenhafte Kritiker kann ſich durch den Vergleich mit der großen Ausgabe ſein Urteil bilden.

Einige Briefe, die unſre Auswahl enthält, wird man freilich vergebens in der großen Sammlung ſuchen. Es ſind eben auch die andren ergänzenden Veröffentlichungen gewiſſenhaft benutzt. Leider aber war es ganz unmöglich, die Urſchriften der Briefe einzuſehn und zu vergleichen, wie ich gern getan hätte. Denn auch die Ausgabe von 1860—63 bringt nicht lauter vollſtändige Texte. Grundſätze, deren Richtigkeit man nicht kontrollieren kann, perſönliche Rückſichten, die damals ohne Zweifel berechtigt waren aber heute nicht mehr, haben auch damals die Weglaſſung von Briefen und Briefteilen, oft recht wichtigen, zur Folge gehabt. Wir beſitzen alſo keine kritiſche Geſamt-

167489

ausgabe von Schleiermachers Briefen. Und die Urschriften selbst? Sie gehören einem „Literaturarchiv" an, das im Zusammenhang mit der Königlichen Bibliothek in Berlin verwaltet wird. Aber es ist nur Mitgliedern zugänglich, und der Schleiermacherſche Nachlaß für unabsehbare Zeit auch Mitgliedern nicht. Kurz, da war nichts zu machen.

Ueberhaupt muß doch einmal öffentlich ausgesprochen werden, daß die ganze Schleiermacherforschung schwer gehemmt ist durch denselben Mann, dem sie ihr Bestes, ihre solideste Grundlage verdankt. Dilthey hat uns 1870 die erste Hälfte eines auf zwei Bände berechneten „Leben Schleiermachers" geschenkt. Kein Buch für das große Publikum, aber gesättigt mit umfassender Forschung. Jedem, der wissenschaftlich arbeitend an jene Zeit rührt, einfach unentbehrlich. Nun warten wir seit sechsunddreißig Jahren auf den zweiten Band. Kommt er noch? kommt er nicht? Die Frage wird gesprächsweise immer wieder aufs neue verhandelt. Es steht mindestens ein Dutzend unsrer fähigsten jungen Gelehrten bereit, sich in Schleiermacherstudien zu stürzen, aber Herr Geheimrat Dilthey bringt weder seinen zweiten Band heraus, noch läßt er die Hand von dem Nachlaß. Das letztere kann man ihm ja freilich, wenn er über dem zweiten Bande sitzt, nicht einmal verdenken. Nun, morgen vielleicht erscheint die ersehnte Vollendung seines Werkes, und dann wird es etwas Vortreffliches sein. Dann sind wir nur noch Dank ihm gegenüber und alle Schmerzen vergessen. — Zwar Schmerzen bleiben auch dann noch. Eine kritische Ausgabe der Werke Schleiermachers könnten die Verlagshandlung Georg Reimer dem Freunde ihres Ahnherrn und die Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin ihrem berühmten Sekretär auch endlich widmen. Um einen Neudruck der hinterlassenen Vorlesungen eilt es nicht, das

wird doch nichts Vollkommenes. Man sollte zunächst einmal mit den Briefen beginnen. Diese ganz zu erhalten haben wir ein Anrecht, zur vollen Kenntnis des großen Mannes und seiner Zeit. Ich wäre glücklich, wenn vorliegende Auswahl das Interesse auf diese Aufgabe kräftiger hinlenkte.

Die Briefe, wie sie hier dargeboten sind, zerfallen in sieben Abschnitte, die ebensoviele Kapitel in Schleiermachers Lebensgeschichte bedeuten. Sie greifen chronologisch zuweilen ineinander über; der sachliche Zusammenhang dünkte uns wichtiger als die strenge Folge des Datums, das sich schon selber bei dem Leser den nötigen Respekt verschafft. Mit Schleiermachers Verlobung brechen wir ab. Er stand damals im vierzigsten Lebensjahr. Die Zeit des Werdens und Suchens ist also gründlich vorüber. Wird dieser Band gut aufgenommen, so könnte gern noch ein zweiter kürzerer folgen, mit Briefen auch aus der Brautzeit, die zu dem Schönsten gehören was es an Liebesbriefen gibt, und Briefen ganz andren Charakters. Aber das Wichtigste, was in des Mannes Wesen und Leben einführt, bieten doch schon diese Blätter. Kurze einführende Sätze geleiten jeden Abschnitt. Einen Abriß des gesamten Lebens bietet jedes Konversationslexikon. Will man eine gute Biographie, so greife man zu Schenkel: Friedrich Schleiermacher. Ein Lebens- und Charakterbild. Elberfeld, R. L. Friderichs, 1868. Durch Diltheys ersten Band rasch in den Schatten gestellt, hat sie den Vorzug der Vollständigkeit und ist frisch und gemeinverständlich geschrieben. In der Folge von „Erziehern zu deutscher Bildung", die im gleichen Verlage erscheinen wie diese Briefe, füllt „Friedrich Schleiermacher" den sechsten Band; man hat der trefflichen Sammlung von Sprüchen und Auszügen, die darin enthalten sind, den bezeichnenden Titel gegeben „Harmonie", und der

Herausgeber Hermann Mulert hat das Büchlein durch eine „Einführung" für jedermann noch wertvoller gemacht.

Anmerkungen beizugeben, zur Erläuterung von Einzelheiten, versagte ich mir, so verlockend es zuweilen war. Und mancher Leser oder manche Leserin wäre mir vielleicht dankbar, wenn ich zu dem unvorbereiteten „er" Seite 356 Mitte hinzugefügt hätte, daß niemand anders als Napoleon damit gemeint ist, und zu Seite 361 oben, daß Charlottens „braver Freund Moritz" niemand anders ist als Ernst Moritz Arndt. Aber das letztere nun könnte aufmerksamen Lesern von Seite 276 her erinnerlich sein. Und so habe ich mich begnügt, Nötigstes in den Einleitungen zu den einzelnen Kapiteln beizubringen, im übrigen mich darauf verlassen, daß ein Brief den andern erklärt. Und das ist wirklich der Fall. Man liest doch auch gern einmal ein Buch ohne Anmerkungen! Immerhin möchte ich zu Seite 276 oben noch anmerken, obwohl es für unsre Geschichte nichts austrägt, daß Ehrenfried von Willich schon Dezember 1802 Bataillonspastor beim Leibregiment J. M. der Königin von Schweden in Stralsund geworden ist. 1804 avancierte er dann zum Regimentspastor, daraufhin konnte er wohl seinen Hausstand gründen. — Seite 233 unten habe ich ein B. in Bergk verdeutlicht; es kann nur gemeint sein „Die Kunst Bücher zu lesen. Nebst Bemerkungen über Schriften und Schriftsteller. Von J. Ad. Bergk. Jena, Hempel 1799", wiewohl das Werk nur aus einem Bande besteht (XVI und 416 Seiten).

Zum Schluß: wie anders die Menschen damals! Wie fremd, wie wunderlich will uns vieles anmuten! Und doch wird niemand umsonst bei ihrem Reichtum zu Gaste gehn.

Marburg, den 1. September 1906 Martin Rade

Vater und Sohn

Gottlieb Schleiermacher der Vater war, als ihm der Sohn geboren wurde, reformierter Feldprediger Friedrichs des Großen in Breslau. Später wurde er der erste Seelsorger der mit durch sein Verdienst gegründeten Flüchtlingsgemeinde Anhalt in Oberschlesien; da er auch von dort aus von Amts wegen die in Schlesien zerstreuten Reformierten besonders des Soldatenstandes zu besuchen hatte, mußte er viel auf Reisen sein. Im sechzigsten Lebensjahr traf ihn die Erfahrung mit seinem Sohne, von der die nachfolgenden Briefe zeugen; 1794 starb er 67 Jahre alt. Im Rheinland geboren aus einem Geschlecht, das wir nach Hessen zurückverfolgen können und das vielleicht bis nach Salzburg reicht, hatte er von einem religiös bewegten Leben seine Ruhe im Herrnhutertum gefunden, ohne darum von der Landeskirche und seinem landeskirchlichen Amte zu lassen.

Friedrich Daniel der Sohn, geboren am 21. November 1768 in Breslau, wurde Frühjahr 1783 in Gnadenfrei in die Brüdergemeine aufgenommen. Er studierte nach Absolvierung des Pädagogiums zu Niesky seit 1785 in dem Seminarium zu Barby, einer Anstalt, die zur Heranbildung von Predigern und Lehrern für die Gemeine die Universität vertrat.

Seine Mutter, Schwester des Professors Stubenrauch in Halle, nachherigen Pfarrers von Drossen, starb ihm schon 1783. Der Vater vermählte sich zum zweitenmal. Elternhaus und Vater hat der Sohn seit seinem Eintritt in die Brüdergemeine nicht wiedergesehn. Mit den beiden Geschwistern aus erster Ehe, einer älteren Schwester Charlotte und einem jüngeren Bruder Carl, verband ihn eine anhaltend herzliche Gemeinschaft.

Ueber alle Beziehungen zu Herrnhut unterrichtet eingehend „Schleiermachers und C. G. v. Brinkmanns Gang durch die Brüdergemeine". Von E. R. Meyer. Leipzig 1905. Die „Brüder" S. 6 sind Mitglieder der Brüdergemeine, ebenso die „Geschwister" S. 6 und 7, „Arbeiter" heißen S. 9 und 10 die Vorsteher der Gemeine und des Seminars in Barby.

Der S. 9 und weiterhin genannte „Onkel" ist der zunächst noch in Halle als Professor der Theologie wirkende Onkel Stubenrauch. Albertini S. 22, Freund und Mitschüler Schleiermachers in Barby, ist der spätere Herrnhuter Bischof und Liederdichter; Zombsch, ebenda, ein Lehrer der beiden vom Pädagogium zu Niesky. Baumeister Lehrer am Seminarium zu Barby.

Barby, den 21. Januar 1787

Zärtlich geliebter Vater! Zwar spät, aber darum doch nicht minder aufrichtig, nicht minder feurig kommt diesmal mein Glückwunsch zum neuen Jahr. Je älter man wird, bester Vater, je mehr man dem Lauf der Dinge auf der Welt zusieht, desto mehr wird man überzeugt, daß man aus Furcht was Böses zu wünschen lieber nichts von all dem wünschen soll, was man insgemein sich und anderen zu wünschen pflegt; alles ist unter den Umständen Glück, unter anderen Unglück, aber Ruhe und Gelassenheit des Herzens unter allen Umständen, das ist es, was ich Ihnen wünsche, und — was kann einem Vater wohl lieber sein, als das — Freude zu erleben an Ihren Kindern.

Je mehr ich Ihnen dieses, als Ihr Sohn, aus vollem kindlichen Herzen wünsche, desto mehr Ueberwindung kostet es mich, desto mehr greift es das Innerste meiner Seele an, daß ich Ihnen jetzt gleich etwas melden soll, was Ihre Hoffnung auf die Erfüllung dieses Wunsches so sehr wankend machen muß. Ich gestand Ihnen in meinem letzten Brief meine Unzufriedenheit über meine eingeschränkte Lage, ich sagte Ihnen, wie leicht sie Religionszweifel, die bei jungen Leuten zu unseren Zeiten so leicht entstehen, befördern könne, und suchte Sie dadurch auf die Nachricht vorzubereiten, daß der Fall bei mir eingetreten sei; aber ich erreichte meinen Zweck nicht. Sie glaubten mich durch Ihre Antwort beruhigt, und ich schwieg unverantwortlicherweise sechs ganzer Monate, weil ich es nicht übers Herz bringen konnte, Sie aus diesem Irrtum zu reißen.

Der Glaube ist ein Regale der Gottheit, schrieben Sie mir. Ach, bester Vater, wenn Sie glauben, daß ohne diesen Glauben keine, wenigstens nicht die Seligkeit in jenem, nicht die Ruhe

in diesem Leben ist, als bei demselben, und das glauben Sie ja, o, so bitten Sie Gott, daß er mir ihn schenke, denn für mich ist er jetzt verloren. Ich kann nicht glauben, daß der ewiger, wahrer Gott war, der sich selbst nur den Menschensohn nannte, ich kann nicht glauben, daß sein Tod eine stellvertretende Versöhnung war, weil er es selbst nie ausdrücklich gesagt hat, und weil ich nicht glauben kann, daß sie nötig gewesen; denn Gott kann die Menschen, die er offenbar nicht zur Vollkommenheit, sondern nur zum Streben nach derselben geschaffen hat, unmöglich darum ewig strafen wollen, weil sie nicht vollkommen geworden sind. Ach, bester Vater, der tiefe durchdringende Schmerz, den ich beim Schreiben dieses Briefes empfinde, hindert mich, Ihnen die Geschichte meiner Seele in Absicht auf meine Meinungen und alle meine starken Gründe für dieselben umständlich zu erzählen, aber ich bitte Sie inständig, halten Sie sie nicht für vorübergehende, nicht tief gewurzelte Gedanken; fast ein Jahr lang haften sie bei mir und ein langes angestrengtes Nachdenken hat mich dazu bestimmt. Ich bitte Sie, enthalten Sie mir Ihre stärksten Gründe zur Widerlegung derselben nicht vor, aber, aufrichtig zu gestehen, glaube ich nicht, daß Sie mich jetzt überzeugen werden, denn ich stehe fest darauf.

So ist sie denn heraus, diese Nachricht, die Sie so sehr erschrecken muß. Denken Sie sich ganz in meine Seele hinein bei meiner — ich kann mir mit gutem Gewissen das Zeugnis geben und ich weiß, Sie sind selbst davon überzeugt — bei meiner sehr großen, zärtlichen kindlichen Liebe zu einem so guten Vater wie Sie, dem ich alles zu danken habe und der mich herzlich liebt; vielleicht können Sie sich einigermaßen vorstellen, was mich diese Zeilen gekostet haben. Sie sind nun geschrieben mit zitternder Hand und mit Tränen, aber ich

würde ſie auch noch jetzt nicht fortſchicken, wenn mich nicht meine Vorgeſetzten dazu veranlaßt und mir gewiſſermaßen aufgetragen hätten, es Ihnen zu ſchreiben. Tröſten Sie ſich, liebſter Vater, ich weiß, Sie ſind lange in der Lage geweſen, in der ich bin. Zweifel ſtürmten ehemals ebenſo auf Sie los, als jetzt auf mich, und doch ſind Sie noch der geworden, der Sie jetzt ſind; denken Sie, hoffen Sie, glauben Sie, daß es mir ebenſo gehen kann, und ſeien Sie verſichert, daß ich mich, ſolange ich auch nicht mit Ihnen eines Glaubens bin, doch immer befleißigen werde ein rechtſchaffner und nützlicher Menſch zu werden, und das iſt doch die Hauptſache.

Ich habe meinen hieſigen Vorgeſetzten meine Gedanken aufrichtig dargelegt, man iſt dabei ins Ganze genommen liebreich mit mir umgegangen; man hat mir geſagt, man wolle noch warten, ob nicht die Stunde einer glücklichen Aenderung bald ſchlagen würde, hat mir aber auch oft und deutlich geſagt, was ſich wohl von ſelbſt verſteht, daß ich mir auch nicht auf das geringſte Amt in der Gemeine Rechnung machen könne, bis ich meine Geſinnungen umſtimmte. Ich weiß, beſter Vater, ſoviel Kummer ich Ihnen auch jetzt mache, ſo werden Sie mir doch Ihre väterliche Liebe und Vorſorge nicht entziehen. Sie werden ſelbſt ſehen, daß es nötig iſt, auch auf den Fall, daß es nicht ſo bald geſchehe, wovon ich leider feſt überzeugt bin, Maßregeln zu nehmen, damit ich mich zu einem brauchbaren Mann außer der Gemeine bilde, da ich es in derſelben für die Zeit nicht ſein kann. Erlauben es Ihre Umſtände nur einigermaßen, ſo laſſen Sie mich auch nur auf zwei Jahre nach Halle ziehen. Sie ſehen, mein Durchkommen in dieſem Leben hängt davon ab. Ich glaube kaum, daß Sie Ihre Einwilligung dazu geben werden, daß ich da Theologie fortſtudiere, denn Sie werden unſerm Vater-

land nicht noch einen heterodoxen Lehrer mehr geben wollen. Können Sie es aber mit gutem Gewissen, da ich mich doch vermutlich nur dem Schulwesen widmen würde, so wäre es mir doch das Liebste, weil ich am meisten dazu vorbereitet wäre und meine Neigung doch dahin geht. Auch könnte ich da meine Gedanken eher ändern, als beim Studieren in der Gemeine; ich hätte mehr Gelegenheit, alles zu prüfen, und würde vielleicht sehen, daß auf der einen Seite manche Gründe nicht so stark und auf der anderen manche stärker sind, als ich dachte. Was ich aber studieren soll, sei Ihnen lediglich überlassen. Bei den Rechten ist das Schlimme, daß ein bürgerlicher Jurist selten eine Stelle findet, und bei der Medizin, daß ich aus Mangel der nötigen Vorkenntnisse mehr als 2 Jahr brauchen würde und die Collegia ohnehin viel teurer sind. Vielleicht kann der Onkel freie Wohnung oder freien Tisch bei sich geben, vielleicht wäre sonst ein Freitisch oder gar ein kleines Stipendium zu bekommen. Es studieren ohnehin jetzt sechs junge Brüder in Halle jura und die nebst meinem alten Breslauschen Freund W— und dem Herrn S— würden hinlängliche Gesellschaft für mich sein, so daß Sie von dieser Seite vom Verderben der Universitäten für mich nicht viel zu fürchten hätten; ich würde so alle meine Zeit zum Studieren brauchen und einsam unter der Aufsicht meines Onkels leben.

Wenn Sie jetzt mit den Geschwistern in Herrnhut darüber kommunizieren und ihnen die Sache vorstellen, so werden Sie es vielleicht dahin bringen, daß ich mit Bewilligung derselben nach Halle gehe, so daß mir die Rückkehr in die Gemeine, wenn ich meine Gesinnungen ändere, freisteht. Die Geschwister werden wohl einsehen, daß diese Ablenkung meines Nachdenkens auf ganz andere Gegenstände das beste Mittel ist,

dies nach und nach zu bewerkſtelligen. Sollte mich aber auch das für die Zeit ganz von der Gemeine trennen, ſo iſt es doch beſſer, als daß ich, wenn ich mich nicht ändere, in der Gemeine ein unzufriedenes und untätiges Leben führe; ändere ich mich aber in Halle, ſo iſt ja nicht unmöglich, daß ich dann auch wieder in die Gemeine komme.

Sie werden es dieſem Brief anſehen, geliebteſter Vater, wie ſauer er mir geworden iſt. Gott ſtärke Sie, dieſe Nachricht ohne Schaden Ihrer Geſundheit, ohne zu großen Kummer und ohne daß es Ihrer väterlichen Liebe gegen mich Abbruch tue, zu empfangen. Er weiß am beſten, was es mich gekoſtet, ſie Ihnen zu geben. Nur noch dieſe einzige Bitte: entſchließen Sie ſich ſobald als möglich. Zu Oſtern gehen alle Kurſus in Halle an, und was hilft es, wenn ich noch ein halbes Jahr hier bin, hier noch viel Geld verzehre und es hernach doch dazu kommen muß?

Mit Wehmut küſſe ich Ihnen, beſter Vater, die Hände und bitte Sie, alles von der beſten Seite anzuſehen und reiflich zu überlegen, und mir noch fernerhin, ſo ſehr es Ihnen möglich iſt, Ihre väterliche, mir unſchätzbare Liebe zu ſchenken als Ihrem bekümmerten, Sie innig verehrenden Sohn.

Barby, den 12. Februar 1787

Beſter, zärtlich geliebter Vater! Jetzt werden Sie den kummervollen Brief haben. O, wie oft habe ich gewünſcht, daß ich minder ehrlich geweſen wäre und meine Gedanken niemandem entdeckt hätte, oder wenigſtens, daß ich den Brief nicht weggeſchickt hätte; ſo hätte ich einem ſo guten Vater allen den Schmerz und mir alle Unruhe und alle Folgen dieſer

Sache — Gott weiß, wie sie noch ablaufen wird — erspart. Aber es mußte geschehen, und jetzt ist es mir lieb, daß ich das Herz gefaßt habe, weil man mir seitdem angekündigt hat, daß Ostern der letzte Termin ist, bis zu dem man mich hier lassen kann. Schreiben Sie nicht erst nach Herrnhut, liebster Vater; es wäre vergebene Mühe, man kann einen Dissentierenden, wie ich bin, nicht länger hier dulden; man fürchtet, ich möchte meinen schädlichen Gift anderen mitteilen, man kann mich auch, sei ich auch wo ich sei, nicht als in der Gemeinschaft der Gemeine ansehen. Ich wünschte, bester Vater, Sie wären so überzeugt, als ich es bin, daß dieser Schritt in meinen jetzigen Umständen nicht anders als zu meinem Besten gereichen kann. Ruhig, zufrieden und glücklich hätte ich doch, bei meiner Denkungsart über Lehre und Verfassung der Gemeine, in derselben nicht sein können. Ich hätte meine Zweifel in derselben nicht können fahren lassen; aber wie leicht kann das nicht geschehen, wenn ich in Halle Theologie studiere. Es wird Ihnen vielleicht unwahrscheinlich vorkommen, daß ich gerade mitten unter so vielen heterodoxen Lehrern meine Meinungen ändern sollte; aber soviel ich mich kenne, ist dies der beste Weg dazu. Die unzulänglichen Beweise, die man hier für manche Lehrsätze führte, daß man die Meinung Dissentierender nicht, oder doch wenigstens ohne Anführung ihrer Gründe und Beweise vortrug, dies und der gänzliche Mangel an Gelegenheit, selbst zu prüfen, nebst der natürlichen Vorneigung für das offenbar Unterdrückte, war die Veranlassung, daß ich nach und nach dahin kam, wo ich jetzt bin. In Halle fiele das weg, ich käme in eine Lage, wo ich alles prüfen könnte. Der schöne Vortrag würde mich nicht verführen, weil ich mich gewöhnt habe, alles, was ich lese oder höre, von allem Schmuck zu entkleiden und so zu

erwägen. Was aber mehr als das alles ist, so hätte ich den Onkel, dem ich frei alle meine Gedanken eröffnen und mit ihm darüber reden kann; das konnte ich hier nicht; die Arbeiter ließen sich nie darauf ein mich zu widerlegen, und mit meinen Freunden davon zu reden, das war am schärfsten verboten. Ich hoffe, bester Vater, Sie werden diese Gründe für triftig halten und mich bei der Theologie lassen, da ich ohnehin, wenn sich meine Gesinnungen nicht ändern, nichts anderes als ein Schulamt annehmen werde. Was könnte dabei herauskommen, wenn ich Jura oder Medizin studierte, wozu ich mich ohnehin ungeschickt und abgeneigt fühle; mein Geist würde sich zu oft auch wider meinen Willen von meinen Berufsgeschäften losreißen, um über diese meine Lieblings-Materie nachzudenken.

Aber wie wird es mit meinem Durchkommen in Halle aussehen. Mein Freund in Halle hat mir folgendes Schema der nötigsten Ausgaben geschickt: Holz jährlich 12 Fl., Miete mit Aufwartung 24 Fl.; hievon läßt sich freilich kaum etwas abdingen. Mittagstisch 40 Fl.; dieser Artikel wird sich um ein beträchtliches verringern. Frühstück und Abendbrot 48 Fl.; hievon, dächte ich, müßte sich, da ich keinen Kaffee trinke, auch Abends nicht viel esse, wenigstens die Hälfte retranchieren lassen. Friseur 8 Fl., Stiefelputzen und Kleiderausbürsten 8 Fl., Wäscherin 8 Fl. Hier sind Kleider, Wäsche, Collegiengelder und die nötigen Bücher nebst andern Nebenausgaben nicht mitgerechnet. Das Schlimmste ist das, daß ich mit Kleidern und Wäsche sehr, sehr schlecht versorgt bin, hier zu Ostern kein Geld übrig haben werde und mir doch noch manches muß machen lassen, weil ich in Halle nicht so gehen kann, wie hier.

Nun, liebster Vater, sein Sie so gütig und melden Sie mir sobald als möglich Ihre Entschließung, damit Ihr armer

niedergeschlagener Sohn nicht von hier vertrieben wird, ohne zu wissen, wohin. Sie können sich nicht vorstellen, was ich gelitten habe, da mir die Arbeiter es als einen möglichen, ja gar wahrscheinlichen Fall vorstellten, daß Sie sich in diesen Umständen mir ganz entziehen und mich meinem Schicksal überlassen könnten, da sie mir im voraus erklärten, daß ich in dem Fall auf kein längeres Hiersein, keine Schonung, kein Mitleid zu hoffen hätte. Mein Blut kochte, da ich hörte, daß man Sie so verkannte, so lieblos urteilte, aber ich verbiß es. O, wie viel traurige schwere Szenen stehen mir hier noch bevor. Ich empfehle mich der göttlichen Obhut, Ihrem Gebet und Ihrer väterlichen Vorsorge als Ihr gehorsamster Sohn Fritz.

Anhalt, den 8. Februar 1787

O Du unverständiger Sohn! wer hat Dich bezaubert, daß Du der Wahrheit nicht gehorchest? welchem Christus Jesus vor die Augen gemalet war und nun von Dir gekreuzigt wird. Du liefest fein, wer hat Dich aufgehalten, der Wahrheit nicht zu gehorchen? Solch Ueberreden ist nicht von dem, der Dich berufen hat; aber ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig. Das nämliche Verderben Deines Herzens, welches vor vier Jahren Dir Bange machte, daß Du mit demselben in der Welt werdest ganz verloren gehen, und Dich damals zur Gemeine hintrieb, ach! davon hast Du leider noch immer etwas bei Dir geheget, das hat nun Dein ganzes Wesen durchsäuert und treibt Dich wieder aus der Gemeine. Ach, mein Sohn, mein Sohn! wie tief beugst Du mich! welche Seufzer pressest Du aus meiner Seele! und wenn Abge-

schiedene einige Notiz von uns nehmen, o welch grausamer Störer der Ruhe Deiner seligen Mutter bist Du dann jetzt, da selbst Deine Dir fremde Stiefmutter mit mir Dich beweint.

So gehe denn in die Welt, deren Ehre Du suchst. Siehe, ob Deine Seele von ihren Trebern kann satt werden, da sie die göttliche Erquickung verschmähet, welche Jesus allen nach ihm dürstenden Herzen schenket. Hast Du denn nie ein Tröpflein Balsam aus seinen Wunden gekostet? und ist das alles Trug und Heuchelei gewesen, was Du geschrieben und zu empfinden so oft beteuert hast? War es aber Wahrheit, o so wirds mächtig an jenem Tage wider Dich zeugen, wo Du nicht umkehrst zu Deinem ewigen Erbarmer. Ev. Joh. Kap. 12, V. 48—50. Hebr. Kap. 6, V. 4—6.

Ach! in welche Verblendung hat das Verderben Deines Herzens Dich gestürzt! Du glaubst in der Welt den Weg zu finden, um zu der Gemeine, in welcher Du warst — (denn leider mit Deinem Herzen bist Du nicht mehr da) — wieder zurückzukehren; und ebenso widersprechend sind Deine Einwendungen, die Du stark nennst; ja, stark und mächtig ist der Eigendünkel und Stolz Deines Herzens, aber nicht Deine Einwürfe, welche sogar ein Kind umzustoßen vermag. Du wähnst, Jesus habe nie selbst gesagt, daß er Gottes Sohn oder, welches eins ist, der wahre ewige Gott sei, da doch der Hoheprieſter wegen dieses seines Bekenntnisses, welches er und alle Juden für eine Gotteslästerung hielten, ihn zum Tode verdammte. Du wähnst, der Mensch sei von Gott wohl zum Streben nach Vollkommenheit, aber nicht zur Vollkommenheit selbst erschaffen; also hat Gott den Menschen im Zorn und zu seinem ewigen Unglück geschaffen, indem er ihm eine Erkenntnis von etwas und Streben nach etwas gegeben und eingepflanzt hat, was doch der Mensch in alle Ewigkeit zu erreichen

nicht fähig ist. Aber nicht das, was Du Vollkommenheit nennst, sondern Gottes Verherrlichung ist der erste und letzte Zweck aller seiner Offenbarungen und Werke; er ist die Liebe, und wer in dem Genuß seiner Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm; dieser Spruch müsse Dich belehren, daß Gott, da er einig ist, auch nur einen Zweck haben könne, den nämlich, daß seine Liebe, sein Lob und seine Verherrlichung unsre jetzige und künftige Seligkeit werde und ewig bleibe und er allein alles in allem sei. Soll aber Gottes Verherrlichung zugleich unsre Seligkeit sein (denn nur ein Zweck kann stattfinden), so muß ja seine Liebe, sein Lob und seine Verherrlichung unser einziges und ewiges Interesse werden, so daß wir daran selbst unsre ewige Freude und die Erfüllung unsrer Wünsche in alle Ewigkeit finden. Denn nur das kann Seligkeit uns werden, was wir selbst dafür halten und wünschen. Soll aber die Seligkeit, die Gott in seiner Liebe uns bereitet hat, auch das einige Objekt unsrer Wünsche und demnach auch uns wahrhafte Seligkeit werden, so siehst Du ja wohl, lieber Sohn, daß unsre Herzen dazu erst ganz umgestimmt werden und wir aus der Vielheit in die Einheit und von der Liebe des Fleisches und unsres Ich zu der Liebe des Liebenswürdigsten zurückkehren müssen. Darum nun hat Gott uns also zuvor geliebet, daß er seines eingebornen Sohnes nicht verschonete, sondern ihn für uns dahin gab — damit, wenn wir durch die Kraft seines Geistes das glauben können, daß sich der wahre Gott für uns verlorene Menschen gegeben in den Tod, dadurch in unseren erstorbenen Herzen ein neues Leben erzeuget, ein Feuer dankbarer Liebe, gänzlicher Ergebung und Gottes-Verherrlichung, das ewig brennen soll, entzündet werden möge. Von diesem Glauben nun als der Quelle solcher Liebe und Gottes-Verherrlichung

habe ich Dir geschrieben, daß sie ein Regale der Gottheit sei, und das mit allem Recht, damit nicht und auch nicht in dem allergeringsten Teil dem Geschöpf, sondern Gott allein die Ehre unsrer ganzen Seligkeit jetzt und ewig gebracht werde. Denn darum hat Er alles unter den Unglauben beschlossen, damit Er sich aller erbarme. Ist es Dir nun, mein lieber Sohn, um diesen alleinseligmachenden Glauben von ganzem Herzen zu tun, so suche, so erbitte ihn auf Deinen Knien von dem großen Gott und Schöpfer, der als Mensch am Kreuz für Dich geblutet hat, als ein pur lauteres Geschenk seiner Erbarmung; ist es Dir aber um Deine eigene Ehre zu tun, verschmähst Du den Gott Deiner Väter und willst hingehen und fremden Göttern dienen, nun, so wähle, was Du tun willst; ich aber und mein Haus wollen dem Herrn, der uns erkauft hat, dienen.

Ach, mein Herz zittert unter der bangen Ahnung, daß die liebreichen Warnungen eines für Dein Wohl zärtlich besorgten Vaters, daß meine, ja sogar Deine eigenen Erfahrungen, ohne Frucht sein werden; denn die Verblendung Deines Sinnes, womit es dem Gott dieser Welt leider! an Dir gelungen ist, die ist, wie Dein Brief zeugt, schon zu groß; nur Du, mein Gott und Heiland! kannst diesem armen Blinden die Augen öffnen. Ach! erbarme Dich seiner um Deines teuren Verdienstes willen und was Du schon davon ihm selbst hast zu Teil werden lassen, damit das nicht vergeblich an ihm sein, nicht an jenem Tage wider ihn zeugen möge!

Und nun mein Sohn! den ich mit Tränen an mein beklommenes Herz drücke, ach! mit herzschneidender Wehmut entlass' ich Dich, und entlassen muß ich Dich — da Du den Gott Deines Vaters nicht mehr anbetest, — nicht mehr vor einem Altar mit ihm niederkniest, — aber noch einmal, mein

Sohn, ehe wir voneinander scheiden, — ach, sage mir doch: was hat denn der arme, sanftmütige und von Herzen demütige Jesus Dir getan, daß Du nun seiner Erquickung, seinem Gottes-Frieden entsageſt? war Dir denn nicht wohl bei Ihm, wenn Du Deine Not, den Jammer Deines Herzens Ihm klagteſt? und nun willſt Du für die Gottes-Langmut und Geduld, mit der Er Dich trug, Ihn verleugnen? den Schwur brechen, den Du ſo oft vor Ihm tateſt: bei Dir Jeſu will ich bleiben? — warum willſt Du von Ihm gehen, — haſt Du keine Lebens-Worte bei Ihm vernommen?

Doch ich muß eilen, um Dich zu entlaſſen; — aber Gott allein weiß es, mit welchem Herzen. Ach! nicht mit jenen Tränen der Freude und Herzens-Zerfloſſenheit, mit welchen Du ſelbſt vor drei Jahren der Welt entſagteſt und dem Herrn und ſeiner Gemeine Dich widmeteſt. O! dieſe, ſowie die Tränen der Freude und Dankbarkeit über dem, was der Herr an Dir tat, welche ſo oft den Augen Deiner zärtlich-treuen Mutter entronnen — das Flehen der Gemeine, womit ſie Dich in ihren Schoß aufnahm — und dann die Tränen der tiefſten Wehmut, die Du jetzt Deinem Vater auspreſſeſt — ach! vergiß ſie nicht, mein Sohn! Laß ſie Dir, wo Du auch hingeheſt, ein ſtetes Denkmal vor Deinen Augen ſein. Iſt es aber möglich (und warum ſollte es nicht? denn bei Gott iſt ja kein Ding unmöglich), ſo gib der Bitte Deines Dich flehenden Vaters Gehör: Kehre wieder! ach, mein Sohn, kehre wieder! Menſchliche Tugend iſt nicht Vollkommenheit, ſondern vom Wege des Irrtums eiligſt zurückkehren. O, Du Menſchen-Hüter Herr Jeſu! führe Du ſelbſt Dein verirrtes Schäflein zurücke! tue es zu Deines Namens Verherrlichung! Amen!

Ich ſchreibe noch nicht nach Halle, weil ich hoffe, der Herr werde meine Worte und mein Gebet an Dir ſegnen.

Schreibſt Du aber an Deinen Onkel, wozu ich Dir auf den Fall, daß Du Deinen Sinn nicht änderſt, die Erlaubnis gebe, ſo biſt Du von mir und der Gemeine entlaſſen; aber länger, als anderthalb Jahr, von Oſtern an, kann ich Dich nicht ſtudieren laſſen; in der Zeit magſt Du Dich zu einem Schulamt tüchtig machen.

Ich kann nichts mehr hinzufügen, als daß ich mit tief gebeugtem und beklommenem Herzen bin Dein mit der Liebe des herzlichſten Mitleids Dich liebender Vater.

[ohne Datum]

Beſter, geliebteſter Vater! O, könnten Sie ſich den traurigen jammervollen Zuſtand Ihres armen Sohnes recht vorſtellen! Ich war ſchon mehr als zu unglücklich: aber Ihr Brief hat mein Elend noch mehr als verdoppelt. Ich verkenne darin keineswegs Ihr zärtliches Vaterherz, das auch Ihren abtrünnigen Sohn noch liebt und alle Mittel verſucht, ihn auf ſeinen vorigen Weg zurückzubringen. Aber kann wohl etwas Unglückſeligeres gedacht werden für einen Sohn, der ſeinen Vater ſo innig liebt und verehrt, als dieſe Lage? O, wie viel bittere Tränen ſind auf ihn aus meinen Augen gefloſſen! wie viel ſchlafloſe Nächte, wie viel freudenloſe Tage hat mich nicht die Erinnerung an Ihren Kummer, den ich ebenſo ſehr fühle, als Sie es nur immer können, gekoſtet! Es martert mich, daß ich die unglückliche Urſache davon bin, und es doch nicht in meiner Gewalt ſteht, ihn zu heben. O, wie oft habe ich gewünſcht, noch eben ſo herzlich und feſt an Ihrem Glauben hängen zu können, als vorher; denn ich hing feſt daran; was ich zu empfinden vorgab, war nicht Heuchelei, ich empfand es

wirklich; aber es war nichts als natürliche Wirkung meiner veränderten Lage und der Neuheit der Sache.

Aber, bester Vater, ich bitte Sie um alles, sehen Sie nicht alles von der schlimmsten Seite an, suchen Sie nicht in allem gerade das Gegenteil von dem, was Sie denken. Sie sagen, Verherrlichung Gottes sei der erste Zweck, und ich, Vollkommenheit der Geschöpfe; ist dies nicht am Ende einerlei? erwächst nicht dem Schöpfer desto mehr Verherrlichung aus seiner Schöpfung, je vollkommener, je glücklicher seine Geschöpfe sind? Auch ich halte ja Verherrlichung Gottes, das Bestreben, ihm immer wohlgefälliger zu werden, für das Erste; auch ich würde mich für einen fühllosen, unglückseligen Menschen halten, wenn ich nicht die innigste Liebe kindlicher Dankbarkeit gegen diesen über alles guten Gott fühlte, der mir bei allen bedauernswürdigen Zufällen, die mich jetzt treffen zu wollen scheinen, doch so überwiegend viel Gutes erzeigt. Warum, bester Vater, sagen Sie, ich bete nicht Ihren Gott an, ich wolle fremden Göttern dienen? ist es nicht Ein Gott, der Sie und mich erschaffen hat und erhält und den wir beide verehren? warum können wir nicht mehr vor einem Altar niederknien und zu unserem gemeinschaftlichen Vater beten? O, wie unglücklich bin ich doch! wofür sehen Sie Ihren armen Sohn an? ich habe Zweifel gegen die Versöhnungslehre und die Gottheit Christi und Sie sehen mich an als einen Verleugner Gottes! und diese Zweifel sind noch dazu so natürlich aus meiner Lage entstanden. Wie konnte ich es aufs bloße Wort glauben, daß an allen den Einwürfen unserer Theologen, die von kritischen, exegetischen und philosophischen Gründen unterstützt sein sollen, nichts, gar nichts sei? wie konnte ich es vermeiden, darüber nachzudenken, und ach, daß das Resultat meines Nachdenkens darüber so kläglich für mich ist! Ist denn ein Wider-

ſpruch darin, daß ich Zweifel, die offenbar durch meine Lage veranlaßt wurden, durch Veränderung derſelben zu heben hoffe und wünſche?

O, beſter Vater, wüßten Sie, wie aufrichtig ich es hierin meine; es iſt nicht Luſt zur Welt, was mir den Wunſch, die Gemeine zu verlaſſen, eingab (der jetzt, wenn er auch nicht mein Wunſch wäre, traurige Notwendigkeit ſein würde), ſondern Ueberzeugung, daß ich in derſelben nie meine Zweifel würde fahren laſſen können. Denn ich kann ſelbſt nicht unterſuchen, inwiefern neuere Einwürfe ungegründet ſind, weil ich nichts dergleichen leſen darf, und man ließ ſich hier nicht einmal damit ein, mir meine eigenen Zweifel zu widerlegen. Auch Ihre Widerlegung meiner Zweifel über die Gottheit Chriſti hat mich nicht überzeugt. Es kommt ja immer darauf an, was man damals für einen Begriff mit den Worten υἱὸς θεοῦ verband. Daß man wenigſtens nicht immer den der Einheit mit dem göttlichen Weſen meinte, ſieht man daraus, daß die Apoſtel dieſe Worte auch häufig von den Chriſten brauchen. Daß der Hoheprieſter es für eine Gotteslästerung erklärte, kann ebenſowenig beweiſen, denn er erlaubte ſich die niedrigſten Mittel, um etwas auf Chriſtum zu bringen.

Glauben Sie, geliebteſter Vater, daß Verſetzung in eine freiere Lage, wo ich mich ſelbſt von Grund und Ungrund der Sachen überzeugen kann, das beſte, das einzige Mittel iſt, mich zurückzubringen. Laſſen Sie mich den Troſt mitnehmen, daß ich noch Ihrer väterlichen Liebe genieße, daß mich Ihr Gebet begleitet, und daß Sie von Ihrem Sohn noch immer hoffen, daß er, wenn auch nicht zur Gemeine — denn ich muß geſtehen, in der Lehre und Einrichtung derſelben iſt manches, was mir kaum je wieder gefallen wird, z. B. das Los —

doch zur Gewißheit im wahren Christentum zurückkehren wird; denn das fühle ich sehr wohl, daß ein Zweifler nie die völlige unerschütterliche Ruhe eines überzeugten Christen genießen kann.

An den Onkel nach Halle hatte ich schon vorläufig geschrieben, ehe ich Ihren Brief bekam. Ich hoffe, Sie werden, da doch für jetzt nichts anderes zu machen ist, ihn noch selbst bitten, sich dort meiner anzunehmen, wenn es ihm auch durch äußere Unterstützung nicht möglich ist, doch mit seinem Rat.

Erlauben Sie, Ihnen ehrerbietig die Hände zu küssen und Sie nochmals angelegentlich mit Wehmut um die Fortdauer Ihrer Liebe zu bitten Ihrem armen bekümmerten Sohn.

Anhalt, den 19. März 1787

Mein lieber, beklagenswerter Sohn! Deinen letzten Brief, den ich gestern bekam, kann ich jetzt nicht umständlich beantworten, sondern beklage Deine Verblendung und bitte Gott, daß er Dich nicht Dir selbst überlassen, sondern mit göttlicher Erbarmung zu baldiger Rückkehr über Dir walten wolle.

Ich schreibe heute Deinetwegen an Deinen Onkel und bitte ihn, Dich womöglich ins Haus und an seinen Tisch zu nehmen; geschieht dies, so kannst Du Dir in aller Absicht gratulieren, auch darum, weil Du dort Gelegenheit haben wirst, Dich in dem Französisch-sprechen zu üben, welches jetzt so unentbehrlich ist. Kann das aber nicht sein, so hoffe ich doch, Du wirst Deiner seligen Mutter Bruder als Deinen Vater ehren und ihm folgen.

Du hast nicht wohlgetan, Dich an den jungen W. zu wenden; der ist eines reichen Mannes Sohn und nach ihm

kannſt Du Dich nicht richten. Schreibe mir nun nächſtens ganz umſtändlich, was Du noch an brauchbarer Wäſche, Bettüberzügen und Kleidungsſtücken haſt, dann auch, welche die wohlfeilſte Gelegenheit iſt, Dich und Deine Sachen nach Halle zu transportieren, und was das koſten wird? Daß Deine Lehrer ſich gewiſſermaßen Dir entziehen, iſt nicht befremdend; es muß ihre Sorge ſein, daß nicht ein räudiges Schaf die ganze Herde anſtecke. Fühlſt Du einen Trieb Deine Meinungen auszubreiten, ſo ſei Dir das ein ſicherer Beweis, daß ſtolzer Egoismus und Intoleranz ſich Deiner bemächtigt haben; dafür aber wolle Gott Dich bewahren. Du kannſt nicht mit den Apoſteln ſagen: Die Liebe Chriſti dringet uns dazu. Darum fürchte Dich und bitte Gott, daß Er Dich erleuchte.

Mit der Aufführung des jungen Herrn von Sch. in Halle iſt man hier ſehr zufrieden; halte Dich zu ihm, wenn Du hinkommſt, jedoch mit Beſcheidenheit und geziemender Beobachtung ſeines höheren Standes. Ach, laß Dich, mein lieber Sohn, vor dem Stolz von Gott bewahren und bitte Ihn darum unabläſſig; traue Deinem Dich zärtlich liebenden Vater, daß er Dich vor den gefährlichen Klippen am beſten aus eigener Erfahrung zu warnen vermag, aber dies nur alsdann tun kann, wenn Du ihm Dein Herz öffneſt. Sieh mich, lieber Sohn, noch immer als Deinen beſten Freund an, den Du auf Erden haſt, und verhehle mir nichts, damit ich Dir raten und helfen kann. . . .

Meinen Brief beantworte pünktlich, ſo daß Du nichts übergehſt; der Herr aber weiche nicht von Dir mit ſeiner Gnade, darum flehet inbrünſtig Dein Dich zärtlich liebender Vater.

Barby, den 12. April 1787

Geliebteſter Vater! Sie können ſich leicht vorſtellen, wie tröſtlich und aufrichtend mir Ihr letzter Brief geweſen iſt. Sie lieben Ihren armen Sohn noch zärtlich, Sie ſorgen ſo väterlich für ihn, er iſt der Gegenſtand Ihres Gebets. O, daß ich Ihnen nicht jetzt ſchon die freudige Nachricht geben kann, daß ich umgekehrt bin, daß ich Sie nur auf die Zukunft verweiſen kann und Sie bitten, die Hoffnung nicht aufzugeben. Gott, der aller Menſchen Vater iſt, wird auch über mich wachen und Obhut halten und alles aufs beſte lenken. Sein Sie verſichert, beſter Vater, daß Ihnen immer mein Herz offen ſtehen wird; was habe ich wohl nötiger bei der neuen ungewohnten Laufbahn, als Ihren väterlichen Rat und meines lieben Onkels Aufſicht, der mich noch mehr in der Nähe beobachten und auch das an mir entdecken kann, was mir ſelbſt vielleicht verborgen iſt. Eben darum iſt es mir auch ſehr lieb, daß ich bei ihm wohnen kann. Sie haben gleich, liebſter Vater, meinen gefährlichſten Feind, den Stolz, getroffen. So ſehr ich auch ſehe, wie ungereimt es iſt, auf Gaben ſtolz zu ſein, die von mir ſelbſt nicht abhangen, ſo ſehr ich auch einſehe, daß ich nicht einmal ſo viel mit denſelben geleiſtet habe als ich gekonnt hätte, ſo muß ich doch noch immer ſehr gegen denſelben auf meiner Hut ſein.

Viele Empfehlungen an meine liebe Mutter, der ich für ihren zärtlichen Anteil an meiner Lage herzlich danke und innig bedaure, daß eine ſo traurige Gelegenheit den erſten Anlaß gegeben hat, mütterliche Tränen und zwar des Kummers und nicht der Freude über mich zu weinen.

Schweidnitz, den 17. Mai 1787

Mein lieber Sohn! Gott segne Dich in Halle, bewahre Dich durch seinen Geist vor allem Bösen, und seine Vaterliebe ziehe Dich wieder hin zu seinem Sohne, den Du verleugnet hast, ja dieser treue Menschenhüter wolle selbst nicht ablassen, Dich zu suchen, bis Du mühselig und beladen zu Ihm, unserm sanftmütigen und von Herzen demütigen, mitleidigen Hohenpriester wieder zurückkehrst. Ich hoffe gewiß, die Trostlosigkeit der Spekulation und die Macht Deines innern Verderbens werden Dir den Gekreuzigten wieder lieb und wert machen.

Du wirst es auch wohl noch erfahren, daß auch die gründlichste Widerlegung des Unglaubens dennoch allein nicht vermögend sei, den beruhigenden, lebendigen Glauben an Jesum zu bewirken, sondern daß der von Ihm selbst, dem Anfänger und Vollender des Glaubens, müsse erbeten werden. Um Dich davon zu überzeugen, und wohin die bloße Spekulation führe, empfehle ich Dir das kleine Büchelchen zu lesen, welches unter dem Titel: Resultat der Jacobischen und Mendelssohnschen Philosophie, 1786 in Leipzig bei Göschen herausgekommen ist, desgleichen die kleine Piece, deren Titel ich hier beifüge. Sollte nach diesem dennoch eine unselige Neugierde Dich antreiben, um die allem Glauben und sogar dem gesunden Menschenverstand widersprechende Exegese der neueren Ungläubigen hören zu wollen, so will ich Dich zwar nicht davon abhalten, indem ich den völligen Gebrauch Deiner Freiheit Dir erlaube; aber väterlich und herzlich bitte ich Dich und rate es Dir es nicht zu tun, sowie ich Dich väterlich und herzlich bitte, mit bösen Menschen nicht umzugehen und Dir selbst nicht lauter Gutes zuzutrauen.

Ueber alles aber, was Du unternehmen willſt, pflege zuvor Rat mit Deinem lieben Onkel, und ihm und Deinem Dich zärtlich liebenden Vater öffne Dein Herz; und wenn Du dann ſiehſt und erfährſt, daß Glaube, Zutrauen und Liebe die ſicherſten Leiter einer noch unerfahrenen Seele ſind, zuverläſſiger und ſicherer, als die durch Stolz und Leidenſchaft verblendete Vernunft es ſein kann, ſo müſſe Dir das redender Beweis werden, daß Dein unſichtbarer Führer, die unermeßliche höchſte Liebe, eben auch durch Glauben und Liebe Dich zu ihr ziehen und ihr Dich nahe bringen, ja gänzlich mit ſich vereinigen wolle, weil Du ihres Geſchlechts biſt.

Nun, mein lieber Sohn, ſei fleißig und ſuche den Herrn von ganzem Herzen; ſchreibe mir auch wenigſtens alle 6 Wochen einmal umſtändlich und offenherzig. Die ewige Liebe leite Dich und folge Du ihr, auf daß Du wieder erfreuen mögeſt das bekümmerte Herz Deines Dich liebenden Vaters.

Von Albertini

Barby, den 12. Mai 1787

Du verlangſt Bericht davon, was der alte Zombſch von Dir geſagt. Laß Dir alſo das kurze Geſpräch erzählen, was ich mit ihm Deinetwegen gehabt habe. Ich ſaß ganz allein auf meiner Stube Nr. XXI, wo ich damals noch wohnte, als er urplötzlich hereintrat. „Guten Tag, lieber Albertini. Du biſt ja hübſch groß geworden. Alſo iſt Schleiermacher wirklich fort?“ Dies war gleich ſeine erſte Anrede. Ich antwortete: Ja. Er: Warum haſt Du ihn denn fortgelaſſen? Ich: Ich konnte ihn nicht halten. Er: Hat er Dir etwas von ſeinen Gedanken und Raiſonnements mitgeteilt? Ich: Nein, nicht

viel. Er: Was hatte er denn für Zweifel? Ich: Das kann ich nicht sagen. (Ich wunderte mich über diese sonderliche Frage, da ich ihm eben erst gesagt hatte, daß Du mir nichts mitgeteilt hättest.) Er: War er hier fleißig? Ich: Ja. Er: Wer waren denn seine Freunde? Ich: Ich, und viele andre. Er: Also war ihm der liebe Heiland nicht mehr wichtig? Ich: (Brummte mein gewöhnliches Hm! welches mir schon so oft, besonders beim Pfleger, gute Dienste geleistet hatte, und wir kamen bald auf andre Materien.) Dieses Gespräch beweist doch, daß er eben keinen unchristlichen Haß gegen Dich gefaßt hat. Mit einigen von den Neuen habe ich schon Deinetwegen gekämpft, sie hatten falsche Begriffe von der Sache, und glaubten, Du wärest deswegen fortgejagt worden, weil Du ganz öffentlich wider Baumeister gelästert hättest. Gott verzeih ihnen diese Vorstellung.

Colonie Anhalt, den 13. Dezember 1787

Mein lieber Sohn! Ich setze gar keinen Zweifel in Deine Versicherung, daß Du alles Mögliche tun werdest, um mir Freude und Dich selbst glücklich zu machen. . . .

Mein lieber Sohn, denke nun mit allem Ernst auf Dein künftiges Fortkommen. Du bist nun 19 Jahr alt und Gott hat Dir Fähigkeiten vor vielen Anderen verliehen; wende die besonders auch dazu an, daß Du in der Mathematik, im Englischen und Französischen Dich vervollkommnest, um damit von künftigem Herbst an wuchern und durch Information Dir selbst forthelfen zu können; vorzüglich im Englischen, worin Du schon einen sehr guten Anfang gemacht hast. Suche Gelegenheit, es als eine lebendige Sprache zu üben, fleißig die besten

engliſchen Dichter laut zu leſen und Dir dieſe jetzt ſehr geliebte Sprache ganz eigen zu machen. Du liebſt ſie ja ſelbſt, ſie wird Dir alſo nicht ſchwer fallen ... Wenn Du mir verſprichſt, daß Du von nun an Deinen vorzüglichſten Fleiß auf dieſe Sprache wenden willſt, ſo daß ich künftigen Herbſt, wenn ich lebe, Dich als einen fertigen Engländer mit gutem Gewiſſen empfehlen kann, ſo will ich unter der Zeit mich bemühen, Dir in irgend einem angeſehenen Hauſe einen vorteilhaften und angenehmen Poſten zu verſchaffen. Hierauf antworte mir, ſobald Du kannſt und Gelegenheit die Sprache zu üben gefunden haſt. Ich will alsdann mir ſelbſt etwas abbrechen und zu jener Abſicht auf ſechs Monat für jeden Monat mit einem Dukaten Dich unterſtützen. Du mußt aber ja darauf achten, daß Du die reine engliſche und nicht etwa die irländiſche oder ſchottiſche Ausſprache erlernſt.

Von Albertini

Barby, den 29. Juni 1788

Liebſter Freund, Du erhältſt hiemit die beiden Teile des Goethe, die ich noch nicht geleſen hatte und die mir viel Vergnügen gemacht haben, mit vielem Danke zurück. Ich würde Dich auch um noch mehr dergleichen Speditionen bitten, wenn nicht Georgi in Gnadau, der Teufel weiß wie, erfahren hätte, daß Du mir verbotene Bücher ſchickſt. Weil man ſich nun auf die Treue dieſes Mannes nicht recht verlaſſen kann, ſo will ich lieber auf dieſe ſchöne Leſequelle Verzicht tun, als Dich bei Baumeiſter in üblen Ruf, und mich in Not bringen.

Aber was muteſt Du mir nicht alles in Deinem Enthuſiasmus für den Platon und Ariſtoteles zu? Letztern ſoll ich

überſetzen und erſtern kaufen. Gut, daß Du die weiſe Clauſul dazu ſageſt, wenn ich zwei Louisdor übrig habe; ich habe gewiß und wahrhaftig nicht zwei Taler übrig.

Halle, den 4. März 1789

Herzlich geliebter Vater! Ich kann mich noch immer nicht rühmen, ganz wieder hergeſtellt zu ſein; mancherlei kleine Unpäßlichkeiten verfolgen mich noch und ſind natürlich mit beſtändigem Mißmut und übler Laune vergeſellſchaftet, welche Ihr letzter Brief ſeiner Natur nach eben nicht zu zerſtreuen oder zu vermindern fähig war. Ich habe nicht umhin gekonnt, mich über das Verfahren der beiden Breslauſchen Herren etwas zu ärgern und ich bin über die ganze Sache völlig Ihrer Meinung, ja ich ſehe deutlich, daß die letzte H.ſche Aeußerung, meinen Wuchs betreffend, nur ein Vorwand iſt, wodurch er ſich auf eine gute Art aus der Sache zu ziehen denkt, und ſowenig ich es ihm verdenken kann, daß er nicht einem jungen Menſchen, den er gar nicht kennt, aufs Geratewohl eine Lehrerſtelle anvertrauen will, ſowenig habe ich doch Luſt, viel zu riskieren, wo ich ſo eine Verfahrungsart wittere, und ſowenig möchte ich mich einem Mann aufdringen oder aufzudringen ſcheinen, der mich gern von ſich abhalten möchte.

Und ſo wäre ich gerade jetzt, wo ſich mein Schickſal bald entſcheiden ſollte, über dasſelbe ſo ungewiß, als nur jemals zuvor, und am Ende werde ich mich genötigt ſehen, das gütige Anerbieten meines Onkels, fürs erſte zu ihm nach Droſſen zu kommen, auf etwas längere Zeit anzunehmen, als ich gern gewollt hätte. Denn hier iſt meines Bleibens auf keinen Fall. Die Menge der jungen Männer, die hier von

ihrer etwanigen Gelehrſamkeit leben wollen, iſt viel zu groß, und es gehören zu viel äußere Vorzüge und gute Verbindungen dazu, um ſich unter denſelben hervorzutun; ja, da nur diejenigen vorzüglich begünſtigt werden, die ſich der hieſigen Univerſität widmen wollen, ſo iſt ſchon aus dieſem Grunde für einen Reformierten hier alles doppelt ſchwer.

Ich werde mich durch meinen Onkel in Frankfurt bekannt machen, um vielleicht auf dieſem Wege etwas zu erlangen. Sehr ſehnlich aber warte ich auf die mir von Ihnen gütigſt verſprochene letzte Beihülfe, um wenigſtens die Reiſe dahin machen zu können.

Anhalt, den 10. Dezember 1789

Mein lieber Sohn! Obgleich nicht ſchriftlich, dennoch väterlich und mit dankbarem Herzen gegen Gott, habe ich Deiner am 21ſten November gedacht und gedenke Deiner immerdar in meinem Gebet zu dem Vater unſers Lebens, daß er Dich bewahren und leiten und von ſeiner unendlichen Vaterliebe Deinem Herzen tiefe und bleibende Eindrücke ſchenken wolle. Eine ernſte Ueberſicht Deiner bereits verlebten Jahre könnte ſchon Dein Herz ſolchem heilſamen Eindruck öffnen, wenn Du beſonders an der einen Seite deſſen ſchädliche Auswüchſe und dann die liebreiche Zucht des guten Geiſtes Gottes in ſtille und aufrichtige Erwägung nehmen wollteſt. Tue das, lieber Sohn, und bei Deiner gegenwärtigen Lage verkenne nicht die mancherlei Gefahren und Klippen, welchen Dein Jünglingsalter und Dein Temperament Dich bloßſtellen. Dein Herz verabſcheue die kleine empfindelnde Schöngeiſterei und Dein Verſtand die ebenſo kleine Syſtemſucht und Syſtem-

macherei. Auf Deiner Laufbahn wirst Du keine Fortschritte tun, wenn Du schon jetzt über irgend etwas Dir ein System machen oder das eines Andern als das allein wahre annehmen wolltest. Erkenne vielmehr Deinen Beruf, welcher ist, mit uneingenommenem Gemüt und mit aufrichtig demütigem und Gott vertrauendem Herzen Wahrheit und Weisheit zu suchen. Mache von Deiner Zeit eine weise Einteilung und nächst der Bibel, welche als Dein tägliches Andachtsbuch in der Frühstunde, und zwar in den Grundsprachen, zu lesen, Dir auf immer von mir empfohlen bleibt, so laß bei anderer Lektüre durch den Rat Deines lieben Onkels Dich leiten. Hüte Dich vor solchen Schriften, deren Verfasser sich bald als kleine, selbstsüchtige und äußerst intolerante Geschöpfe dadurch verraten, daß sie unter dem ehrwürdigen Namen der Aufklärung nur ihren Ruhm zu verbreiten und Anderen ihre Systeme aufzubürden sich bemühen; nie haben wahre Weise so gedacht und gehandelt, sondern bei den größten Fortschritten, die sie in Erforschung der Wahrheit getan, wurden sie auch immer bescheidener und gegen sich selbst mißtrauischer in Absicht auf den tiefeingewurzelten Eigendünkel und Stolz des Herzens, welche die Vorurteile nähren und dadurch den Verstand verblenden. Jenes heilsame Mißtrauen aber, verbunden mit unabläßig eifrigem Forschen und einer steten Aufmerksamkeit auf sich selbst, leitete sie endlich zu der edlen Geistesfreiheit, die durch nichts, nur durch die Wahrheit, sich binden läßt.

Drossen, den 23. Dezember 1789

Herzlich geliebter Vater! Wie soll ich Ihnen für alle die guten Regeln danken, welche Ihr Brief für mich enthält? ich

hoffe, daß ich vor den beiden gefährlichen Klippen, welche Sie mir im Anfang desselben namhaft machen, glücklich vorbeischiffen werde, aber ich hoffe es nicht sowohl von meiner Kunst zu steuern als von dem guten Wind, welcher in meine Segel bläst und mich gerade mitten hindurch zu treiben scheint.

Die Empfindelei, diese Auszehrung des Geistes, welche die Kraft hinwegnimmt und sogar ihre Vollkommenheit in einer gewissen Schwäche sucht, da man niemals der ersten Eindrücke mächtig, und wodurch, wie bei gewissen körperlichen Krankheiten auch die gesundeste Nahrung in schädliche Säfte verwandelt wird — diese ist für meine Seele niemals gefährlich gewesen, und mein gutes Schicksal hat mir immer, wo ich auch gewesen bin, einen oder ein paar Freunde zugeführt, in deren Umgang ich bessere Freuden genossen und mein Gefühl für das Wahre und Gute, ohne in solche Ausschweifungen zu geraten, geschärft habe.

Noch weiter aber bin ich immer von der Systemsucht entfernt geblieben. Ich habe mit dem Zweifeln angefangen zu denken, und soviel ich seitdem auch gelesen und selbst nachgedacht habe, soviel Umgang ich auch mit den festesten Anhängern dieses und jenes Systems gepflogen habe, so bin ich doch gewissermaßen in der Theologie sowohl als in der Philosophie auf dieser Stufe stehen geblieben. Ich glaube nicht, daß ich es jemals bis zu einem völlig ausgebildeten System bringen werde, so daß ich alle Fragen, die man aufwerfen kann, entscheidend und im Zusammenhang mit aller meiner übrigen Erkenntnis würde beantworten können; aber ich habe von jeher geglaubt, daß das Prüfen und Untersuchen, das geduldige Abhören aller Zeugen und aller Parteien das einzige Mittel sei, endlich zu einem hinlänglichen Gebiet von Gewißheit und vor allen Dingen zu einer festen Grenze

zwischen dem zu gelangen, worüber man notwendig Partie nehmen und sich und einem jeden Andern Red' und Antwort muß stehen können, und zwischen dem, was man ohne Nachteil seiner Ruhe und Glückseligkeit unentschieden lassen kann. So sehe ich den Kampfspielen philosophischer und theologischer Athleten ruhig zu, ohne mich für irgend einen zu erklären oder meine Freiheit zum Preis einer Wette für irgend einen zu setzen; aber es kann nicht fehlen, daß ich nicht jedesmal von beiden etwas lernen sollte.

Nicht so gut, als über diese beiden Punkte, werde ich Sie über einen andern befriedigen können, wonach Sie mich zu wiederholten Malen fragen: nämlich über die Einteilung meiner Zeit. Das Studieren ist bei mir zu leidenschaftlich, wenn ich so sagen darf, als daß ich, solange es in meiner Willkür steht, gewisse Stunden halten könnte, wo ich mich hiemit beschäftige, um dann mit dem Glockenschlag, oder doch beinahe so, zu einem ganz andern Fach der Erkenntnis überzugehen. Alles, was ich vornehme, geschieht mit einer gewissen Vehemenz, und ich ruhe nicht eher, bis ich — auf einen gewissen Punkt wenigstens — damit fertig bin. Das ist schon, seitdem ich nach Niesky kam und mit meinem Freund Albertini die Alten zu lesen anfing, so meine Art gewesen, und ich habe mich davon bis jetzt nicht losmachen können und es auch vielleicht nicht ernstlich gewollt. Es geht also bei mir nicht alles stunden- nicht tageweise, sondern stoßweise, periodenweise. Bald liegt mir ein großer Teil der Philosophie am Herzen, ich forsche nach seiner Geschichte, gehe alle verschiedenen Meinungen durch und sehe, was darin haltbar oder unhaltbar, konsequent oder inkonsequent ist. Hierbei hat mich vielleicht irgend etwas auf einen Zeitpunkt der Geschichte oder auf eine philologische Streitfrage aufmerksam gemacht, und sobald jene Untersuchung ge-

endigt ist, wende ich mich mit gleichem Eifer zu dieser. So wechseln praktische und theoretische Philosophie beständig miteinander ab. Gegenwärtig bin ich seit einiger Zeit mit einer gründlichen Revision meiner eigentlich theologischen Kenntnisse beschäftigt. Diese ganze Art zu studieren hat vielleicht, wie jede andere, ihre Fehler, aber auch ihre unleugbaren Vorzüge; man wird nicht so durch die Menge ganz verschiedener Gegenstände zerstreut und verwirrt, und da man immer durch ein gewisses Bedürfnis, durch irgend eine Lücke, die man in seinen Kenntnissen gewahr wird, zu seinen Beschäftigungen getrieben wird, so tut man alles con amore und läuft nicht Gefahr, um der festgesetzten Ordnung willen einen Teil seiner Zeit auf etwas zu wenden, was man nicht nötig hat.

Reichenbach, den 6. Mai 1790

Mein lieber Sohn! Gestern habe ich meinen Geburtstag Gott Lob! recht froh und dankbar und, wie Du wohl vermuten wirst, in der Gesellschaft Deiner Schwester zugebracht, froh und dankbar über mein Glück als Vater, welches ich ganz fühlte, indem wir im Geist alle beisammen waren und Lottchen mich den ganzen Vormittag mit Vorlesung Deiner und Carls Briefe unterhalten und erfreut hat. Da bitte ich Dich nun gleich anfangs, lieber Sohn, ja ich befehle Dir es, ihr darüber keine Vorwürfe zu machen, wenn Du nicht haben willst, daß ich Dir welche mache, die Du freilich wohl verdient hättest, indem Du mich so sehr verkannt und eben dadurch so wenig Zutrauen zu mir gefaßt, welches mir denn so manches Vergnügen entzogen hat, welches Deine Briefe mir hätten gewähren können, wenn Du nicht, wie ich beinahe fürchte, unter

die Zahl der finstern Väter mich gesetzt hättest, die die Freuden des Alters sich dadurch verderben, daß sie nicht mit Kindern Kinder und mit Jünglingen Jünglinge sein können. Wenn Du so fortfährst, lieber Sohn, welches ich doch nicht hoffen will, dann werde ich, da Du nun in Berlin bist, wohl auch nichts erfahren von allem dem, was Deine Seele fühlen wird, wenn der Anblick so mancher Werke der Kunst, dieser Nachahmerin der schönen Natur, Dich neue bisher fast ungekannte Freuden wird genießen lassen, Freuden, die Dich immer näher zu dem Schöpfer derselben, der lauter Liebe ist, führen werden. Und glaubst Du denn, lieber Sohn, daß Du auf solche Weise Deine selige Mutter ehren und Deinem treuen Dich zärtlich liebenden Vater in seinem Alter Freude machen werdest, wenn Du fortfahren wolltest, entweder aus einer mal-placirten Schüchternheit, die man ganz fälschlich mit dem Namen kindlicher Ehrfurcht belegt, oder, welches schlimmer wäre und welches ich doch nennen muß, obgleich Du es ungern hörst, aus Egoismus Deinem liebenden, menschlichen und nie die Menschheit verkennenden Vater in Dir den angenehmen Jüngling zu verbergen, den gesetzten Mann vorzuspiegeln, und ihn dadurch so mancher Herzensfreude zu berauben. Hättest Du auch nur ein einziges Mal mit einem so angenehmen prosaischen Gedichtchen, als Deines an Selma ist, mich an meinem Geburtstage oder mit etwas Aehnlichem erfreut, so wollte ich alles Andere Dir verzeihen. Jedoch ich tue es auch ohne das, in der Hoffnung, daß, da ich des persönlichen Umgangs mit Dir entbehren muß, Du ins Künftige mir diesen gewiß großen Verlust meines Alters durch natürlichere und offenere Briefe wenigstens einigermaßen ersetzen werdest.

Anhalt, den 23. April 1792

Mein lieber Sohn! Du beklagst Dich, daß Du Dir keine Bücher kannst anschaffen; ich aber gratuliere Dir dazu, denn unsere Denkungsart verändert sich zu oft mit den Büchern, da wirft man denn die alten weg und kauft neue. Diese Bücher-Manie hat Deinem Vater viel Kummer gebracht, der sich jedesmal schmerzhaft erneuert, so oft ich alte Buchschulden zu bezahlen habe.

Sei auch nicht zu besorgt über Deinen Vortrag im Predigen, das wird sich schon geben. Wird Dir dereinst ein vermischtes Auditorium oder auch wohl gar eins von der niedrigsten Klasse (welches ich Dir mehr wünsche als ein glänzendes) zu Teil, so wirst Du, wenn Du Deine Zuhörer lieb hast, Dich auch zu ihnen herablassen können und wirst es mit Vergnügen tun.

Lieber Sohn, laß Dir meine Erfahrungen und die daraus gezogenen Lehren nicht mißfallen; was kann ich in meinem Alter wohl sonst noch für Dich tun, als daß ich Dir das, was ich jetzt vielmal bereue, zur Warnung darlege. Hiezu gehört auch besonders das, daß ich von jeher das Geld zu wenig geachtet habe, und darum bitte ich Dich inständig, befleißige Dich einer guten Wirtschaft und genauen Einteilung Deines Einkommens; vorzüglich aber untersuche besser, d. h. nicht nur mit Deinem gewöhnlichen scharfen, sondern mit einem ganz unparteiischen Blicke das, was man Generosität zu nennen pflegt; mache wenigstens den Anfang damit, es wird dabei doch am Ende des Jahres noch sehr viel daran fehlen, daß Du auch hierin völlig zufrieden sein könntest. Du hast doch ein schönes Einkommen und dabei alles frei ...

An Schwester Charlotte

Landsberg, den 13. Oktober 1794

Ich weiß wohl, meine Beste, daß ich billig schon eher einen Brief an Dich hätte unternehmen sollen, aber Du kannst sicher glauben, daß das als eine schwere Last, als ein drückendes Geschäft, diese ganze Zeit auf mir gelegen hat. Ich habe gar nicht den Mut von der traurigen Begebenheit mit Dir zu reden, die der Himmel über uns verhängt hat; ich kann Dir nichts zurückgeben, als den traurigen Widerhall Deiner eigenen Klage — auch das kann ich nicht einmal. Seine liebevolle zärtliche Seele steht in tausend Bildern vor mir, und ich kann mich in die traurige Gewißheit noch gar nicht finden, daß das alles verschwunden ist. Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich einen unersetzlichen Verlust recht empfinde; denn als unsre selige Mutter starb, war ich noch zu sehr Kind; meine Gefühle hatten etwas Phantastisches, etwas Romanhaftes, welches mitten in meinen Schmerz eine kindische Selbstgefälligkeit brachte. Wenn ich die Mutter mit einem eben solchen Gefühl hätte verlieren sollen, wie ich jetzt den Vater hingebe, das wäre für einen Menschen zu viel. Ein seltnes Glück haben wir verloren; wir stehen nicht als gewöhnliche Waisen da, denen etwa ihr Ernährer, ihr Versorger entrissen ist, und denen die erste beste Mildtätigkeit Ersatz geben kann: einen Freund, der von Anfang unsers Lebens bewährt gefunden ist und den wir nun ohne alle Beimischung von weniger edlen Antrieben ehren und lieben und für ihn beten konnten. Ein seltnes Glück haben wir besessen und verloren. Mit eben der Teilnahme, womit ich an den Genuß gedacht habe, den Du verlierst, hast Du auch an die schönen Hoffnungen gedacht, die ich hatte. Es wäre wohl billig gewesen, nach so viel

Jahren Abwesenheit, nach so vielen mit mir vorgegangenen Veränderungen, wovon der gute Vater wohl gern das Resultat von Angesicht zu Angesicht gesehn hätte — es wäre wohl billig gewesen, daß eine gütige Schickung uns noch einmal zusammengeführt hätte; doch — es sollte nicht sein. Du leidest allerdings mehr von Beklagern und Tröstern, das glaube ich gern; dafür hattest Du oft die Freude ihn zu sehn und hast ununterbrochen im Genuß gegenseitiger Liebe mit ihm gestanden. In meinem Leben hingegen gibt es eine Periode, deren Erinnerung sich mir jetzt oft unwillkürlich aufdrängt, wo ich das Herz des vortrefflichen Vaters verkannte, wo ich glaubte, er täte mir zuviel und beurteilte mich falsch, weil ich seinen Meinungen nicht zugetan war. Eine gewisse Kälte gegen ihn, welche daraus entstand, erscheint mir als die dunkelste Stelle meines Leben. Doch ich habe mein Unrecht im Stillen erkannt und er hat verziehen, ohne daß ich darum gebeten hatte. Ich habe sein Herz seitdem besser schätzen gelernt und ihm doch einige Jahre mit warmer ganzer Liebe und offener Vertraulichkeit gelohnt. Was mich noch kränkt, ist, daß ich ihm auf seinen letzten Brief die Antwort schuldig geblieben ...

Bei den Dohnas

Von Mai 1787 an studierte Schleiermacher in Halle Theologie, vier Semester. Später lag diese Zeit hinter ihm als „eine der wunderlichsten" seines Lebens: „wie das Chaos, ehe die Welt geschaffen wurde". Als Armut ihn von Halle trieb, fand er eine Zuflucht bei seinem treuen Onkel Stubenrauch, der inzwischen Pfarrer in Drossen geworden war. Sommer 1790 machte er sein Examen in Berlin (zusammen mit Kandidat Catel). Nach bangem Warten öffnete sich ihm Herbst 1790 das Haus des Grafen Dohna zu Schlobitten in Ostpreußen, und mit einem Mal sah er sich von einer auserwählten Schar „achtungswerter und liebenswürdiger Charaktere" umgeben: „in fremdem Hause ging der Sinn mir auf für schönes gemeinschaftliches Dasein". Zwar gab es bald Reibungen, vorübergehend mit der Gräfin, die des Hauses Seele war, andauernd mit dem Grafen, einem Offizier aus dem Siebenjährigen Kriege; so kam es vom 6. zum 7. Mai 1793 zur Lösung des Verhältnisses. Aber beide Teile hatten ihren Gewinn von diesen zweieinhalb Jahren und blieben in schöner Verbindung.

Von den sechs Söhnen waren in dieser Zeit die beiden ältesten nicht zu Hause: Alexander, der spätere Minister, drei Jahre älter als Schleiermacher, war damals schon Kammer-Referendar, und Wilhelm studierte Jura in Königsberg; Louis, vierzehnjährig, und Fabian, neunjährig, unterstanden insonderheit der Fürsorge des Hofmeisters; dazu die Kleinen, Fritz und Helvetius. Ernster als die Söhne griffen die jungen Komtessen in Schleiermachers Entwicklung ein: Karoline, als er eintrat zwanzig Jahre alt, Friederike im siebzehnten, Auguste im sechzehnten Lebensjahr; Friederike mit ihrem beglückenden Wesen machte auf den jungen Mann einen tiefen Eindruck. Noch eine zehnjährige Tochter war da, Christiane.

Die „neue Einrichtung" und „Inquisition", von der S. 42 und 43 die Rede, ist die Einsetzung der „Immediaten Examinations-Kommission" vom 14. Mai 1791, mit der die Reaktion unter dem Kultusminister Wöllner (Edikt vom 9. Juli 1788) ihre Kreise enger zog. 1792—94 folgten dann die bekannten Maßregelungen Kants. — Herzens (S. 52) werden wir im dritten und vierten Abschnitt näher kennen lernen.

An Kandidat Catel

Schlobitten, den 17. Dezember 1790

Ich fand die Familie nicht in Finkenstein, und wurde mit gräflichen Pferden hieher nach Schlobitten gebracht, wo ich (wenn Dir am Kalender etwas liegt) den 22. Oktober ankam, und sehr freundschaftlich empfangen wurde. Ich war ganz glücklich im Kreise dieser in aller Rücksicht vortrefflichen Familie. Die Gräfin, welche die Krone des Hauses ist, ist eine Dame von etwa vierzig Jahren, einem schönen Wuchs, der nichts weniger vermuten läßt als daß sie zwölf Kinder gehabt hat, einem großen air, voll hoher grace und Spuren von nicht ganz konservierter Schönheit. Ob sie gleich von Kindheit an die Gespielin und Freundin der Erbstatthalterin gewesen ist, und überhaupt viel am Hof und in der großen Welt gelebt hat: so liebt sie doch weit mehr die natürlichen häuslichen Freuden, und ist lieber Mutter, Gattin und Hausfrau, als Gräfin und eine der ersten Damen des Landes; aber sie fühlt doch, soweit das sein muß, daß sie das ist, und weiß bei aller Herablassung und Leutseligkeit doch die Würde ihres Standes sehr gut zu soutenieren. Ihr Verstand ist vortrefflich gebildet und ihr Charakter flößt in gleichem Grad Ehrfurcht und Liebe ein. Der Graf, der als ein ganz junger Mann die letzten Kampagnen des Siebenjährigen Krieges mitgemacht hat, aber sehr bald vom Militair abgegangen ist, hat bei vielem bon sens doch einen Kopf, in dem es lange nicht so aufgeräumt ist als bei der Gräfin, noch viel Liebe zum Militair und bisweilen sehr sonderbare Einfälle, über die er aber auch mit sich handeln läßt, und ist übrigens von gutem Charakter, jovialisch und voll komischer Laune. An sich mag er sehr aufbrausend und hitzig gewesen sein, was aber die

Weisheit seiner Gemahlin sehr gemildert hat; überhaupt kann man mit einiger Aufmerksamkeit sehr leicht unterscheiden, was in seinem ganzen Wesen ihm eigen und was von ihr modifiziert ist. Zehn von den zwölf Sprößlingen dieser Ehe leben noch, und acht von ihnen sind hier zu Hause. Der älteste Graf ist auf Reisen gewesen und jetzt beim Generaldirektorio engagiert, der zweite in Königsberg; diese kenne ich bis jetzt nur vom Hörensagen und bleibe nur bei denen stehen, die ich täglich um mich habe. Die älteste Komtesse Caroline ist ungefähr zwanzig Jahr alt (sie ist primus omnium) und ungeachtet eines weniger einnehmenden Aeußern wegen eines sehr fein fühlenden Herzens, einer treffenden Urteilskraft und eines kleinen, ganz kleinen Hanges zur Schwärmerei sehr interessant. Die zweite Komtesse Friederike zwischen sechzehn und siebenzehn Jahren vereinigt alles, was ich mir jemals von Reiz und Grazie des Geistes und Körpers gedacht habe. Jede Beschreibung wäre gewagt. Für alle geselligen Empfindungen geschaffen und gestimmt, mit einer ruhigeren Einbildungskraft, einem tief blickenden Verstand, und dabei so voll attachement und ohne Prätension: wie glücklich wird sie nicht einen Mann machen, der dieses Schatzes würdig ist. Fast schöner als sie, aber bei weitem noch nicht so gebildet und bedeutend ist ihre dritte Schwester Auguste, die ein Jahr jünger ist. Die jüngste Tochter Christiane von zehn Jahren verbindet mit vielen Talenten und Annehmlichkeiten viel Eigenliebe und Selbstgefühl, und ich gebe mir viel Mühe es ganz unter der Hand ein wenig zu beugen. Aber nun zu meinen Grafen, deren es hier noch vier gibt, von denen aber der jüngste Graf Helvetius von anderthalb Jahren noch nicht zu meinem Departement gehört. Der älteste Graf Louis nahm mich gleich beim ersten Anblick so ein, daß ich schon um seinetwillen hier zu bleiben wünschte,

und wir ſind uns beide ſehr attachiert. Aber ob er gleich nur wenig über vierzehn Jahr alt iſt, ſo werde ich ihn wohl nicht mehr ſehr lange ganz unter meiner Leitung haben, weil er ſchon lange beim Regiment engagiert iſt und bald Offizier werden wird. Mir tut es ordentlich leid, ſein ſanftes Herz in die rauhe Soldatesque zu bringen und ſeinen ſehr guten Verſtand in den Frivolitäten des Dienſtes erſtickt zu ſehen. Aber alle vier ſind (bloß um den König nicht zu desobligieren, ſo geniert ſind die Großen) zum Militair beſtimmt, und darauf muß ich bei der Erziehung, die ich ihnen gebe, ſehr Rückſicht nehmen. Graf Fabian, der zweite, iſt neun, und Graf Fritz, der dritte, ein charmanter Junge aber leider der Liebling des Vaters, ſechs Jahr, und von dieſen Kindercharakteren will ich Dich nicht unterhalten.

Uebrigens iſt es wirklich eins der erſten Häuſer in Preußen und mit vielen großen Familien liiert. Auch hat man hier auf dem Lande alle Annehmlichkeiten der Stadt, gute Geſellſchaft in der Nähe und alle Handwerker auf dem Schloßhof ſelbſt. Schlobitten, den gewöhnlichen Sejour, denn nach Finkenſtein kommt man nur ſelten, wirſt Du auf der Karte der Akademie im Oberland zwiſchen Preußiſch Holland und Mühlhauſen finden; der Ort hat eine angenehme Lage, einen Garten und Tiergarten mit ſchönen engliſchen Partien, und ich denke im Sommer ſo ſelig zu ſein, als man im Himmel nur ſein kann. Das einzige, was mir noch fehlt, ſind gelehrte Bekanntſchaften, die ich aber bald zu erlangen hoffe, denn an ſchöner Literatur iſt kein Mangel, da man eine ſehr gute Bibliothek hat, welche noch täglich vermehrt wird.

Noch Eins. Ich habe ſchon einmal hier im Schloß vor der Herrſchaft gepredigt mit vielen applaudissements, und bin für den erſten Feiertag wieder darum erſucht worden.

An den Vater

Schlobitten, den 11. Juli 1791

Es war gestern ein gar zu schöner Tag und ich habe so viel dabei an Sie gedacht. Es war der Geburtstag des Grafen, der auf eine sehr schöne Weise gefeiert ward. Des Morgens kamen alle seine Kinder in Prozession ihm ihre Geschenke darzubringen, jedes hatte eine Zeichnung und von den Abwesenden wurden Briefe vorgetragen; der kleine Helvetius, ein Kind von zweieinhalb Jahren, welches noch nicht recht sprechen kann, ging voran, streute dem Grafen Rosen entgegen und rief immer dabei: Papa da hast! Dieser gute Vater war sehr gerührt und sehr zärtlich, er empfahl sich seinen Kindern und bat sie Geduld mit einem fünfzigjährigen Mann zu haben. Ich glaube, es war niemand, dem nicht die Tränen dabei in den Augen standen. Hernach wurde in einer Laube mit der Inschrift: „O Vater tritt herein und laß uns diesen Tag Dir weihn", ein Frühstück gegeben, welches die jungen Gräfinnen allein bereitet hatten und wobei sie auch allein servierten; — es wurde dabei ein sehr schönes Lied gesungen, es war so erbaulich, so häuslich, so schön — und so verging der Tag auf eine sehr glückliche Weise. Vater und Familie fühlten ihr Glück auf eine so lebhafte Art. Was muß es auch für eine herrliche Empfindung geben, sich als Vater und Hausvater zu fühlen, zu fühlen, daß man geliebt ist, daß man menschlicherweise als der Schöpfer von dem Glück so vieler teuern Seelen betrachtet werden kann. O das sah ich gestern aus dem Angesicht des Grafen.

An den Vater

Schlobitten, den 20. Juli 1791

Bei meinem unangenehmen Vorfall mit der Gräfin mögen Sie, beſter Vater, es wohl getroffen haben. Sie hätte freilich bei ihrer außerordentlich großen Klugheit und Feinheit noch einen Ausweg finden können, wenn ſie unbefangen geweſen wäre: aber das war ſie nun einmal nicht und alſo hätte ich mich freilich mehr hüten ſollen. Inzwiſchen glaubte ich bei dem auffallenden Schritt, den ich tat, ziemlich ſicher zu ſein, daß man es nicht ſo laſſen würde, und ich muß geſtehn, daß ſich die Gräfin hernach ſehr edel genommen hat. Daß wirklich nichts Unangenehmes zurückgeblieben, davon bin ich ſo überzeugt, als von meinem Daſein; kein Menſch geht im geringſten anders mit mir um als vorher, und ich könnte tauſend kleine Züge anführen, wenn ſie der Feder nur Stand hielten. Nur der Graf hat ein paar Mal, wenn er mich ſo recht glücklich ſah, darüber geſcherzt und geſagt: Nun iſt ihm bene, ſeht doch, nun geht er nicht aus der Kondition; aber eben dieſer Scherz beweiſt meines Erachtens mehr für als wider mich.

An den Vater

Schlobitten, den 16. Auguſt 1791

Sie wünſchten, ich möchte mich dieſer Familie notwendig machen, das weiß ich nun freilich nicht zu bewerkſtelligen, aber ich fühle, daß ſie mir beinah notwendig geworden iſt. Es ſind alles ſo gute Menſchen, und es iſt eine ſo lehrreiche und zugleich ſo liebe Schule. Mein Herz wird hier ordentlich gepflegt und braucht nicht unter dem Unkraut kalter Gelehrſamkeit zu

welken, und meine religiösen Empfindungen sterben nicht unter theologischen Grübeleien; hier genieße ich das häusliche Leben, zu dem doch der Mensch bestimmt ist und das wärmt meine Gefühle.

An Catel

Schlobitten, den 29. August 1791

Uebrigens ist mir noch gar nicht recht, daß Du die Theologie verlassen willst; die neue Einrichtung laß Dich doch nicht kümmern, bei uns hat das nichts zu sagen, geht alles seinen alten Weg, und man fährt darauf, wo nicht so schnell und bequem wie auf der Chaussee der Hof- und Weltleute, aber doch am Ende ziemlich sicher; mit der Erziehung aber ist es so eine mißliche Sache, und man weiß nicht recht wie man damit geschoren ist.

Frankreich ist mir eben so interessant, als es Dir nur sein kann, und ich möchte wohl wissen, was die drei hohen Häupter, welche dieser Tage in Dresden versammelt gewesen sind (oder vielmehr diejenigen, welche die Mühe übernommen haben für diese drei Herren zu denken), gegen das gute Volk ausgeheckt haben. Gott verdamme ihre despotischen Absichten.

An Catel

Schlobitten, den 24. Mai 1792

Wenigstens solltest Du mir das elysische Leben nicht zur Schuld anrechnen, da es offenbar Verdienst von meiner Seite

ist, indem niemand ein elysisches Leben führen kann, als wer es sich macht, wie ich solches in meiner letzten Neujahrspredigt des mehreren bewiesen habe — und was das Abenteuer mit dem Pferde betrifft, nun nur gemach, alter Freund, so hat mir das ganze Abenteuer wahrscheinlich nicht so den Kopf eingenommen, als Dir das Zusehen auf der Leipziger Manege. Mit der Pfarre, mein Lieber, steht es auf weit schwächern Füßen, als meine letzte Entschuldigung, Du magst sagen was Du willst, gewiß nicht gestanden haben kann. Denn Du hast wohl Recht, daß Gesundheit eine Hauptsache dabei ist, und die fehlt mir gerade an dem Teile der zur Pfarre am nötigsten ist, nämlich an der Brust. Das hätte ich ehedem nicht gedacht; denn ich glaubte noch vor dem Jahre, daß sie zu den stärksten auf der Welt gehöre. Aber jetzt zeigt sich seit einigen Wochen so mancherlei, was mich von dieser Seite nicht viel hoffen läßt, und alle dafür gebrauchten Mittel wollen nicht anschlagen. Deswegen weiß ich nicht, ob ich nicht der Pfarre werde entsagen und auf irgend etwas anderes denken müssen. Sage mir nur, was! denn bei einer Professur spart man die Lunge wahrlich nicht; sonst sollte es mich wohl amüsieren, auf der Viadrine einmal so eine Art von Knäppchen vorzustellen. Die Inquisitionen, und was dem anhängig ist, wovon Du einen Vorwand hernimmst Deine in der Tat grundlose Abneigung zu beschönigen, sollte mich nicht schrecken; es ist so fürchterlich nicht als es scheint, und besonders bei uns Reformierten ist noch nichts davon zu spüren. Abgeschmackt ist es freilich im höchsten Grade; aber man muß es von der lächerlichen Seite betrachten, wie ich, so können uns alle königlichen und churfürstlichen Toren und alle die törichten Geister, welche durch sie sprechen, das elysische Leben nicht verbittern, sondern helfen es vielmehr wider ihren Willen würzen.

An Catel

Schlobitten, den 26. November 1792

Du wünſcheſt mich in Berlin zu haben, und ich glaube Dir das zur Not; ja was noch mehr iſt: ich muß Dir geſtehn, daß ich auch nicht abgeneigt davon wäre. Nicht als ob meine Verhältniſſe hier anders, oder als ob es nun weniger Elyſium hier wäre als ſonſt, ſondern es war doch, wie es denn hier auf Erden immer der Fall zu ſein pflegt, nicht vollkommen Elyſium. Meine Glückſeligkeit beſtand vornehmlich in meinen Kindern und in den andern Kindern des Hauſes; mit den Eltern hatt' ich zwar auch ein gutes Verhältnis, aber es war doch von Anfang an vieles darin, was geſchont und ſauber behandelt ſein wollte. Nun ändern ſich leicht gewiſſe Umſtände, und es kommen ſolche herbei, wo dergleichen Dinge nicht eben ſo geſchont werden können, und das gibt Diſſonanzen und verſtimmt, und in ſolchen Lagen wie die jetzige kann ſich überhaupt manches ereignen, was mich zu einem Abzuge noch bereitwilliger machen könnte; freilich im Reich der Möglichkeit auch manches, was mich näher und feſter attachieren würde, als ich je geweſen bin: doch iſt mir das letzte unwahrſcheinlicher als das erſte. Deswegen wenn Du irgendwo von einer Stelle hörſt . . .

Bei dem allen bin ich den meiſten Perſonen dieſer Familie ſo von Herzen gut und lebe ſo gern mit ihnen, daß es mich immer viel koſten wird von hier wegzugehn; allein es gibt (außer der literariſchen Abgelegenheit und Dürre, die mir auch je länger je mehr zur Laſt wird) mancherlei Bewegungsgründe, die es wahrſcheinlich mit der Zeit notwendig machen werden.

An den Vater

Schlobitten, den 14. Februar 1793

Offen wie ich mit allen meinen Geſinnungen gegen Sie herausgehe, ſcheue ich mich gar nicht, Ihnen zu geſtehn, daß ich die franzöſiſche Revolution im ganzen genommen ſehr liebe, freilich, wie Sie es wohl ohnehin von mir denken werden, ohne alles, was menſchliche Leidenſchaften und überſpannte Begriffe dabei getan haben, und was, wenn es ſich auch in der Reihe der Dinge als unvermeidlich darſtellen läßt, doch nicht als gut gebilligt werden kann, mit zu loben, und noch vielmehr ohne den unſeligen Schwindel, eine Nachahmung davon zu wünſchen und alles über den Leiſten ſchlagen zu wollen — ich habe ſie eben ehrlich und unparteiiſch geliebt, aber dies hat mich von ganzer Seele mit Traurigkeit erfüllt, da ich den guten König als ſehr unſchuldig anſehe und jede Barbarei gar herzlich verabſcheue. Aber faſt eben ſo ſehr, als ich mich an der Sache ſelbſt geärgert habe, habe ich mich über die Art geärgert, wie ich ſo viele Menſchen habe darüber urteilen hören. Manche verdammen die Handlung nur deswegen, weil er ein geſalbtes Haupt iſt; Andere entſchuldigen die Sache ſelbſt mit der Politik, und ihr Abſcheu betrifft nur das verfehlte decorum, und was dergleichen ſchiefe Urteile mehr ſind. Ich habe mich dabei oft aufgeführt, wie die Stimme des Predigers in der Wüſten, und iſt mir auch gerade ſo gegangen. Wenn ich den Leuten das Wahre vorhielt, daß keine Politik der Welt zu einem Morde berechtige und daß es infam ſei einen Menſchen zu verdammen, dem nichts erwieſen ſei, ſo hatten ſie dazu keine Ohren; wenn ich ihnen aber das Falſche ihrer Gründe vorhielt, daß, wenn die Todesſtrafe überhaupt etwas Rechtmäßiges ſei und Ludwig etwas verbrochen hätte, was ſie den Geſetzen gemäß verdiente,

das Geſalbtſein ſeiner Verdammung weiter nicht hinderlich wäre; wenn ich ihnen ſagte, daß das decorum im Grunde nur eine Kleinigkeit ſei und nichts darauf ankomme, wer ihm die Haare abgeſchnitten habe, ſo wollen ſie ſich kreuzigen und ſegnen und ſchreien mich wohl gar für gefühllos aus. So iſt es mir in der ganzen franzöſiſchen Sache ſchon bei tauſend Malen gegangen. Indem ich mich nicht enthalten kann die Parteilichkeit und Einſeitigkeit der Menſchen nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen zu beſtreiten und ihnen zu dem audiatur et altera pars hie und da praktiſche Anleitung zu geben, ſo verderbe ich es mit allen und ich armer Menſch, der ich ſelten über einzelne Dinge eine Meinung habe und alſo noch viel weniger im ganzen zu einer Partei gehören kann, gelte bei den Demokraten nicht ſelten für einen Verteidiger des Despotismus und für einen Anhänger des alten Schlendrians, bei den Brauſeköpfen für einen Politikus, der den Mantel nach dem Winde hängt, und mit der Sprache nicht heraus will, bei den Royaliſten für einen Jakobiner und bei den klugen Leuten für einen leichtſinnigen Menſchen, dem die Zunge zu lang iſt. So iſt mirs mit der Theologie auch ſchon ſeit langer Zeit gegangen und ich weiß mich zu beſinnen, daß ich in einer Viertelſtunde in der nämlichen Stube von dem einen für einen Lavaterſchen Chriſten, von dem andern wenigſtens für einen Naturaliſten, von dem dritten für einen ſtrengen dogmatiſchen Orthodoxen und von dem vierten . . .

An den Vater

Schlobitten, den 7. Mai 1793

Die Ortsveränderung, beſter Vater, wovon Sie eine Ahnung bei mir bemerkt haben, ereignet ſich eher als ich es vermutete,

denn ich bin wirklich im Begriff, ſobald meine Angelegenheiten in Ordnung gebracht ſind, von hier abzureiſen. Es war geſtern Abend, als ich bei Gelegenheit eines Widerſpruchs mit dem Grafen in einen Streit geriet, worin er ſehr heftig wurde und ein deutliches Wort von Abſchied ſprach. Natürlich nimmt ſich ein adeliges militairiſches Wort nicht ſo leicht zurück als ein bürgerliches durch eine Dame veranlaßtes wie das vor zwei Jahren, und ſo iſt es denn dabei geblieben. Für mich ſchickte es ſich nicht es zurückzubitten, und ich wäre dadurch unausbleiblich in eine ſehr abhängige und unangenehme Lage gekommen, worin ich über vieles nichts hätte ſagen dürfen. Hätte es der Graf zurücknehmen wollen, ſo hätte er ebenfalls befürchten müſſen, meinem ihm ſo ſcheinenden Beſtreben nach Unabhängigkeit und eigenmächtigem Verfahren zu viel Spielraum gegeben zu haben; ſo waren alſo beide Parteien in einer Lage, worin, nachdem das Wort einmal heraus war, das Zurücknehmen desſelben nichts Wünſchenswürdiges geweſen wäre. Heut früh ließ er mich rufen und es war ſchon alles, was ſich auf die Sache bezog, in Richtigkeit gebracht. Bei vielen Verſicherungen von Freundſchaft und Achtung verſicherte er mich mehrere Male, daß ihm das geſtern im Eifer gegen ſeinen Willen entfahren wäre. Ich gab ihm denn, ſo fein ich konnte, zu verſtehn, daß ich dieſen Eifer gleich mit in Anſchlag gebracht und deswegen nichts weiter erwidert hätte, äußerte aber, daß ſchon lange keine rechte Harmonie geweſen wäre und er ſchon lange unzufrieden mit mir geſchienen hätte; er wollte zwar das nicht zugeben, allein das Geſpräch kam doch auf Materien, wobei die gegenſeitigen Beſchwerden an den Tag kamen, auf den Charakter der Kinder und auf die Methode uſw., das alles ſehr gelaſſen, freundſchaftlich von beiden Seiten und mit einer den Umſtänden

angemessenen Mischung von Offenheit und Feinheit. Er führte mancherlei von ihm vorgeschlagene Einrichtungen an, auf die ich gar keine Rücksicht genommen hätte; ich suchte meine Konsequenz zu verteidigen und zeigte, wie selten mit mir darüber beratschlagt oder mir Gelegenheit gegeben worden, meine Gegengründe anzuführen, und wie man sich in einer solchen Sache, wie die Erziehung, unmöglich damit bei sich rechtfertigen könne, daß man nachgegeben und das Befohlene getan, sondern seiner Ueberzeugung soviel möglich treu bleiben müsse, und so zeigte sich denn am Ende der Hauptfehler darin, daß man sich von Anfang an nicht gehörig verständigt und auf den rechten Fuß gesetzt.

An den Vater

Schlobitten, den 10. Mai 1793

Der Graf hat es im Charakter, in allen Geschäften oft von schnellen neuen Ideen überrascht zu werden und diese dann gleich zur Ausführung bringen zu wollen. Die kamen ihm gewöhnlich, wenn er dem Unterricht einen Augenblick zusah, wurden dann gleich in Gegenwart der Kinder vorgebracht und sollten ausgeführt werden. Tat ich dann einen festen, kalten, entscheidenden Widerspruch, so war ich zwar sicher Recht zu bekommen, aber auch ihn sehr verdrießlich zu machen, also tat ich das nur, wo es mir unumgänglich nötig schien, und suchte übrigens seine Einfälle so unschädlich als möglich zu modifizieren und nach Gelegenheit der Umstände wieder einschlafen zu lassen. Hätte ich mich in jedem solchen Fall hinter die Gräfin gesteckt, so hätte ich etwas mehr darin leisten können; aber ich denke, zu einem Mittel, was so an den Grenzen

der Moralität steht, ist man nicht verbunden. Sie sehen also: das πρῶτον ψεῦδος ist immer das, daß wir von Anfang an unsere Verhältnisse nicht genug bestimmt haben, und da habe ich mich freilich teils aus Unerfahrenheit, teils aus Zutrauen, zu unbedingt hingegeben. Es scheint aber doch aus dem, was mir der Graf bei unsrer letzten Unterredung sagte, daß ich auch anfangs darin nicht sehr glücklich gewesen sein würde.

Was es mich kostet, von hier zu gehn, weiß hier so keiner, indem ich mich immer wenig über meine Gefühle ausgelassen habe. Auch das ist für das Fortkommen in der Welt ein Fehler, der aber zu tief in meinem Charakter liegt: ich hasse das Schwatzen bis in den Tod; wer nicht sehn kann, was in mir vorgeht, dem werde ich es niemals auskrähn, und das Sprechen von Empfindungen ist bei mir schlechterdings nur für die Abwesenden, die aus meinem Betragen nichts davon sehn können.

An Alexander Dohna

Schlobitten, den 17. Mai 1793

Daß ich mich immer besonders auf die Zeiten gefreut habe, welche Sie hier zubrachten, und im Grunde des Herzens so ganz in die allgemeine Freude einstimmte, welche dann herrschte, auch das erschwert mir den Abschied von Schlobitten beträchtlich. Aber jedes Schicksal muß im Zusammenhang genommen n Gutes haben, und so auch dieses. Mein aufrichtiges Be- | en ist immer gewesen, Ihren kleinen Brüdern so nützlich zu sein als möglich; wenn es mir auch nicht gelungen ist, s mit ihnen zu erreichen, was ich gewünscht habe, wenn ich gleich in manchen Dingen mit ihnen nicht über die ersten

Gründe hinausgekommen bin und mir auch ihre Liebe, in einem Hause wo sie schon so viel zu lieben haben, nicht so habe erwerben können wie es vielleicht mancher andere gekonnt hätte, so hoffe ich doch, daß mein Aufenthalt bei ihnen nicht unnütz gewesen ist, und wünsche von Herzen, daß auch meine Entfernung ihnen möge nützlich werden, wenn sie auf dem leichteren Wege, den sie nun nach mancher überwundenen Schwierigkeit vor sich haben, auch einen leichteren und angenehmeren Führer bekommen, dem die Erinnerung an alle diese überwundenen Schwierigkeiten bei ihnen nicht so im Wege steht. Möchten sie so brave und vortreffliche Männer werden, als meine herzliche Liebe es ihnen wünscht, so will ich mich gern darüber beruhigen, daß ich nicht länger dazu beitrage.

Von Ihnen, bester Graf, habe ich immer geglaubt, daß Sie mir ein wenig gut wären, und es ist meine herzliche Bitte, daß Sie mir das so lange erhalten, als es eine so gänzliche Entfernung nur zulassen will.

An den Vater

Drossen, den 19. Juni 1793

Eine jede Periode meines Lebens ist mir bis jetzt als eine Schule erschienen, und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet war es wohl Zeit, meinen Aufenthalt dort zu endigen; denn was ich da lernen konnte, glaub ich, hatte ich gelernt. Laß nun eine neue Schule angehn, wenn sie auch nicht so angenehm ist; ist sie nur lehrreich, so werde ich immer glauben als ein liebes Kind von dem ewigen Vater geführt zu werden; denn seine Führungen zielen alsdann dahin, mich besser und vollkommener zu machen.

An Catel

Droſſen, den 17. Juli 1793

Es iſt nun ſchon über acht Wochen, daß ich aus meiner Preußiſchen Kondition heraus bin und das Dir ſo oft und wahrlich mit Recht gerühmte Elyſium für mich verſchwunden iſt. Schon eine Zeitlang hatte ich mancherlei Streitigkeiten mit dem Grafen gehabt, der ſich ſeit einem Jahre mehr in meine Affären miſchte als vorher und dann für ſeine.... Ideen und Vorſchläge mehr Reſpekt und Achtung forderte als ich ihm leiſten konnte; denn ich widerſprach ihm unaufhörlich und brachte wenig davon in Ausübung. Doch tat ich es immer mit ſo guter Art, daß wir dennoch fertig wurden, und auch er ſeinerſeits tat ſeinem von Natur ſehr heftigen Temperament viel Gewalt. Allein durch die Länge der Zeit hat ihn dieſer Zuſtand doch aigriert; einmal wurde er wütig und meinte, auf dem Fuß ginge es nicht, er hätte ſeine Kinder immer ohne mich zu erziehen gewußt. Natürlich konnte ich das nicht auf die Erde fallen laſſen, ſondern mußte, um nicht noch etwas Deutlicheres zu hören, ſelbſt deutlich ſprechen, und ſo kamen wir auseinander. Das iſt das kurze Kompendium dieſer Geſchichte. Uebrigens ſind wir nicht etwa im Böſen voneinander geſchieden, ſondern noch ſehr freundſchaftlich über vierzehn Tage beiſammen geweſen, und beim Abſchied hat der Graf Tränen geweint. Auch ich war nicht ungerührt; denn Du kannſt Dir denken, daß mir dieſe im ganzen nicht unerwartete, aber nie ſo nahe gedachte Begebenheit in vieler Rückſicht ſehr unangenehm, ja ſchmerzlich geweſen iſt.

An Schwester Charlotte

Berlin, den 15. Oktober 1798

Ja, ja, ein Besuch von Louis. Das große und glänzende Herbstmanöver, bei welchem Offiziere aus allen Teilen der preußischen Monarchie zugegen waren, hat auch ihn hergeführt. Er ist beinah drei Wochen hier gewesen und ich habe, wie Du leicht denken kannst, diese ganze Zeit über ausschließend mit ihm und seinen Brüdern gelebt — und mich seiner Gegenwart und seiner Freundschaft zu mir recht innig gefreut. Von morgens an war ich bei ihm und half ihm die Merkwürdigkeiten von Berlin besehn — wie viel und wovon auf unsern Wanderungen durch die Stadt gesprochen worden, kannst Du leicht denken. Mittags aß ich immer mit ihnen, und die Abende brachten wir größtenteils alle bei Herzens zu. Wilhelm kam während der Anwesenheit seines Bruders von seiner großen Reise zurück, so daß drei Schlobitter hier waren und ich mich ganz in die alte Zeit versetzen konnte, um so mehr, da sie doch alle mehr oder weniger von dem Ton und den Manieren des väterlichen Hauses an sich haben. Louis ist, wie ich es erwarten konnte, ein gar herrlicher Mensch geworden, sanft und fest, fröhlich und lieblich. Er hat sich die Liebe aller derer erworben, die ihn hier kennen gelernt haben, und namentlich, ohne eigentlich galant zu sein, aller Frauen und Mädchen. In mir hat er meiner alten Freundschaft und Liebe Nahrung gegeben und es hat mich sehr glücklich gemacht, die seinige nicht verringert zu finden. Von Schlobitten hat er, wie Du leicht denken kannst, gar viel erzählen müssen. Zum Glück bekamen wir während seines Hierseins von der guten herrlichen Friedrike sehr beruhigende Nachrichten. Sie haben ihre dortigen Aerzte ganz aufgegeben und Herz kuriert sie von hier aus, und seitdem geht es um so viel besser, daß wir hoffen, sie soll in vier Wochen völlig wiederhergestellt sein.

An Wilhelm Dohna

Berlin, den 23. September 1799

Daß die lieben Ihrigen seit Donnerstag wieder hier sind, wissen Sie schon, und ich kann nichts tun als alles Gute bestätigen, was man Ihnen von dem Befinden der Gräfin Friederike geschrieben haben kann. Die Reise ist ihr herrlich bekommen, ihre permanenten Uebel sind verschwunden, sie sieht sehr wohl aus, der Puls ist gut — kurz es fehlt nur die letzte Vollendung an dem Werk ihrer Wiederherstellung und daß die Natur sich an das Wohlbefinden wieder gewöhnt. Mir ist nur bange, daß die Gräfin sich gar zu wohl fühlt, und daß auch ihre Wächter und Wächterinnen an der nötigen Vorsicht und Strenge zu früh nachlassen. Ich fordere Sie alle auf, es an Ermahnungen hierüber nicht fehlen zu lassen. Da hat sie gestern und vorgestern mit ein paar Diners debutiert, daß mir angst und bange geworden ist, und nicht nur die Kranke, sondern auch die Gesunden hegen die höchst gefährliche Meinung, daß das gute Essen in dem Hotel de Pologne zu Dresden bei den bisherigen Fortschritten das Beste getan habe. Geschaudert habe ich gleich anfangs über diese Idee; aber unmöglich konnte ich gleich beim ersten Wiedersehen recht kräftig dagegen streiten.

An Charlotte

Berlin, den 20. November 1799

Daß meine Nachrichten von Dohnas und meinen Verhältnissen zu ihnen Dich interessieren würden, hatte ich wohl erwartet, und so will ich gleich damit anfangen, das merkwürdige von dem zweiten Abschnitt ihres Aufenthaltes nachzuholen. Wie wir alle erstaunt und erfreut waren, die Gräfin Friedrike

nach ihrer Rückkunft aus Dresden zu sehn, kannst Du Dir kaum denken. Denn man kann sich von der großen Veränderung, die diese kleine Reise hervorgebracht hatte, keine Vorstellung machen. Ein schönes frisches Rot fing wieder an ihre Wangen zu färben, ihr Auge war munter, ihr Puls fieberfrei und tadellos, ihre ganze Haltung gesunder, ihr Gemüt lebhaft, heiter und voll neuer Lebenslust. So ist sie Gott sei Dank geblieben und nach allen Nachrichten, die ich habe, hat selbst die Rückreise nach Preußen, wozu die Witterung sehr ungünstig war, ihr nicht geschadet und sie fährt fort an Kräften zuzunehmen. Du kannst leicht denken, daß ich auf diese Art auch an ihrem Umgang mehr Freude gehabt habe. Es ließ sich mehr mit ihr sprechen und ich war wieder ganz zu Hause in ihrem schönen Gemüt. Ueberhaupt habe ich in dieser letzten Zeit noch mehr mit ihnen gelebt. Die Begierde, die berlinischen Merkwürdigkeiten zu sehn, war gestillt und es gab mehr ruhige Stunden. Dabei war mir dies ein neues Beispiel, wie bei Menschen von Charakter und Bildung alles beständiger ist, als man denkt. Alle wohlbekannten Eigentümlichkeiten kamen wieder zum Vorschein, und bei aller Achtung und allem Vertrauen, welches mir der Graf und die Gräfin bewiesen, sah ich doch ganz deutlich, wie bei einem beständigen Leben mit ihnen in demselben Beruf alles wieder so werden würde, wie es vor sieben Jahren war. Die Eltern und Friedrike haben sich von unserm Schröder in Pastell malen lassen; letztere ist gar ein liebliches Bild geworden, woran ich große Freude gehabt habe; es ist für ihre Schwiegermutter bestimmt, der ich wünsche, daß sie es verdienen möge. Ein Familienfest nach alter Sitte ist auch vorgefallen. Der Gräfin ihr Geburtstag ist nämlich den 23sten Oktober, und man wußte vorher, daß er auf der Reise würde zugebracht werden. Sie hatten alle Graf

Alexanders Wohnung noch nicht gesehn. Es wurde beschlossen, ein Frühstück dort einzunehmen, und einen guten Abend bekam ich einen Brief vom Grafen nach seiner undeutlichen Art, so daß ich kaum daraus klug werden konnte, er habe einige niedliche Geschenke für die Gräfin im Namen der abwesenden Söhne gekauft und ich solle einige Verse dazu machen, denn es solle bei diesem Frühstück ihr Geburtstag im voraus gefeiert werden. Das Ganze war eigentlich nur so nebenher, denn er hatte mit den Mädchen nichts darüber verabredet; aber es setzte mich mehr als irgend etwas anderes in alte Zeiten zurück. Die schöne Mütterlichkeit der Gräfin, das treue Andenken an die Abwesenden, die zärtlichen Besorgnisse um Alexander, der noch immer keine Lust zum Heiraten hat und im religiösen Fache so verschieden von ihnen denkt, daß er sich nur selten darüber ausläßt, die vertrauten Gespräche über das alles — es war mir ganz schlobittisch zu Mute. Hernach kam noch die Gräfin Schulenburg, eine Cousine der Gräfin, und da löste es sich bald auf. Noch den letzten Morgen war ich bei ihnen und geleitete sie in den Wagen.

An Charlotte

Berlin, den 17. Februar 1800

Herzlich froh bin ich, das kannst Du leicht denken; es würde mich sehr geschmerzt haben, wenn das herrliche Mädchen [Friederike] an einen verschleudert worden wäre, der das Gute und Schöne nicht verstanden hätte, und wenn sie ihr Leben in einer gewöhnlichen vornehmen Ehe hätte hinbringen müssen. Es gibt für mich gar keinen unangenehmeren Anblick und was mich tiefer verwundet, als eine schlechte Ehe, wo die Leute so nebeneinander wegleben ohne Liebe.

An Charlotte

Berlin, den 29. März 1800

Wir haben heute des guten Alexander Dohnas Geburtstag gefeiert, mit einem Tee bei unsrer gemeinschaftlichen Freundin Herz. Wir waren alle recht innig vergnügt, und wie wir beide uns freuten, einen so guten und lieben Freund zu haben, so freute auch er sich über uns. Von seinen Eltern und Geschwistern bekam er die zärtlichsten Briefe, voll Liebe und Dankbarkeit, die freilich dieses Jahr besonders in Regung waren, weil er doch durch seine Anwesenheit so sehr das gemeinschaftliche Wohl und die häusliche Ruhe befördert und noch fast jedem besonders nützlich gewesen war.

Es ist etwas ganz Eigenes und hat so etwas Patriarchalisches an sich, wie die ältesten Söhne in diesen vornehmen Häusern gehalten werden; die Geschwister sehn ihn an als den zweiten Vater, die Mutter ehrt ihn als ihren künftigen Beschützer und der Vater selbst glaubt ihm von allem Rechenschaft schuldig zu sein. Alexander verdient es aber auch, er ist ein gar trefflicher Mensch.

Von Charlotte

Gnadenfrei, den 14. Juli 1800

Ich eilte auf den großen Gang, der zur Treppe führt, welche sie [die Dohnas] eben heraufstiegen. Ein männliches Wesen, nebst dem [Herrnhuter] Bruder, der herumführt, erwartete mich. Ich ahnte Graf Louis und er war es, der mit einer liebenswürdigen Bescheidenheit und Herzlichkeit sich meiner Bekanntschaft freute und Deiner mit einer Dankbarkeit erwähnte, die mich innigst rührte. Die alte Gräfin kam mir

einige Stufen entgegen und war sehr artig und herzlich. Der Graf ganz so, wie ich mir ihn gemalt habe. Nun sah ich drei Komtessen, erkannte bald Friederike, wollte aber doch nicht gleich mich nahen. Christiane und Auguste, beide sprachen herzlich von Dir und ich frug endlich, ob jene die Komtesse Friederike sei. In meiner Stube, welche wir noch im Vorbeigehn ansahen, bezeigte ich ihr mit wenig Worten meine Freude, konnte aber doch ihr Bild nicht recht fassen, aus lauter Furcht, man möge meine nahe Teilnahme erraten. Als wir im Gemeinesaal anlangten, ergriff mich die Edle sanft bei Hand und äußerte den Wunsch, neben mir zu sitzen; auf die andere Seite verfügte sich die Mutter. Ich begleitete sie ihrem Wunsch gemäß auf den Gottesacker, aber auch hier war ich sprachlos und sagte zu Friederike, sie würde das Schleiermacherſche Wesen wohl ohne Worte verstehen. Sie erwiderte es mit einem Blick, den ich fühlte. Jede nahm ganz besonders Abschied. Ich wünschte Friederiken dauerndes Wohlsein; was sie sagte, weiß ich nicht, aber daß auch ich ihr als Lotte nicht gleichgültig bin, ließ sie mich fühlen. Louis ließ alle vorbeigehn, sprach innigst gerührt von Dir und mir, kurz der war einzig.

An Charlotte

Berlin, den 10. November 1801

Das Erste, womit ich, unerachtet es nicht ganz das Aelteste ist, anfangen muß, weil ich noch immer nicht ohne tiefe Wehmut daran denken kann, ist die Nachricht von dem Tode unsrer teuren Friederike. Was Alexander von Friederikens innerer Ruhe und heiterer Fassung schreibt, hat mir Louis mit dem gerührtesten Herzen wiederholt, und die große Verehrung beider Brüder gegen ihre Schwester hat sie mir aufs neue wert

gemacht. Gegen Alexander habe ich dieſes, und habe es ihm auch geſagt, daß er unerachtet dieſer Ueberzeugung von ihrer Gemütsfaſſung dennoch immer hat zu verhindern geſucht, daß man ſie nicht vom Tode reden ließe. Sie hat es endlich merken müſſen und geglaubt, es wäre den andern zu angreifend. Solche allzu feine Aufmerkſamkeiten gegeneinander ſind in der Tat eine rechte Peſt des höheren und beſſeren Lebens! Wie viel goldene Worte hätte die Selige vielleicht geſprochen! und was kann intereſſanter ſein, als genau zu wiſſen, wie eine ſolche Seele das Ende des Lebens anſieht, und was ſie dabei empfindet. Louis hat mit mir darüber geklagt. — Mir ſcheint es ebenſo groß und erhaben als lieblich, daß ſie, ſoviel es ihr Körper nur zuließ, nicht aus ihrem gewöhnlichen Lebensgange herausgewichen iſt. Noch ein paar Tage vor ihrem Tode hat ſie ſich mit feinen weiblichen Arbeiten beſchäftigt und an der Lektüre belehrender Bücher teil genommen. — Und nun will ich Dir für jetzt nichts mehr von ihr ſagen, ſondern Dich und mich unſern eigenen Empfindungen überlaſſen. Friede ſei mit dieſer herrlichen, liebenswürdigen Seele!

Von Louis habe ich ſchon ſo viel erwähnt, daß ich Dir nicht erſt zu ſagen brauche, daß er hier geweſen iſt. Er war mit Fritz zum Herbſtmanöver, wo der König gern fremde Offiziere hier hat, von Mitte September bis Mitte Oktober hier. Louis gewinnt von einem Jahr zum andern an ſolider und zugleich Achtung gebietender Liebenswürdigkeit und iſt mir wieder aufs neue wert geworden, auch erntet er ſchöne Früchte davon ein. Er gilt viel, ſehr viel bei den Seinigen; er wird von den beſten Menſchen unter ſeinen Bekannten vorzüglich geliebt und weiß ſich auch in ſeinen militairiſchen Verhältniſſen Achtung zu verſchaffen. Seine Freundſchaft iſt mir ſehr viel wert; an Dich hat er mir Grüße aufgetragen ...

An Schweſter Charlotte

Der Schlobittener Zeit folgt ein Winter mit Unterrichten in Berlin, dann zweijährige Verwaltung des Pfarramts Landsberg an der Warthe. Herbst 1796 wird Schleiermacher reformierter Prediger an der Berliner Charité: so unbedeutend die Stelle, so wichtig wird diese Anstellung für sein inneres Wachstum — er erlebt jetzt seine romantische Periode, selber sein Teil beitragend zu dem, was als deutsche Romantik ein wertvolles Glied unserer Geistesgeschichte geworden ist. Frühjahr 1802 geht er dann gleichsam in die Verbannung nach Stolp in Pommern, als „Hofprediger" daselbst; Anfang 1804 erlöst ihn ein Ruf an die Universität Halle.

Gerade aus der geistig bewegtesten Zeit seines Lebens sind uns eine ganze Reihe Briefe an seine Schwester Charlotte erhalten (der letzte vom 27. Mai 1802). Der vertraulich gesprächige Austausch mit dieser Herrnhuterin ist nicht nur ein rührendes Zeugnis für das innere Verhältnis der Geschwister, doppelt wirksam auf dem Hintergrunde so entgegengesetzter Lebensverhältnisse, sondern er vergönnt uns zugleich den reinsten Einblick in Schleiermachers romantische Existenz. So bereiten denn die Briefe dieses Kapitels das Verständnis der in Kapitel 4 bis 6 nachfolgenden vor.

Charlotte war drei Jahre älter als ihr Bruder; in demselben Jahre wie dieser, 1783, wurde sie in die Brüdergemeine aufgenommen und blieb ihr treu, bis sie, drei Jahre vor ihm, 1831, starb. In Gnadenfrei lebte sie 1783—1813, meist im Hause der ledigen Schwestern, zuzeiten als Lehrerin tätig. 1813 zog sie nach Berlin zum Bruder und unterrichtete ihm seine Kinder. Von 1825 an wohnte sie in dem Berliner Gemeinhaus der Herrnhuter, ganz in der Nähe des Dreifaltigkeits-Pfarrhauses. —

Einige Personalien zu diesem Abschnitt: Wedeke, ein Pfarrer in der Nähe von Schlobitten. Carl, Schleiermachers jüngerer Bruder, Apotheker. Gustav v. Brinkmann, Genosse und Freund von Barby her, schließlich Diplomat in schwedischen Diensten. Mendelssohns Tochter = Frau Dorothea Veit. Hofprediger Sack, der oberste Geistliche in der reformierten Kirche Preußens. B— = Frau Beneke, Cousine Schleiermachers in Landsberg, der er dort viel sein konnte.

Berlin, den 18. August 1797

Recht zur Schande hab ichs mir selbst angetan, daß ich in diesem Augenblick, da ich mich endlich hinsetzen will einen Brief zu beginnen, nachgesehen habe, wann die letzte Epistel abgegangen ist — den 4ten Juni! und dabei hab ich den Anfang Deines letzten Briefes gelesen, worin Du eine so saumselige Korrespondenz so armselig findest und diese Saumseligkeit von beinah 3 Monaten ist, hoff ich, noch nie unter uns übertroffen worden und ich hänge sie in der Galerie meiner Torheiten auf als ein seltnes Cabinetsstück. Ja, ja, es ist mit der Finger-Trägheit eine eigene Sache, und sie ist fast meine größte Verdammnis und mein größter Schaden in der Welt. Da kann ich sitzen Stunden lang und mit dem größten Vergnügen meine Gedanken und Empfindungen ansehn, wie die indianischen Gymnosophisten ihre Nasenspitze, denn von diesen hat man auch noch nie gehört, daß es einem eingefallen wäre, den besagten Gegenstand seiner Betrachtung zu Papier abzumalen, und diesen Sommer geht es mir ganz besonders so, daß ich alles innerlich habe, meine Briefe, meine Idyllen, meine Predigten, meine Philosophie. Wenn Du und Wedeke alle Briefe hättest, die ich im Kopf an Euch geschrieben habe, wie lange wärst Du schon im Besitz der größten Epistel! und von überall her datiert: von meiner Stube, vom Tiergarten, von Charlottenburg, von jedem Hause und jeder Straße, die ich zu wandeln habe. Wedeke, dem ich auch schon unendlich lange einen Brief schuldig bin, kann ich das eher begreiflich machen wie Dir, denn er leidet an derselben Krankheit; aber Du lebst in einem so schönen Schreibegeist, der bei Euch ganz besonders einheimisch ist. Die großen Tagebücher, welche die meisten halten, die vielen Auszüge, die man sich macht, wenn man einen so flüchtigen Bücher-

genuß hat, die lieblichen Korrespondenzen, die oft von einem Tisch zum andern geführt werden, das alles gibt einem jeden, der länger dort gewesen, eine Leichtigkeit und Geläufigkeit im Schreiben, um die ich Brinkmann z. B. so oft beneide, als ich sein Wesen mit ansehe. . . .

Dein Brief war das erste, was mir [nach meiner Reise] in die Augen fiel, als ich in die Stube trat. Mit welcher Begierde ich ihn durchlas, wie herzlich ich mich freute so viel Spuren eines muntern Geistes zu finden, und wie gern ich mich der sanguinischen Hoffnung überließ, daß nun gewiß Dein Uebel ganz gehoben wäre! Ach, und da war von dieser Seite plötzlich alle Freude dahin, als ich auf den Abend Carl mitbrachte und der nun sein Brieflein las. Du armes Mädchen, wirst Du Deine Gesundheit gar nicht wiederfinden? sollte es nicht möglich sein, versteht sich, ohne daß Du deswegen die Anstalt ganz verließest, Dich eine Zeitlang in S.'s Kur zu begeben, der Deine Natur doch weit richtiger studiert zu haben scheint? denn zu Deinem Doktor habe ich, nachdem auch seine letzte Kur nicht angeschlagen ist, gar kein Vertrauen mehr.

Berlin, den 27. September 1797

Fort ist er, der gute Junge, und eine gewaltige Leere ist mir bereitet. Lang wird mir die Zeit währen, ehe ich wenigstens von seiner glücklichen Ankunft höre, und noch länger die Zeit, bis ich die Gewißheit habe, ihn wieder in die Nähe zu bekommen. Von unserm fleißigen Beisammensein hat er Dir, wie ich sehe, geschrieben und ich wills nicht wiederholen. Einen Genuß, der mir immer wert bleiben wird, hat mir sein Hiersein gewährt, und natürlich die letzte Zeit am meisten,

teils, weil wir uns nur nach und nach kennen lernten, teils weil die bevorstehende Trennung uns jeden Augenblick doppelt wert machte. Heute Morgen frühstückten wir noch zusammen, und Mittags war er zum letzten Mal bei mir, aber ganz reisefertig. Er brachte mir seinen Brief an Dich, eine Menge Sachen, die er hier ließ, und so ließ er ganz verwirrt und reisetaumelnd das letzte Lebewohl hören. Es ist eine von den wenigen nützlichen Wirkungen der menschlichen Trägheit, daß sie die Augenblicke des Scheidens erleichtert, weil sie so viel auf den letzten Augenblick aufspart, daß an wenig Anderes gedacht werden kann. — Führ ihn der Himmel glücklich hin und bald wieder zurück. Man liest jetzt in den Zeitungen bisweilen von republikanisierenden Bewegungen in jenen Gegenden. — Daß ich außer unserm brüderlichen Wesen auch für die Erweiterung meiner Kenntnisse viel an ihm verliere, weißt Du vielleicht nicht. Ich beschäftige mich seit einiger Zeit einigermaßen mit Naturwissenschaften und besonders mit Chemie, und da er nun sein Fach während seines Hierseins sehr wissenschaftlich betrieben hat, so habe ich viel von ihm gelernt, gewiß mehr, als er von mir in andern Dingen.

Berlin, den 22. Oktober 1797

Eigentlich wollte ich Dir aber von einer weit interessanteren Bekanntschaft erzählen, die ich zwar dem Aeußeren nach schon diesen Sommer gemacht, die aber erst seit kurzem für mich recht wichtig und fruchtbar geworden ist. Es ist nichts Weibliches, sondern ein junger Mann, der Schlegel heißt und sich jetzt hier aufhält. Ich lernte ihn zuerst in einer geschlossenen Gesellschaft kennen, von der ich ein Mitglied bin,

wo man zuſammenkommt, um ſich Aufſätze vorzuleſen, ſchöne ſchriftſtelleriſche Werke zu beherzigen, literariſche Neuigkeiten mitzuteilen uſw. Ich weiß nicht, ob ich Dir von dieſer Geſellſchaft, unter dem Namen der Mittwochsgeſellſchaft, ſchon etwas geſchrieben habe; wo nicht, ſo ſoll Dir nächſtens eine nähere Nachricht davon zu Dienſten ſtehn. Hier lernte ich Schlegel zuerſt kennen, dann ſah ich ihn öfters bei Herz, und Brinkmann, der ſeine Bekanntſchaft ſchon vor einigen Jahren gemacht hatte, brachte uns näher zuſammen. Er iſt ein junger Mann von 25 Jahren, von ſo ausgebreiteten Kenntniſſen, daß man nicht begreifen kann, wie es möglich iſt, bei ſolcher Jugend ſo viel zu wiſſen, von einem originellen Geiſt, der hier, wo es doch viel Geiſt und Talente gibt, alles ſehr weit überragt, und in ſeinen Sitten von einer Natürlichkeit, Offenheit und kindlichen Jugendlichkeit, deren Vereinigung mit jenem allen vielleicht das Wunderbarſte iſt. Er iſt überall, wo er hinkommt, wegen ſeines Witzes ſowohl, als wegen ſeiner Unbefangenheit der angenehmſte Geſellſchafter; mir aber iſt er mehr als das, er iſt mir von ſehr großem, weſentlichen Nutzen. Ich bin zwar hier nie ohne gelehrten Umgang geweſen, und für jede einzelne Wiſſenſchaft, die mich intereſſiert, hatte ich einen Mann, mit dem ich darüber reden konnte. Aber doch fehlte es mir gänzlich an einem, dem ich meine philoſophiſchen Ideen ſo recht mitteilen konnte, und der in die tiefſten Abſtraktionen mit mir hineinging. Dieſe große Lücke füllt er nun aufs herrlichſte aus; ich kann ihm nicht nur, was ſchon in mir iſt, ausſchütten, ſondern durch den unverſiegbaren Strom neuer Anſichten und Ideen, der ihm unaufhörlich zufließt, wird auch in mir manches in Bewegung geſetzt, was geſchlummert hatte. Kurz, für mein Daſein in der philoſophiſchen und literariſchen Welt geht ſeit meiner

näheren Bekanntſchaft mit ihm gleichſam eine neue Periode an. Ich ſage: ſeit meiner näheren Bekanntſchaft, denn obgleich ich ſeine Philoſophie und ſeine Talente weit eher bewundern lernte, ſo iſt es doch eine Eigenheit von mir, daß ich auch in das Innere meines Verſtandes niemand hineinführen kann, wenn ich nicht zugleich von der Unverdorbenheit und Rechtſchaffenheit ſeines Gemüts überzeugt bin. Ich kann mit niemand philoſophieren, deſſen Geſinnungen mir nicht gefallen. Nur erſt, nachdem ich hievon ſoviel Gewißheit hatte, als man mit geſunden Sinnen aus dem Umgang und den kleinen Aeußerungen eines Menſchen ſchöpfen kann, gab ich mich ihm näher und bin jetzt ſehr viel mit ihm. Er hat keine ſogenannte Brotwiſſenſchaft ſtudiert, will auch kein Amt bekleiden, ſondern, ſo lange es geht, ſpärlich aber unabhängig von dem Ertrag ſeiner Schriftſtellerei leben, die lauter wichtige Gegenſtände umfaßt und ſich nicht ſo weit erniedrigt, um des Brotes willen etwas Mittelmäßiges zu Markte zu bringen. An mir rupft er beſtändig, ich müßte auch ſchreiben, es gäbe tauſend Dinge, die geſagt werden müßten und die gerade ich ſagen könnte; und beſonders, ſeit er mich in der erwähnten Geſellſchaft eine kleine Abhandlung hat vorleſen hören, läßt er mir keinen Tag Ruhe. Wir kauen jetzt an einem Projekt, daß er auf Neujahr zu mir ziehn ſoll, und ich würde mich königlich freuen, wenn das zu Stande käme; denn jetzt koſtet mich jeder Gang zu ihm hin und zurück immer eine Stunde Weges. Nota bene den Vornamen hat er von mir, er heißt Friedrich; er gleicht mir auch in manchen Naturmängeln, er iſt nicht muſikaliſch, zeichnet nicht, liebt das Franzöſiſche nicht und hat ſchlechte Augen. . . .

Ich weiß nicht, ob ich Dir geſagt habe, daß die Kirchenrätin E. jetzt hier iſt; auch einer traurigen Familienangelegen-

heit halber. Ihre Tochter, die ſeit 10 Jahren mit einem Offizier verheiratet und lange unglücklich geweſen iſt, kann es nun nicht länger aushalten; ſie iſt von ihm gegangen und es iſt eine Scheidung im Werke. Nichts iſt jetzt gemeiner, als traurige Eheverhältniſſe, und wenn das zu Chriſti Zeiten mehr die Härtigkeit des Herzens bewies, ſo ſcheint es jetzt mehr von der Erbärmlichkeit desſelben herzurühren, davon, daß es die Leute von Anfang an mit ihrem Leben und Lieben auf nichts Ordentliches anlegen und keinen Begriff und keinen Zweck damit verbinden. Glücklich ihr, die ihr das ſo wenigſtens äußerlich nicht zu ſehn braucht. Adieu, laß bald wieder von Dir hören.

Berlin, den 21. November 1797

Ich hatte eigentlich beſchloſſen, dieſen Tag ganz ſtill und ſehr fleißig in meiner Klauſe zu verbringen, und nur abends war ich zum Tee bei gemeinſchaftlichen Freunden von mir und Schlegel gebeten, die aber von meinem Geburtstag gar nichts wiſſen konnten, bei einer Tochter nämlich von Moſes Mendelsſohn, die hier an einen Banquier verheiratet iſt. So ſaß ich des Morgens um 10 Uhr im tiefſten Negligé an meinem Tiſch, als — der älteſte Dohna erſchien, der mich freilich ſeit ſeiner Rückkunft noch nicht beſucht hatte. Er hielt ſich aber ungewöhnlich auf, ſah manchmal ängſtlich nach dem Fenſter, ſo daß ich faſt argwohnte, daß etwas vor ſein müßte, — doch ohne begreifen zu können, was. Endlich kam ſein Bruder nach, der fing mit einer Gratulation an, ſo daß ich merkte, mein Geburtstag wäre verraten, und nicht lange darauf kam angefahren Madame Herz — bei der ich ſehr oft

mit Dohnas bin — und Madame Veit, bei der ich auch den Abend sein sollte, mit Schlegel. Die Männer der beiden Frauen entschuldigten sich mit Geschäften. Plötzlich war auch mein Tisch abgeräumt und mit Schokolade und Kuchen besetzt, den Dohna besorgt hatte. Die freundlichsten Glückwünsche strömten mir auf allen Seiten zu, und kleine Geschenke, um mir die Erinnerung an diese freundliche Feier fest zu halten. Die Herz schenkte mir ein Uhrband, weil meine Kette im deplorabelsten Zustande war, die Veit ein paar Handschuh und ein Weinglas, um den Burgunder, den sie mir für meinen Magen verordnet hat, daraus zu trinken, und Schlegel ein Fläschchen Parfüm für meine Wäsche, wovon ich, wie er weiß, ein großer Freund bin. Du kannst denken, wie ich mich über die Teilnahme von fünf Menschen, die mir alle in einem hohen Grade wert sind, herzlich gefreut habe, und wie wenig ich eben deswegen dazu sagen konnte. Schlegel spielte mir zwar einen kleinen Possen, indem er sie aufhetzte, in choro in seinen alten Wunsch einzustimmen, daß ich nämlich nun auch fleißig sein, d. h. Bücher schreiben sollte. 29 Jahr und noch nichts gemacht, damit konnte er gar nicht aufhören, und ich mußte ihm wirklich feierlich die Hand darauf geben, daß ich noch in diesem Jahr etwas Eigenes schreiben wollte — ein Versprechen, was mich schwer drückt, weil ich zur Schriftstellerei gar keine Neigung habe. Zum Ersatz dafür wurde aber etwas Herrliches beschlossen, wovon schon seit einigen Tagen die Rede gewesen war, daß nämlich Schlegel den Winter über zu mir herausziehn sollte. Ich habe eine Stube, die ich ihm abtreten kann, und heute ist alles arrangiert worden. Du kannst denken, wie innig ich mich darauf freue, meine leere Einsamkeit gegen einen solchen Gesellschafter zu vertauschen und wie lang mir in dieser Erwartung die 6 Wochen bis Neujahr dauern wer-

den. Gegen Mittag entfernte ſich mein ſchöner Beſuch und überließ mich meinen frohen Betrachtungen über das Glück, überall ſo viel Wohlwollen zu finden, und über den ſchönen Anfang eines neuen Lebensjahres.

Berlin, den 19. Dezember 1797

Ich bewillkommne Dich herzlich in der Wohnung Deiner Wahl. Der Himmel laſſe Dich Ruhe und Friede da finden und vor allen Dingen Geſundheit. Du Arme, was haſt Du wieder gelitten in der Periode, in der Dein Brief geſchrieben iſt! Ich rechne darauf, recht bald einen ausführlichen Brief zu bekommen, der mir nach meinem Begehr das Innere und Aeußere Deiner Lage — das Oekonomiſche auch — recht ausführlich darſtelle. Bei mir ſoll auch nächſtens die große Veränderung vorgehn. Uebermorgen zieht Schlegel zu mir und heute wird ſchon ſeine Stube geſcheuert und alle nötigen Anſtalten werden getroffen. Grade iſt es den 21ſten; wie iſt der Monat von meinem Geburtstag bis nun verfloſſen! und wie gewaltſam eilt das Jahr zu Ende! für mich ſtirbt es an der ſchnellen Auszehrung; aber ein Gutes will es mir noch zuletzt ſtiften, deſſen ich mich noch lange freuen ſoll. Gute Nacht für heute, es iſt ſpät.

Berlin, den 31. Dezember 1797

Wie iſt das Jahr zu Ende gegangen, ohne daß dieſe Epiſtel vorwärts gekommen iſt! Da kam das Feſt, wo ich diesmal geprediget habe, da kam Schlegels Einziehen und Einrichtung

bei mir, und so ist die Zeit vergangen ohne mich zu fragen. Eine herrliche Veränderung in meiner Existenz macht Schlegels Wohnen bei mir. Wie neu ist mir das, daß ich nur die Türe zu öffnen brauche, um mit einer vernünftigen Seele zu reden, daß ich einen guten Morgen austeilen und empfangen kann, sobald ich erwache, daß mir jemand gegenüber sitzt bei Tische, und daß ich die gute Laune, die ich abends mitzubringen pflege, noch früh jemand mitteilen kann. Schlegel steht gewöhnlich eine Stunde eher auf als ich, weil ich meiner Augen wegen des Morgens kein Licht brennen darf und mich also so einrichte, daß ich vor 1/2 9 Uhr nicht ausgeschlafen habe. Er liegt aber auch im Bette und liest, ich erwache gewöhnlich durch das Klirren seiner Kaffeetasse. Dann kann er von seinem Bett aus die Türe, die meine Schlafkammer von seiner Stube trennt, öffnen, und so fangen wir unser Morgengespräch an. Wenn ich gefrühstückt habe, arbeiten wir einige Stunden, ohne daß einer vom andern weiß; gewöhnlich wird aber vor Tisch noch eine kleine Pause gemacht, um einen Apfel zu essen, wovon wir einen gemeinschaftlichen schönen Vorrat der auserlesensten Arten haben; dabei sprechen wir gewöhnlich über die Gegenstände unsrer Studien. Dann geht die zweite Arbeitsperiode an bis zu Tisch, d. h. bis halb zwei. Ich bekomme mein Essen, wie Du weißt, aus der Charité, Schlegel läßt sich seines aus einem Gasthause holen. Welches nun zuerst kommt, das wird gemeinschaftlich verzehrt, dann das andere, dann ein paar Gläser Wein getrunken, so daß wir beinah ein Stündchen bei unserm Diner zubringen. Ueber den Nachmittag läßt sich nicht so bestimmt sprechen; leider aber muß ich gestehn, daß ich gewöhnlich der erste bin, der ausfliegt, und der letzte, der nach Hause kommt. Doch ist nicht die ganze Hälfte des Tages dem gesellschaftlichen Genuß gewidmet; ich höre einigemal

die Woche Collegia und lese einigemal welche — versteht sich privatissime, nur einem oder dem andern guten Freunde, und dann erst gehe ich, wohin meine Lust mich treibt. Wenn ich abends zwischen 10 und 11 nach Hause komme, finde ich Schlegel noch auf, der aber nur darauf gewartet zu haben scheint, mir gute Nacht zu geben und dann bald zu Bette geht. Ich aber setze mich dann hin und arbeite gewöhnlich noch bis gegen 2 Uhr, denn von da bis halb 9 kann man noch vollkommen ausschlafen. Unsre Freunde haben sich das Vergnügen gemacht, unser Zusammenleben eine Ehe zu nennen und stimmen allgemein darin überein, daß ich die Frau sein müßte, und Scherz und Ernst wird darüber genug gemacht. Seit Schlegel hier ist, ist es doch schon ein paar Mal geschehn, daß ich einen ganzen Abend zu Hause geblieben bin und daß wir zusammen von 7—10 einen traulichen Tee getrunken und uns dabei recht ausgeplaudert haben.

Wahrscheinlich aber wirst Du auch wissen wollen, wie ich nun bei dieser nächsten aller Bekanntschaften den Mann selbst finde? Ich weiß wirklich nicht, wieviel ich Dir schon von ihm gesagt habe, und so stehe denn ein für allemal eine kleine Schilderung von ihm hier. Was seinen Geist anbetrifft, so ist er mir so durchaus supérieur, daß ich nur mit vieler Ehrfurcht davon sprechen kann. Wie schnell und tief er eindringt in den Geist jeder Wissenschaft, jedes Systems, jedes Schriftstellers, mit welcher hohen und unparteiischen Kritik er jedem seine Stelle anweist, wie seine Kenntnisse alle in einem herrlichen System geordnet dastehn und alle seine Arbeiten nicht von ungefähr, sondern nach einem großen Plan aufeinander folgen, mit welcher Beharrlichkeit er alles verfolgt, was er einmal angefangen hat — das weiß ich alles erst seit dieser kurzen Zeit völlig zu schätzen, da ich seine Ideen gleichsam entstehn und wachsen sehe.

Aber nach ſeinem Gemüt wirſt Du unſtreitig mehr fragen, als nach ſeinem Geiſt und Genie. Es iſt äußerſt kindlich, das iſt gewiß der Hauptzug darin; offen und froh, naiv in allen ſeinen Aeußerungen, etwas leichtfertig, ein tödlicher Feind aller Formen und Plackereien, heftig in ſeinen Wünſchen und Neigungen, allgemein wohlwollend, aber auch, wie Kinder oft zu ſein pflegen, etwas argwöhniſch und von mancherlei Antipathien. Sein Charakter iſt noch nicht ſo feſt und ſeine Meinungen über Menſchen und Verhältniſſe noch nicht ſo beſtimmt, daß er nicht leicht ſollte zu regieren ſein, wenn er einmal jemand ſein Vertrauen geſchenkt hat. Was ich aber doch vermiſſe, iſt das zarte Gefühl und der feine Sinn für die lieblichen Kleinigkeiten des Lebens und für die feinen Aeußerungen ſchöner Geſinnungen, die oft in kleinen Dingen unwillkürlich das ganze Gemüt enthüllen. So wie er Bücher am liebſten mit großer Schrift mag, ſo auch an den Menſchen große und ſtarke Züge. Das bloß Sanfte und Schöne feſſelt ihn nicht ſehr, weil er zu ſehr nach der Analogie ſeines eignen Gemüts alles für ſchwach hält, was nicht feurig und ſtark erſcheint. So wenig dieſer eigentümliche Mangel meine Liebe zu ihm mindert, ſo macht er es ihm doch unmöglich, ihm manche Seite meines Gemüts ganz zu enthüllen und verſtändlich zu machen. Er wird immer mehr ſein als ich, aber ich werde ihn vollſtändiger faſſen und kennen lernen als er mich. Sein Aeußeres iſt mehr Aufmerkſamkeit erregend als ſchön. Eine nicht eben zierlich und voll, aber doch ſtark und geſund gebaute Figur, ein ſehr charakteriſtiſcher Kopf, ein blaſſes Geſicht, ſehr dunkles rund um den Kopf kurz abgeſchnittenes ungepudertes und ungekräuſeltes Haar und ein ziemlich uneleganter aber doch feiner und gentlemanmäßiger Anzug — das gibt die äußere Erſcheinung meiner dermaligen Ehehälfte.

In Deinem Brief, meine Liebe, kommt auch etwas vom wahren ernſtlichen Heiraten vor, das mir ein ſehr wichtiges Kapitel iſt; auch die leiſeſte Vermutung, daß mir das lächerlich ſein könnte, kann nicht Dein Ernſt ſein, da Du weißt, wieviel mir Häuslichkeit und Herzlichkeit iſt. Ich will Dir nächſtens meine Gedanken darüber recht ausführlich mitteilen; denn fragmentariſch will ich mich auf einen ſolchen Gegenſtand nicht einlaſſen; nur ſo viel, daß leider, leider, Deine Vermutung wohl wahr werden könnte! Ich habe geſtern Abend ein langes und ſehr merkwürdiges Geſpräch mit der Herz gehabt darüber, wieviel jedem Menſchen von dem, was eigentlich in ihm iſt, verloren zu gehn pflegt durch äußere Lagen. Ach, wieviel ginge in mir verloren bei dieſem Sinn fürs Familienleben, wenn ich nicht heiratete — und doch! aber ich will mich nicht melancholiſch machen, denn wenn ich bei dieſem Punkt verweile, bin ich auf dem geraden Wege es zu werden.

Berlin, den 30. Mai 1798

Du mußt Dich nicht wundern, meine Liebe, daß es mit meinem Schreiben ſo auffallend ſchlecht geht; es ſteckt nichts dahinter, als das lautere Wohlbefinden und Lebensgenuß. Der Sommer hält mich an tauſend Stricken gefangen und läßt mich nicht los, ich komme kaum dazu, die Hälfte von alle dem zu tun, was ich mir vorſetze, und doch kann ich eigentlich nicht unzufrieden mit mir ſein. Ich lebe, ich mache anderen angenehme Stunden, ich bin ihnen nützlich beiher — was kann man denn auf dieſer Welt mehr tun. Am meiſten lebe ich jetzt mit der Herz; ſie wohnt den Sommer über in einem niedlichen kleinen Hauſe im Tiergarten, wo ſie wenig Menſchen

ſieht und ich ſie alſo recht genießen kann. Ich pflege jede Woche wenigſtens einmal einen ganzen Tag bei ihr zuzubringen. Ich könnte das bei wenig Menſchen; aber in einer Abwechſlung von Beſchäftigungen und Vergnügungen geht mir dieſer Tag ſehr angenehm mit ihr hin. Sie hat mich Italieniſch gelehrt oder tut es vielmehr noch, wir leſen den Shakeſpeare zuſammen, wir beſchäftigen uns mit Phyſik, ich teile ihr etwas von meiner Naturkenntnis mit, wir leſen bald dies bald jenes aus einem guten deutſchen Buch, dazwiſchen gehn wir in den ſchönſten Stunden ſpazieren und reden recht aus dem Innerſten des Gemüts miteinander über die wichtigſten Dinge. So haben wir es ſeit dem Anfang des Frühlings getrieben und niemand hat uns geſtört. Herz ſchätzt mich und liebt mich, ſo ſehr wir auch voneinander unterſchieden ſind. Der Herz ihre Schweſtern, ein paar liebe Mädchen, freuen ſich, ſo oft ich komme, und ſogar ihre Mutter, eine verdrießliche und ſtrenge Frau, hat mich in Affektion genommen.

Kannſt Du nach dieſem wohl denken, daß uns von Seiten unſrer beſten Freunde ein paar unangenehme Tage gekommen ſind. Schlegel und die Veit haben zuſammen Beſorgniſſe gebrütet, daß ich gegen jenen und die Herz gegen dieſe — ihre älteſte und unzertrennlichſte Freundin — kälter würden. Die Veit machte mir Vorwürfe, daß ich Schlegeln nicht wäre, was ich ihm ſein könnte, daß ich über ſein Tun und ſeine Werke nicht offen gegen ihn wäre, daß ich ſein Gemüt nicht ſchonte; zu ihr käme ich auch nicht, man müßte am Tode ſein, um meine Teilnahme zu erregen, ich wäre alles nur par charité, und wenn die Leute wieder auf den Beinen und glücklich wären, ließe ich ſie gehn. Schlegel bekannte mir aufrichtig, er wäre eiferſüchtig auf die Herz; meine Freundſchaft mit ihr wäre ſo ſchnell und ſo weit gediehen, als er es

mit mir nicht hätte bringen können, er ſei faſt nur auf meinen Verſtand und meine Philoſophie eingeſchränkt und ſie habe mein Gemüt. Was hatte ich da ins Klare zu bringen, und wie ſtach ich ab gegen die andern mit meiner Ruhe und Sicherheit. Beim Licht beſehen war dann neben dem allen noch etwas Anderes. Beide nämlich, ſowohl Schlegel als die Veit, hatten einige Beſorgnis, daß ich mich über mich ſelbſt täuſchte, daß Leidenſchaft bei meiner Freundſchaft gegen die Herz zum Grunde läge, daß ich das früher oder ſpäter entdecken und daß es mich unglücklich machen würde. Das war mir denn zu arg und ich habe ausgelaſſen darüber ſtundenlang gelacht. Daß gewöhnliche Menſchen von gewöhnlichen Menſchen glauben, Mann und Frau könnten nicht vertraut ſein, ohne leidenſchaftlich und verliebt zu werden, das iſt ganz in der Ordnung, aber die beiden von uns beiden! So wunderbar war es mir, daß ich mich gar nicht darauf einlaſſen konnte, ſondern nur ganz kurz Schlegeln auf mein Wort verſicherte: es wäre nicht ſo und würde auch nie ſo werden. Die arme Herz aber war ein paar Tage ganz zerrüttet über dieſem Mißverſtändnis. Dem Himmel ſei Dank iſt aber alles wieder im Gleichen und wir gehn ungeſtört unſres Weges fort.

Von Schlegel habe ich aber jetzt wenig Genuß. Seit einigen Tagen iſt ſein Bruder aus Jena hier, der als Dichter und als neuer Ueberſetzer des Shakeſpeare bekannt iſt. Er wohnt in der Stadt in einem Hauſe wo ich nur wenig ſein kann, und Schlegel iſt faſt immer da. Dieſer Bruder hat weder die Tiefe noch die Innigkeit des hieſigen, er iſt ein feiner eleganter Mann, hat ſehr viel Kenntniſſe und künſtleriſches Geſchick und ſprudelt von Witz, das iſt aber auch alles. Ich habe Schlegeln geweisſagt, daß ſein Bruder keinen Sinn für mich haben würde, und wie es ſcheint, habe ich ſehr Recht.

Vor einigen Tagen habe ich mit ihnen beiden bei Iffland gegeſſen, den ich ſonſt ſchon ein paar Mal geſehn habe, und mich da gerade ſehr gut amüſiert. Das komiſche Talent dieſes Mannes iſt ganz einzig, er iſt voll luſtiger und ergötzender Anekdoten, und die agiert er gleich ſo köſtlich, daß man ſo ſeiner Kunſt weit mehr froh wird, als auf dem Theater. Dabei iſt er höchſt gutmütig, was Leute von dieſer Gabe ſo ſelten ſind, und das Bewußtſein, daß er ſeiner Geſinnungen wegen, mit denen er aber nicht prahlt, Achtung verdient, läßt es einem recht wohl bei ihm ſein.

Berlin, den 16. Juni 1798

Wäre der Weg nicht ſo weit und die Poſt nicht ſo teuer und meine Verlegerin zu Hauſe, ſo hätte ich Dir mit dem Briefe ein Exemplar von den engliſchen Predigten geſchickt, die ich ins Deutſche überſetzt habe und die nun endlich erſchienen ſind. Sie werden Dir zwar ſchwerlich ſehr gefallen, als Predigten wohl gar nicht, als ſchöne Reden vielleicht; als ein Werk meines Fleißes und als eine Probe, wie viel Mühe ich mir mit ſo etwas geben kann, werden ſie Dir aber doch intereſſant ſein. Mir haben ſie — ſonſt würde ich ſie gewiß nicht überſetzt haben — ſehr behagt, nicht nur als Produkte eines originellen Kopfes und als Meiſterſtücke einer gewiſſen Art von Beredſamkeit, ſondern mehr noch als Beweiſe, wieviel man leiſten und um wieviel eindringlicher und gewichtiger man reden kann, wenn man vor einer gleichartigen nicht allzugemiſchten Verſammlung redet und gewiß weiß, daß jeder, der da iſt, gewiß nur deswegen da iſt, weil er an der Sache Geſchmack findet und von den perſönlichen Vorzügen des Vortragenden überzeugt iſt.

Deinen Wunſch, etwas von mir gedruckt zu ſehn, kannſt Du jetzt noch auf eine andre Art erfüllen; aber freilich nur ſehr im Kleinen. Die beiden Schlegels nämlich geben zuſammen ein neues Journal heraus unter dem Titel: Athenäum. In dem zweiten Stück desſelben ſteht unter der Rubrik: Fragmente, eine große Menge einzelner Gedanken, von denen freilich viele, welche ſich bloß auf die abſtrakte Philoſophie beziehn, Dich eben nicht intereſſieren können; andere aber wirſt Du gewiß gern leſen. Unter dieſen nun ſind mehrere von mir, und ich überlaſſe Dir, wenn Dir dies Journal zu Geſicht kommt, herauszufinden, wo Du etwas von meiner Art witterſt; ich dächte, es ſollte Dir nicht ſchwer werden, mich zu entdecken. Schicken kann ich Dir es nicht, weil man einzelne Stücke nicht bekommt; auch wird das zweite Stück nur eben erſt gedruckt. So weit hat mich nun Schlegel gebracht, aber daß ich etwas Größeres ſchreiben ſollte, daraus wird nun nichts. Ich kann meine Zeit beſſer brauchen, und überdies macht es mir eine höchſt unangenehme Empfindung, etwas von mir gedruckt zu ſehn. Kaum habe ich es bei dieſen paar Gedanken ausgehalten, die zuſammen wohl ſchwerlich einen Bogen ausmachen.

Du haſt Stillings Theobald geleſen und ich gebe Dir vollkommen recht, daß es wohl gut wäre, wenn das Buch bei euch häufiger geleſen würde; es iſt viel daraus zu nehmen. Weißt Du denn aber auch, welch ein beſonderes Intereſſe das Buch für uns hat? Da Du gar nichts davon erwähnſt, ſo zweifle ich, daß Dir der Vater davon geſprochen hat. Der alte Darius nämlich, der eine der Hauptperſonen im Buche iſt, iſt unſer ſeliger Großvater in Arnheim.

Berlin, den 25. Juli 1798

Am Anfang dieses Monats hat mich Schlegel verlassen, um mit seinem Bruder einige Wochen nach Dresden zu gehn, wo sie eine verheiratete Schwester haben.

Der Strohwitwerstand ist mir nun gar sehr fatal vorgekommen und will mir noch immer nicht schmecken, ob wir uns gleich die letzte Zeit von Schlegels Hiersein wenig sahen und uns nun wie zärtliche Eheleute alle acht Tage schreiben. Dieser Zustand beschleunigte denn eine traurige Entdeckung, die ich sonst später gemacht haben würde. Zwar hatte unser ganzer Zirkel schon darüber geklagt, daß ich von Herzen maussade wäre, entblößt von aller Munterkeit und allem Witz; aber nun fühlte ich auch auf einmal, daß ich nicht nur schwerfällig, sondern von Herzen krank war. Zu nichts aufgelegt, schläfrig von Morgen bis Abend, matt in allen Gliedern. Dieser Zustand und besonders die Schläfrigkeit, vermehrte sich täglich. Herz riet mir einen Aderlaß. Ich sträubte mich aber, weil mir zwei Aderlässe in Preußen sehr schlecht bekommen sind, und ich blieb bei der Behauptung, daß ich überall kein Blut hätte. Ich vermehrte meine Bewegung, mein Wassertrinken, ich änderte meine Diät, alles vergeblich: ich schlief ein beim Studieren, beim Essen und beinah im Gehen, und überall in der angenehmsten Gesellschaft. Als dies endlich so arg wurde, daß ich einen guten Sonntag zwischen der Predigt und der Kommunion in der Sakristei, ohnerachtet der größten Anstrengung zu wachen, dennoch einschlief, riet mir Herz mit sehr ernster Miene, daß ich schleunig Ader lassen sollte, und so mußte ich mich denn entschließen, acht Unzen Blut wegzulassen, welches von ungewöhnlicher Dicke und Schwere war. Das ist mir nun freilich herrlich bekommen und ich befand mich schon nach einigen Stunden weit

munterer, den folgenden Tag aber bekam ich die fürchterlichsten Schmerzen am Arm; ich schleppte mich mit Mühe zur Herz; ihr Mann war denselben Morgen ins Bad gereist. Der Chirurg wurde geholt, und als er die Ader, die ganz geheilt zu sein schien, besah und befühlte, verfiel ich, der ich einen tüchtigen Puff aushalten kann und nichts weniger als weichlich gegen den Schmerz bin, aus bloßem Schmerz in eine Art von Ohnmacht. Umschläge von glühender Asche, so heiß, daß sie niemand an der Hand leiden konnte, und daß sich die Herz daran verbrannte, minderten mir die Schmerzen so weit, daß ich noch den Abend nach dem Tiergarten fahren konnte, um meinen Freund Bartholdi aus Stettin zu bewillkommnen. Die Ader fing nun ruhig an zu schwären; aber geheilt ist sie noch nicht, ich gehe noch wie ein Armbrüchiger mit aufgeschlitztem Rockärmel und kann noch keine starke Bewegung machen, ohne ein schmerzhaftes Gefühl zu haben. Doch ist das Kleinigkeit, und ich bin froh, die fatale Schlafsucht los zu sein und wieder arbeiten zu können; denn ich habe Schlegeln versprochen, in seiner Abwesenheit recht fleißig zu sein. Beiläufig muß ich denn doch, ungeachtet dieser Klagen, die Ehre meiner Nerven bei Dir retten. Diese sind wahrlich nicht schwach, und ich glaube, der Pächter Martin würde sagen, sie wären eine gute Mittelsorte von hanfnen Nerven mit einem unbedeutenden Fädchen Seide vermischt.

Am Huldigungstage, von dessen Feierlichkeiten ich nichts sah, weil ich meinen Arm keinem Gedränge aussetzen wollte, hatte ich das Vergnügen, daß die Herz ihre Sommerwohnung wieder bezog, und ich habe seitdem wieder manche schöne Stunde bei ihr zugebracht. Auch meine Reise nach Freienwalde habe ich mit ihr gemacht. Wir hatten einen schönen Tag, waren beide sehr aufgelegt und haben eine schöne Menge

intereſſanter Dinge abgeſprochen. Dort wohnte ich in einem Hauſe, wo unten ein verrückter Menſch war, wo ich abends ein Stümpfchen gezogenes Licht auf dem ſchmutzigſten Küchenleuchter bekam, und wo die Schweine haufenweiſe bis in die zweite Etage hinaufſtiegen und ſich vor meiner Tür lagerten. Doch ich war den ganzen Tag mit Herzens und ſo ging mich mein Logis nichts weiter an. Das Badeleben und die Badegäſte habe ich gleich abſcheulich und fade gefunden; aber die Gegend iſt nächſt Potsdam gewiß die ſchönſte, die man in dieſer armen Mark Brandenburg haben kann. Ich fand eine üppige und mannigfache Vegetation, dergleichen ich ſeit meinem Aufenthalt in der Mark nicht geſehn habe; ich freute mich, den vaterländiſchen Fleiß wieder zu ſehn, und jeder Tag zeichnete ſich durch eine Fahrt nach einem intereſſanten Punkt in der Nähe aus, ſo daß ich nur einmal in ſchlechtem Wetter auf dem eigentlichen Brunnen war. Meinen Rückweg mußte ich allein machen, die Herz wird mit ihrem Manne erſt morgen zurückkommen.

Berlin, den 2. Auguſt 1798

Es iſt freilich mit dem Erziehn eine eigene Sache. Ob ich Talent dazu habe, weiß ich nicht; meine Schlobittenſche Erfahrung reicht nicht hin die Frage zu entſcheiden, aber Erfahrung habe ich genug und mache täglich mehr, und Luſt auch, und es iſt mir wirklich bisweilen bange danach, daß ich nichts zu erziehn habe. Es ſcheint mir die unnachläßlichſte Pflicht eines jeden Menſchen zu ſein, Andre zu erziehn, es mögen nun Alte ſein oder Kinder, eigne oder fremde. Ich habe dieſer Pflicht noch lange nicht Genüge getan, und da ich nicht weiß, wie es in Zukunft werden wird, ſo tue ich ſehr wohl, wenn

ich keine Gelegenheit vorbeigehn laſſe. Manchmal will ich mir einreden, wenn man Bücher ſchriebe, erzöge man auch an der Welt nach beſtem Wiſſen; es iſt aber nicht wahr, es iſt nur ein wunderliches Treiben ohne Leben, ohne Anſchauung, ohne Nutzen. Das Predigen iſt wohl etwas mehr, aber nach der gegenwärtigen Einrichtung doch auch wenig genug.

Berlin, den 4. Auguſt 1798

Soeben, meine Liebe, komme ich von der ſich ſo nennenden reiſenden Dame, die in ihren Briefen über Berlin der jüdiſchen Frauen ſo angelegentlich und ſo ſonderbar gedenkt. Es iſt Madame Unger, eine ältliche, kränkliche, grämliche Frau, die Berlin gewiß ſeit vielen Jahren nicht länger, als auf einige Tage, verlaſſen hat. Warum ſie ſo eine eigene Pike gegen die Juden hat, weiß ich nicht, ſie ſoll aber in ihr ſchon ſehr alt ſein. Daß junge Gelehrte und Elegants die hieſigen großen jüdiſchen Häuſer fleißig beſuchen, iſt ſehr natürlich, denn es ſind bei weitem die reichſten bürgerlichen Familien hier, faſt die einzigen, die ein offenes Haus halten und bei denen man wegen ihrer ausgebreiteten Verbindungen in allen Ländern Fremde von allen Ständen antrifft. Wer alſo auf eine recht ungenierte Art gute Geſellſchaft ſehn will, läßt ſich in ſolchen Häuſern einführen, wo natürlich jeder Menſch von Talenten, wenn es auch nur geſellige Talente ſind, gern geſehn wird und ſich auch gewiß amüſiert, weil die jüdiſchen Frauen — die Männer werden zu früh in den Handel geſtürzt — ſehr gebildet ſind, von allem zu ſprechen wiſſen und gewöhnlich eine oder die andere ſchöne Kunſt in einem hohen Grade beſitzen. Auch ich würde ein paar von dieſen Häuſern beſuchen, wenn ich nicht

den Zirkel meiner Bekanntſchaften ein für allemal geſchloſſen hätte, und wenn mich nicht dieſes Mißverhältnis zwiſchen beiden Geſchlechtern abſchreckte, bei dem es nur gar zu auffallend iſt, daß man nur der Frauen wegen hingeht. Mit Herzens und Veits iſt das eine ganz andere Sache. Die erſten ſehen zwar auch viele Fremde, und es kommt nicht leicht ein merkwürdiger Menſch nach Berlin, der ſie nicht beſuchte, und auch hier ſind ſie in den ausgebreitetſten Verbindungen, aber ſie halten doch nicht, was man ein offenes Haus nennt, und ich beſonders bin meiſtenteils en famille bei ihnen und vermeide es, große Geſellſchaften dort zu ſehn, weil mir wirklich zu wenig daran liegt. Sie beſonders, die Herz, ſchränkt ihre perſönliche Bekanntſchaft ſehr ein, und wenn ſie nicht des Mannes wegen müßte und weil ſie einmal eine bekannte Frau iſt, ſo würde ſie gewiß nur mit ein paar Menſchen leben. Veits aber ſind gar nicht in dieſe Klaſſe zu ſetzen und leben ſehr eingezogen. In dieſer Rückſicht alſo gehöre ich weder unter die Elegants noch unter die jungen Gelehrten, obgleich ich mich in andrer Rückſicht beſtrebe, zu beiden gerechnet zu werden.

Mit Sack habe ich auch dieſer Tage eine Herzenserleichterung über meinen jüdiſchen Umgang gehabt. Er ſagte mir offenherzig, er hätte auch deswegen gewünſcht, daß ich nach ebt gegangen wäre, weil er fürchte, meine Art zu exin möchte meiner Beförderung hier hinderlich ſein, und paar Jahre Abweſenheit würden das beſſer gut machen, s ſich ſonſt vielleicht nicht ändern ließe. Er ſei, wie ich , nicht pedantiſch genug, gegen den Umgang mit Juden ſ (wie denn auch ſein Vater und ſein Schwiegervater endelsſohn viel umgegangen ſind), aber für dieſe bux d'esprit, für den Umgang, wie ihn Madame Unger be-e, habe er doch keinen Sinn, und wenn es gar zu be-

kannt wäre, daß ich so ganz unter diesen Menschen lebte, so müßte das doch auf viele Leute einen nachteiligen Eindruck machen, und er selbst besorge, der Ton, den man nach und nach in diesen Gesellschaften annehme, würde mir mit der Zeit Gleichgültigkeit und Widerwillen gegen mein Amt geben. Ueber den letzten Punkt suchte ich ihn denn zu beruhigen, und ihn über das Erste eines Besseren zu überzeugen.

Was kann einem doch das unbefugte Schreiben über Gegenstände, die der Schreiber nicht recht kennt, für Not machen!

Potsdam, den 23. März 1799

Erlaube mir nun, Dir nach meiner besten Ueberzeugung wenigstens auf die Hauptsache zu antworten, ganz aufrichtig und unverhohlen. Du fürchtest zuerst die zarten und innigen Verhältnisse mit Personen des andern Geschlechts, und darin hast Du freilich vollkommen Recht; es ist etwas Gefährliches darin und sieht aus der Ferne, wo man alles nur im Allgemeinen erblickt, noch gefährlicher aus, als in der Nähe. Ueber mich zu wachen darin, ist mein beständiges Geschäft; ich gebe mir Rechenschaft über das Kleinste, und solange ich das tue, denke ich, habe ich nicht nötig, irgend ein Verhältnis abzubrechen, welches mir sonst wesentlich und wichtig ist, welches zu meiner Bildung gereicht und worin ich mancherlei Gutes stifte. So bin ich mir in Rücksicht der B— bewußt, daß gerade die sehr vertraute Freundschaft, die zwischen uns obwaltete und die sie offen machte über jedes Verhältnis und jede Gesinnung, von sehr gutem Einfluß auf sie gewesen ist, ich meine innerlich, und rechne das nicht einmal, daß es mir Gelegenheit gab, ihr auch äußerlich hilfreich zu sein in schwierigen Fällen,

wo ſie ſonſt vielleicht oft eine falſche Partie ergriffen hätte. Der Herz ihr Leben iſt freilich ganz anders, ſtill und ruhig, ohne ſolche Angſt vor Schiffbruch, wie der B— ihres, und ich kann alſo auch ſolche Verdienſte nicht um ſie haben; auch iſt ihr Gemüt und ihr Charakter in ſich viel feſter, ſo daß ſie ſich auf ſich ſelbſt verlaſſen kann und meiner nicht bedarf. Ich gehöre aber doch in andrer Rückſicht weſentlich zu ihrer Exiſtenz, ich kann ihre Einſichten, ihre Anſichten, ihr Gemüt auf mancher Seite ergänzen, und ſo tut ſie mir auch. Etwas Leidenſchaftliches wird zwiſchen uns nie kommen, und da ſind wir wohl in Beziehung aufeinander über die entſchiedenſten Proben hinweg. Nimm es nicht für Eigendünkel, daß ich darüber ſo gewiß ſpreche; es iſt eine lange Erfahrung und eine ſorgfältige Beobachtung, was mich dazu in Stand ſetzt, und ich glaube, wenn Du uns nur eine Stunde beiſammen ſäheſt, würdeſt Du dieſelbe Ueberzeugung haben. Es liegt ſehr tief in meiner Natur, liebe Lotte, daß ich mich immer genauer an Frauen anſchließen werde, als an Männer; denn es iſt ſo vieles in meinem Gemüt, was dieſe ſelten verſtehn. Ich muß alſo, wenn ich nicht auf wahre Freundſchaft Verzicht tun will, was Du denn doch auch nicht fordern wirſt, auf dieſem ſonſt ſo gefährlichen Standpunkt ſtehn bleiben, der aber eben deswegen, weil ich ſo darauf ſtehe, nicht ſo gefährlich iſt. Deſſen will ich mich aber nicht überheben, ſondern immer auf meiner Hut ſein.

Du meinſt, eben dieſe Verhältniſſe wären wohl auch meinen Berufspflichten im Wege und ſetzten mich wenigſtens dem böſen Schein aus. Was das Erſte betrifft, da mußt Du Dich nun lediglich auf mein Wort verlaſſen, daß es nicht ſo iſt. Ich verrichte alles, was mir obliegt, ſehr pünktlich und genau, aber darauf würde ich, wie Du denken kannſt, gar keinen Wert legen, wenn ich nicht auch wirklich mit ganzem Herzen

dabei wäre: eine Sache, die wenige von meinen Freunden recht verstehn und die nur die Herz sich eigentlich reimen kann. Was aber den Schein betrifft, so habe ich darüber meine eigenen Grundsätze: ich glaube, daß es meinem Stande geradezu obliegt, ihn zu verachten — ich meine nicht aus leidigem Uebermut Dinge zu tun, die man sonst nicht tun würde, nur um zu zeigen, daß man sich aus der gemeinen Meinung nichts macht, sondern das, daß, so oft es hinreichende Gründe gibt etwas zu tun, man nach dem Schein dabei nichts fragen müsse. Das ist, wie mir scheint, sehr nötig und ganz eigentlich Pflicht. Daß ein Mann mit einer rechtlichen Frau allein ist, Stunden und halbe Tage lang, ist wohl gar nichts Auffallendes in der Welt und niemand sucht einen bösen Schein dahinter. Eine Frau eigentlich zur Freundin zu haben, ist schon übler, und daß die Herz gerade eine Jüdin ist, gereicht gewiß vielen zum Anstoß; aber das ist eben eins von den jämmerlichsten Vorurteilen.

Der Hauptpunkt aber und der eigentliche Unterschied unsrer Denkungsart über diese Dinge liegt darin, daß Du überhaupt dagegen bist, sich in vieles einzumischen, an vielem teil zu nehmen und in vielerlei Verbindungen mit Menschen zu leben, und ich bin gerade dafür. Sage mir, Liebe, gehst Du nicht zu sehr von dem System des geselligen Lebens aus, welches in der Gemeine das herrschende ist, und bringst Du nicht den Unterschied zwischen Gemeine und Welt zu wenig in Anschlag? In der Gemeine wird der Mensch gebildet durch Einsamkeit und stilles Nachdenken; in der Welt kann er es nur werden durch die mannigfaltigste und zusammengesetzteste Tätigkeit. Es sind zwei verschiedene Wege, aber beide sind gut, und jeder Mensch hat nur darauf zu sehn, daß er den einschlage, der seiner Natur am angemessensten ist, und daß er sich dann auch hübsch dahin stelle, wo er diesen befolgen kann. Ein Mensch,

der ſich in die Angelegenheiten von mehreren verwickeln und in mehreren Familien Hausfreund ſein wollte, wäre in der Gemeine eine ſehr überflüſſige Perſon, ja er wäre ſogar tadelnswert und würde allerdings beſſer tun, ſich daraus zu entfernen, weil er in die Grundſätze nicht hineinpaßte. Aber ebenſowenig würde in der Welt ein Menſch etwas taugen, der ſich in ſich verſchließen und nach eurer Weiſe leben wollte; er füllte ſeinen Platz in der Tat ſehr ſchlecht aus, er wäre mitten in der Welt doch eigentlich ein Gemeineglied und täte beſſer, auch lieber in die Gemeine zu gehn. Ich getraue mich in der Welt hundert und tauſend ſehr achtungswerte Menſchen zu finden, die Dich gar nicht verſtehn würden, wenn Du ſagſt, daß dieſes vielfache Leben, dieſes geteilte Intereſſe die Selbſtbeobachtung und die Kenntnis des eignen Herzens hindere. Sie würden ſagen, das ſei ja das einzige Mittel, dazu zu gelangen. Man könne ſich ja nicht kennen lernen, ebenſowenig als andere Menſchen, wenn man ſich nicht handeln ſehe, und vieles müſſe ja verborgen bleiben, wenn es nicht angeregt werde durch den Wechſel immer neuer und andrer Verhältniſſe und Vorfälle.

Du ſiehſt, wie die Geſichtspunkte verſchieden ſind, und Du wirſt auch leicht ſehn, wie jeder auf dem ſeinigen recht hat. Es iſt mit der Seele, wie mit dem Körper: welcher nur weniger ſparſamer Reize gewohnt iſt, den affiziert auch etwas an ſich Geringes ſchon merklich; welcher ſtärkerer und öfterer Bewegungen gewohnt iſt, an den müſſen auch wirkſamere Reize gebracht werden, wenn etwas ausgerichtet werden ſoll. Das Erſte iſt euer Fall in eurem ſtillen und einfachen Leben; Kleinigkeiten, die der Menſch in der Welt gar nicht wahrnimmt, bringen euch ſchon zum Nachdenken und decken euch etwas auf — was allerdings ein großer Vorzug iſt — und ich danke es meinem Aufenthalt in der Gemeine, daß ich ihn

in einem höhern Grade beſitze, als irgend ein Menſch vielleicht, den ich in der Welt kenne — bei ihm muß alles erſt in eine merkliche Tätigkeit verſetzt werden, ehe er es wahrnehmen ſoll. Halte das, was ich eben von mir gerühmt habe, für keinen Widerſpruch mit dem Beſtreben, meine Art zu leben, zu rechtfertigen. Wenn ich nicht von jener Fähigkeit ein gut Teil hätte, ſo wäre in der Tat mein übriges Leben für die Verwickelungen, in die mich meine Berufsverhältniſſe als Prediger, als Bürger, und, wenn ich es ſagen darf, als angehender Gelehrter notwendig und unvermeidlich bringen, noch zu eingezogen und einfach, und das, was in mir vorgeht, würde bald auch für meinen Blick, der durch dieſe Verhältniſſe vielerlei Gegenſtände in lebhafter Bewegung zu ſehn gewöhnt wird, unmerklich werden; es iſt in der Tat ein wahres Mittelding zwiſchen einem — nicht zerſtreuten, ſondern ganz vernünftigen — Welt- und Geſchäfts- und einem Gemeineleben.

Nimm, um beide Geſichtspunkte zu vergleichen, noch das hinzu. Jeder Menſch muß ſchlechterdings in einem Zuſtande moraliſcher Geſelligkeit ſtehn; er muß einen oder mehrere Menſchen haben, denen er das Innerſte ſeines Weſens, ſeines Herzens und ſeiner Führungen kund tut; nichts muß in ihm ſein womöglich, was nicht noch irgend einem außer ihm mitgeteilt würde. Das liegt in dem göttlichen Ausſpruche: Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei, mehr als irgend etwas Anderes. Ihr ſteht in einer ſolchen Art von Geſelligkeit mit euren Arbeitern und bedürft ſelten andrer Menſchen dazu. Dergleichen gibt es aber in der Welt nicht, und da die Menſchen gegeneinander mit ihrem Innern wie billig ſehr zurückhaltend ſind, ſo muß man ſich erſt ein ſehr freundſchaftliches Vertrauen erwerben, ehe man ſo etwas herauslockt, und

um zu ſo einer vertrauten Freundſchaft zu kommen, muß man mit mehreren Verbindungen anfangen, in denen man ſie ſuchen und anzutreffen hoffen kann. So mußt Du die Sache auch anſehn, und in der Tat bin ich bei allen den Menſchen, die ich ſehr liebe, mehr oder weniger Arbeiter, und ſie ſind es auch bei mir.

Da haſt Du mein Glaubensbekenntnis über dieſen Gegenſtand ganz offen und ſo ausführlich, als ich es jetzt eben geben konnte. Du wirſt wenigſtens, hoffe ich, daraus ſehn, wie ernſtlich ich Deine freundlichen Warnungen nehme, und wieviel mir daran liegt, mein Gemüt und mein Leben ſo offen als möglich vor Dich hinzuſtellen und Dich inſtand zu ſetzen, daß Du richtig darüber urteilen könneſt. Du ſollſt dieſe Aufrichtigkeit immer bei mir finden, es iſt mir gar viel daran gelegen, daß dieſes Verhältnis unter uns bewahrt bleibe.

Daß ich übrigens imſtande bin, auch das, was mir lieb iſt, wenn es darauf ankommt, aufzuopfern, ſehe ich nun ſeit ſechs Wochen aus meiner Exiſtenz hier, entfernt von allen meinen Freunden (denn 4 Meilen iſt ſo gut als 20) an einem Ort, wo ich noch keinen Menſchen gefunden habe, an den ich mich auch nur entfernt anſchließen könnte. Ich bin hier, um die Geſchäfte des alten Hofpredigers Bamberger (des Vaters der Eichmann), der gänzlichen Unvermögens halber ſich zur Ruhe geſetzt hat, zu verſehn, bis der König, der dieſe Stelle unmittelbar vergibt (weil er, ſo lange er hier iſt, ſonntäglich in die Kirche kommt) einen andern ernannt hat. Es war keine Schuldigkeit, herzugehn, es iſt auch kein Vorteil dabei, auch keine Ausſicht auf Dankbarkeit, denn die Leute, denen ein Gefalle damit geſchieht, wiſſen nicht, was es mich koſtet, und können es alſo nicht erkennen. Aber da man mir vorſtellte, daß es das Schicklichſte ſei, was geſchehn könne, ſo habe ichs für meine Pflicht gehalten und in Gottes Namen auf einige

Monate alles im Stich gelassen. Manchmal verdrießt mich der Gedanke, daß nur ein übereilter Schritt des Ministers und des Kirchendirektoriums es notwendig gemacht hat; ich halte aber doch so ganz leidlich aus. Angenehm ist mirs, einmal vor einem andern und sehr zahlreichen Auditorio meine Worte anbringen zu können. Denn die Kirche ist hier immer ziemlich besetzt, und das ist mir mehr wert als die Ehre, die ich gestern gehabt habe, daß der König aus meinen Händen das Abendmahl genommen hat, ob ich ihm gleich von Herzen gut bin.

Morgen früh werde ich im Geist unter euch in der Gemeine sein. Ich umarme Dich herzlich und bitte Dich bei so bewandten Umständen mit dieser Epistel fürlieb zu nehmen, die bei weitem nicht alles enthält, was ich Dir habe sagen wollen; aber es ist Nacht und ich habe noch zu tun, ich zweifle, ob ich zu Bett kommen werde, ehe der Tag graut.

Berlin, den 23. Mai 1799

Hernach ist mir die Zeit wieder so hingegangen in dem Stumpfsinn, der bei mir immer entsteht, wenn ich isoliert bin. Darüber kann ich nicht heraus; ohne Freund, ohne herzliches Gespräch, ohne Wechsel zwischen Arbeit und geselligem Genuß ist für mich kein Leben, und wenn ich ein paar Jahre so existieren müßte, würde es mir schwer werden, mich selbst beisammen zu halten. In dieser Rücksicht bin ich denn unendlich froh wieder hier zu sein, obgleich mir eben auch keine glückliche Zeit bevorsteht. Die Herz macht eine Reise nach Dresden und dem Harz, Schlegel wird wahrscheinlich um dieselbe Zeit auf einige Wochen nach Jena reisen, und ich habe

mich noch dazu in ein paar weitläuftige Arbeiten eingelassen.

Ich sehe mit Schrecken auf den Schluß Deines letzten Briefchens, wo Du wenigstens die Möglichkeit von Spannungen, von Mißverständnissen, von einem Nicht-schreiben, welches dann besser wäre, sprichst. Nein, Liebe, das kann nicht sein und wird nicht sein; ich habe einen festen und wohlgegründeten Glauben an unsre Nähe, unerachtet ich unsre Entfernung recht wohl kenne. Ich bin gar nicht unruhig darüber, wie Du meine Erklärungen über mich selbst und den Weg, den ich gehe, verstanden und aufgenommen haben wirst. Laß uns die Liebe ferner und immer in der Aufrichtigkeit beweisen, so werden wir auch durch alles hindurch immer die Liebe sehn und fühlen. Adieu für diesmal, bald mehr.

Berlin, den 3. Dezember 1799

Der Töne erinnere ich mich weit eher, als der Gestalten. So ging mirs auch mit B. wieder. Der Name kam mir bald ins Gedächtnis, aber von dem Menschen konnte ich keine Vorstellung zusammenbringen. So geht mirs selbst mit unsrer seligen Mutter. Es gelingt mir nur manchmal, ihre Gestalt recht lebhaft zu denken, aber ihre Stimme klingt in meinen Ohren, so oft ich mich ihrer erinnere. Nur den seligen Vater kann ich mir recht genau vorstellen, weil ich ihn später gesehen habe. Wie ich Dein lebhaftes Andenken an den herrlichen lieben Mann mit Dir teile, kannst Du Dir so nicht denken. Auch mir kommt er bei tausend Veranlassungen, die jedem Andern sehr entfernt scheinen würden, in den Sinn, und es bedürfte gar nicht der Bücher aus seiner Bibliothek, die mir

immer vor Augen stehn. Wie oft denke ich an ihn bei allen meinen Handlungen in der Gesellschaft und in der Amtsführung, und wie freut es mich, wenn ich mir denken kann, er würde zufrieden mit mir sein bei Gelegenheiten, wo andre Männer mich falsch auslegen und den Kopf schütteln.

Berlin, den 21. Dezember 1799

Du, liebe Lotte, scheinst mir jetzt wieder etwas in Dich gezogener, als vor einiger Zeit. Dein Gemüt bewegt sich eben wie meines im Zirkel, wenn ich so sagen darf; bald etwas mehr, bald etwas weniger nach außen, und es ist uns beiden gewiß recht heilsam, daß das von selbst so kommt; aber von selbst muß es auch kommen. So scheint es mir wenigstens; denn nichts Aeußeres kann mir ein Recht geben, mich den Menschen, mit denen ich einmal in Wechselwirkung gesetzt bin, und dem Mitempfinden für sie zu entziehn. Freilich greift das am Ende auch dem Gesundesten die Nerven an, aber das halte ich für kein Unglück. China und Eisen können es wieder gutmachen, und was diese nicht tun, das tut die Abwechslung im Gemütszustande, die doch nicht ausbleibt. Ich glaube immer, daß es des Körpers Schuldigkeit ist, mit dem Geiste zu leiden, und daß ein Körper, der dies nicht in der Art hat, dem Geist dafür auch in andern Fällen den Dienst versagt, wenn er nicht leiden, sondern tätig sein soll. Damit tröste ich mich, wenn ich nicht so gesund bin, als ich wünsche, und finde dann, daß ich immer noch gesunder bin, als ich eigentlich erwarten kann.

Berlin, den 27. Dezember 1799

Mit Alexander habe ich ſeiner Schweſter wegen ausführlich geſprochen. Tun läßt ſich vorderhand von uns nichts und ſo muß man um deſto zuverſichtlicher hoffen, daß Gott alles zum Beſten lenken werde. Dies gehört zu den Ungleichheiten zwiſchen uns, welche aus unſrer Lage und aus unſern Grundſätzen unvermeidlich hervorgehn, daß dieſe Paſſivität Dir lieber iſt und Du in allerlei Angelegenheiten lieber nichts tuſt, um nichts zu verderben, ich hingegen lieber tätig bin und michs nicht verdrießen laſſe, wenn ich auch einmal etwas verderbe, ſobald ich nur das, was ich getan habe, nach meiner beſten Ueberzeugung für meine Pflicht hielt.

Nach Schlegels letzten Briefen geht es ihm wohl und er fühlt ſich glücklich; das tröſtet mich aber nicht, denn es iſt nur augenblicklich und hindert ihn nur zu tun, was er tun müßte. In einem andern Sinne freilich, aber mit vollem Recht kann ich von ihm ſagen, was Du von der Aulock ſagſt, daß er mir Freuden und Leiden gewährt hat, die mir niemand ſchaffen konnte, und wenn es jemals geſchehn ſollte, daß die Verſchiedenheiten unſrer Denkungsart, die tief in unſerm Innern liegen, ſich mehr entwickelten und uns klarer würden als unſre ebenſo große und merkwürdige Uebereinſtimmung in manchen andern Punkten, wenn dies jemals, wie es bei Schlegels angeborner Heftigkeit wohl möglich iſt, unſer Verſtändnis auf eine Zeitlang unterbräche und ſtörte, ſo werde ich ihn doch immer herzlich lieben und den großen Einfluß, den er auf mich gehabt hat, dankbar erkennen. Es iſt in dieſen Tagen zwei Jahre geweſen, daß er zu mir zog und unſre nähere Verbindung anging, und Du kannſt Dir leicht vorſtellen, auf wie mancherlei Weiſe mich das bewegt hat.

Ich habe mich recht gefreut, Dich einmal wieder von Deinen

Beschäftigungen mit den Kleinen, und zwar mit solchem Interesse, sprechen zu hören. Auch ich bin dies Jahr mit Unterricht auf eine mir sehr liebe Weise beschäftigt gewesen. Ich habe ein einziges Mädchen zum Religionsunterricht gehabt und sie vor wenigen Wochen konfirmiert. Es ist mir nicht erinnerlich, daß ich Dir überhaupt davon geschrieben hätte, wenigstens von der Beendigung gewiß nicht. Das gute Kind war sehr vernachlässigt, und ich bekam sie, was man weder von ihrem Wohnort, noch von ihrem Stande erwarten sollte, mit sechzehn Jahren ohne alle, auch die gewöhnlichsten, Religionserkenntnisse und Begriffe, als eine ganz unbeschriebene Tafel. Außerordentliche Freude hat sie mir wohl nicht gemacht, denn sie war etwas unempfänglich. Indes war mir das Geschäft sehr lieb, teils weil ich es überall für das wichtigste des Predigers halte und es mir, so lange ich hier bin, noch nicht vorgekommen war, teils weil dies das erste Mal war, daß ich von Anfang an den ersten Grund legen konnte und also ganz nach meiner Weise und meinen Einsichten verfahren. Je länger es währte, je mehr fruchtete es denn doch, und bei der Konfirmation hatte ich noch die besondre Freude, die Eltern des Mädchens, die durchaus irreligiös sind, nicht nur gerührt zu sehn, ob ich gleich alles, was so eine gewöhnliche flüchtige Rührung hervorbringen kann, sorgfältig vermieden hatte, sondern auch von Ehrfurcht und Achtung gegen die Sache und die Behandlung durchdrungen, die ihnen etwas ganz Neues zu sein schien. Jetzt ist das nun vorbei; aber ich will alles Mögliche tun, um irgend eine andere Art von Unterrichtsbeschäftigung zu bekommen; ich fühle es wirklich als ein dringendes Geistesbedürfnis, dergleichen zu haben. Das eigene Lernen und Studieren ist ohne das etwas so Einseitiges und wirklich Geistverzehrendes, und ich kann ordentlich Gewissensbisse darüber empfinden.

Berlin, den 27. Dezember 1800

Worüber ich gern am ausführlichſten wäre, das iſt nicht dieſes oder jenes Einzelne, ſondern meine große Freude an Deinem Innern, wie es jetzt ſeine letzte Geſtalt gewinnt und ſich äußert. Du ſcheuſt jetzt mancherlei Gefühle nicht mehr ſo wie ſonſt; und was noch von dieſer Art in Dir iſt, iſt gar nicht mehr das Nämliche. Jener Zuſtand war gewiß etwas Notwendiges und Natürliches in Dir, aber es iſt auch ebenſo notwendig und natürlich, daß er ſich in dieſen aufgelöſt hat. Du und ich, wir ſind wie zwei ausgewählte Beiſpiele von der verſchiedenen Art, wie menſchliche Herzen geführt werden und, daß ich ſo ſage, von dem entgegengeſetzten Klima in der Gemeine und in der Welt. Du haſt durch Enthaltſamkeit des Herzens dieſe Stärke gewonnen, die nun mehr Selbſtvertrauen erzeugt hat, ich hingegen durch unabläſſige Bewegung und Strapazen desſelben. In der Gemeine habt ihr gleichſam alle eine weibliche Conſtitution, die man auch im Körperlichen durch Ruhe und Stille heilt und ſtärkt, dagegen, wer eine männliche hat und ſtarke Bewegung braucht, in die Welt hinaus muß und da mit ſeinem Gemüt auf dem entgegengeſetzten Wege an denſelben Punkt kommt. Deine zunehmende Offenheit gegen mich, die mir ſo viel wert iſt als ich es gar nicht ausdrücken kann, kommt großenteils eben daher. Du fürchteſt nicht mehr ſo wie ſonſt, Dein Inneres zu berühren. So iſt es auch mit Deinem Verſchließen gegen die um Dich her; Du behandelſt ſie ebenſo, wie Du ſonſt Dich ſelbſt behandelteſt, und tuſt ganz Recht daran, weil ſie ſich doch größtenteils in demſelben Zuſtande befinden, in dem Du ſonſt warſt. Dies könnte mich, wenn Zeit dazu wäre, zu mancherlei Betrachtungen über die Gemeine führen, in denen Du vielleicht nicht ganz, aber doch

größtenteils, mit mir übereinſtimmen würdeſt. Ich möchte Dich beinahe bitten, auf dieſe näheren Erörterungen noch zehn Jahre zu warten, dann ſollſt Du ſie in ihrem ganzen Zuſammenhange in einem Roman finden, den ich einmal ſchreiben will und der alles enthalten ſoll, was ich vom Menſchen und dem menſchlichen Leben zu verſtehen glaube.

Abends

Da bin ich wieder, um weiter mit Dir zu plaudern, und damit Du doch ſiehſt, was ich ungefähr mit meiner Zeit anfange, will ich Dir zuerſt erzählen, wo ich unterdes geweſen bin. Zuerſt war ich ein paar Stunden bei der Herz und habe griechiſch mit ihr geleſen, welches ich ſie jetzt lehre. Du weißt, ſie hat keine Kinder, ihre Wirtſchaft iſt in ſo guter Ordnung, daß ſie ihr nur ein paar Stunden täglich zu widmen braucht, und ſo wendet ſie einen guten Teil ihrer Zeit darauf, ſich in der Stille allerlei Kenntniſſe zu erwerben. In den neueren Sprachen hat ſie es lange zu einer ſeltenen Fertigkeit gebracht und kennt alles, was es darin Schönes und Gutes gibt. Da habe ich ihr denn geraten, ſich auch mit dieſer, die in ſo vieler Hinſicht das größte Meiſterſtück des menſchlichen Geiſtes iſt, bekannt zu machen. Es iſt ihr anfangs, weil es ſo ein ganz anderes Weſen iſt und auf eine ganz eigene Weiſe betrieben werden muß, ſehr ſauer geworden; nun aber kann ich ſchon ſehr ſchöne Sachen mit ihr leſen und verſäume nicht gern eine Stunde, die wir uns einmal beſtimmt haben. Dann war ich eine Stunde auf der Reſſource, dem einzigen Ort, wo ich bisweilen den größten Teil meiner Herren Amtsbrüder und einen Teil der Herren vom Magiſtrat ſehe, die mich einmal, wenn es ihnen ſo gefällt, zum Prediger in der Stadt wählen ſollen. Auch leſe ich dort gelehrte Zeitungen und ſpiele dann und wann eine Partie Billard, welches Dir bei meiner be-

kannten Blindheit lächerlich ſcheinen kann, aber doch ſo notdürftig geht und meinen Augen recht gut bekommt. Von da bin ich nach Hauſe gegangen und habe beim Abendbrot überlegt, was ich morgen am letzten Sonntag des Jahres und Jahrhunderts zu Gemüte führen will. Dies weiß ich nun; der Tee, die Milchbrote und die geräucherte Wurſt ſind verzehrt; ich habe den großen Stuhl, auf dem ich beſtändig ſitze, von dem kleinen Eßtiſch herumgedreht zu dem großen Arbeitstiſch, an dem ich dann immer noch bis nach Mitternacht ſitze. Das iſt jetzt meine gewöhnliche Lebensordnung; ſehr ſelten bin ich einen ganzen Abend aus, aber nie laſſe ich einen Tag vergehn, ohne Bewegung zu haben und Menſchen zu ſehn, welches beides der Geſundheit meines Leibes und meiner Seele höchſt notwendig iſt. Alle meine Freunde haben ihre beſtimmte Zeit, wenn ich ſie am liebſten beſuche; zur Grunow ſpringe ich manchmal des Vormittags auf ein Stündchen herüber, dann iſt ſie entweder ganz allein oder hat nur ihre Kinder [die Kinder einer Freundin] bei ſich und es läßt ſich ein geſcheites Wort mit ihr reden; außerdem bin ich aber faſt alle Woche einmal des Abends da. Zu Eichmanns gehe ich am liebſten zum Mittageſſen, denn dann gehen die Kinder nach Tiſch in die Schule und man kann noch eine Stunde ruhig plaudern.... Die Herz ſehe ich am liebſten zwiſchen dem Mittageſſen und der Teeſtunde, denn in dieſer Zeit kommt nicht leicht jemand als vertrautere Freunde des Hauſes; überraſchen mich dann am Ende Fremde, ſo bleibe ich, je nachdem ſie mir gefallen, wohl noch ein Stündchen oder nehme gleich meinen Abſchied; zu größeren Geſellſchaften laſſe ich mich nur ſelten einmal bitten. Profeſſor Spalding beſuche ich immer des Abends, ſo auch einen anderen jüngeren Sprachgelehrten, den ich ſehr lieb habe; das geſchieht aber nur alle Monat einmal. Außerdem gibt es noch

ein paar Orte, wohin ich so im Vorbeigehn auf ein halbes Stündchen zu gehn pflege. Zu Hause arbeite ich dann abends von 7 oder 8 bis 12 oder 1, und das oben beschriebene ist mein tägliches Abendbrot. Das gilt für den Winter. Im Sommer, wenn Herzens im Tiergarten und Eichmanns in Charlottenburg wohnen, ist es freilich ein Anderes.

Die Veit hat meinen Zorn nicht erregt; aber die wunderliche Wendung ihres Schicksals und das Auffallende und Verwerfliche, was ihre Handlungsweise in den Augen der Welt hat, bekümmert mich sehr tief und ist ein Gegenstand ernster Sorge für mich, eben weil sie und Schlegel mir so von Herzen wert sind. Sie hatte sehr triftige, uns, die wir den ganzen Zusammenhang kennen, hinreichende Ursachen, sich von hier zu entfernen. Schlegels Bruder und Schwägerin luden sie zu sich ein und sie lebt in deren Haus in Jena. Friedrich lebt auch in Jena und Du kannst denken, wie die Welt über dies ganze Verhältnis redet. Auch würden sich beide schon auf das gesetzmäßigste und heiligste verbunden haben, da sie allerdings mit ganzer Seele aneinander hängen, wenn nicht die Bedingungen, unter denen allein ihr Mann sich dazu verstehen wollte: ihm den jüngsten Knaben zu lassen, der ihrer mütterlichen Pflege und ihrer verständigen Erziehung ganz unumgänglich bedarf, es unmöglich machten. Dies geht nun, so lange es geht, aber wenn der ältere Schlegel, der schon seit langer Zeit mit seiner Frau nicht im besten Vernehmen lebt, sich über kurz oder lang von dieser trennt, so weiß ich in der Tat nicht, was die arme Frau anfangen will. Das sind unglückliche Verwickelungen, die aus den Widersprüchen in unsern Gesetzen und unsern Sitten entspringen, und denen oft die besten Menschen nicht entgehen können. Dazu kommt noch, daß Schlegel nicht ganz ohne seine Schuld in der literarischen Welt eine große Menge

von Feinden hat, und am wenigſten hat dieſes Verhältnis, deſſen wahren Zuſammenhang faſt kein Menſch genau weiß, ihnen entgehn können, und ſo muß die arme Veit bald namentlich, bald ungenannt ſich in allen Streitſchriften und ſatiriſchen Ausfällen mit herumtragen laſſen. Es iſt eine unglückliche Geſchichte und ich bedaure die beiden Menſchen von ganzer Seele, die nur deshalb ſo manche Kränkungen erdulden müſſen, weil ſie einfacher und redlicher gehandelt haben als die Welt es gewohnt iſt.

Du ſiehſt, daß ich auch mit meinen Freunden und für ſie genug zu leiden habe, wie es ſich denn gebührt und ein fühlbares Herz es nicht anders zu erwarten hat. Für jetzt macht mir unter allen die Herz am wenigſten Not; indes laſſen ſich auch Zeiten und Umſtände vorausſehn, wo ich für ſie nicht weniger in Kummer ſein werde. Schlegel verurſacht mir in gewiſſer Hinſicht auch unmittelbare Unannehmlichkeiten; aber die ſind das Wenigſte und Leichteſte. Es gibt nämlich Menſchen, die, ohnerachtet ich mit der gelehrten Welt für jetzt noch rein gar nichts zu tun habe, bloß weil ich ſein perſönlicher Freund bin, ihre literariſche Feindſchaft gegen ihn auch auf mich ausdehnen; allein ich nehme gar keine Notiz davon, gehe ganz ſtill meinen Gang fort und denke, ſo ſollen ſie es bald ſatt haben.

Berlin, den 29. Dezember 1800

Mit meinem Leſen iſt es, wie Du ſiehſt, ſchlecht beſtellt; ſelbſt die merkwürdigſten Erſcheinungen in der Literatur ſind gewöhnlich ſehr lange vorhanden, ehe ich ſie genieße. So habe ich z. B. Schillers Wallenſtein und Wielands Ariſtipp noch

nicht geleſen, worauf die Aufmerkſamkeit der ganzen leſenden Welt gerichtet iſt. Dies kommt größtenteils daher, weil das Leſen mir größtenteils weit mehr Zeit koſtet als hundert anderen Menſchen. Um etwas ſo gut zu verſtehen, als ich es wünſche, muß ich es gleich zwei-, dreimal leſen und dann noch einzelne Stellen beſonders, ſonſt bekomme ich kein rechtes Bild von dem Ganzen. Aus eben dem Grunde, wenngleich nur im kleinen, komme ich höchſt ſelten ins Theater. Ich ſehe nicht gern ein Stück, was ich nicht vorher geleſen habe, weil mir ſonſt vieles verloren geht; am liebſten nehme ich das Buch mit ins Schauſpielhaus und blättere in den Pauſen immer den folgenden Akt durch. Will ich überdies alles ordentlich ſehen, ohne mir durch ein allzuſcharfes Glas die Augen zu verderben, ſo muß ich ganz vorn ſein, und dazu gehört, daß man bei beliebten Stücken faſt zwei Stunden eher kommt, als es angeht. Konzerte, deren es im Winter hier viele gibt, beſuche ich aus anderen Gründen nicht. Teils ſind ſie ſehr teuer, teils mache ich mir gar nichts aus der Virtuoſenmuſik, ſelbſt nicht aus dem Virtuoſengeſang; notabene habe ich auch die Schöpfung von Haydn noch nicht gehört; ſie wird aber in acht Tagen hier von der Königlichen Kapelle aufgeführt werden, und vielleicht gehe ich dann doch hin. Die Muſik, die ich am liebſten und oftеſten höre, iſt die der Singakademie, wo lauter Kirchenmuſik im großen Stil aufgeführt wird und ich mich oft der Feſtmuſiken und Wechſelchöre auf den Gemeineſälen erinnere.

Berlin, den 12. Februar 1801

Deine Beſorgnis um meine Geſundheit hätte mich ſchon eher zum Schreiben treiben ſollen; auch hat es an meinem Willen nicht gefehlt, und ich wollte, ich hätte nicht nötig, Dir die fatale Geſchichte zu erzählen, welche ſchuld daran iſt, da ſie leider Dich noch mehr betrifft als mich. Ich wollte Dir nämlich das verheißene Geld mitſchicken, und da ich es beiſammen hatte, habe ich den fatalſten Unfall damit gehabt. Es iſt mir eben, da ich gehen wollte, um das Geld, mit dem Du ein paar Mal Umſtände gehabt haſt, in Kurant umzuſetzen, wahrſcheinlich in einem Volksgedränge, durch das mich mein Weg führte, aus der Taſche gezogen worden. Ich hatte ſo eine Ahnung gehabt von einem Unglück, das damit begegnen würde, und war deswegen ſelbſt gegangen, anſtatt wie gewöhnlich meinen Aufwärter damit zu ſchicken. Es ſind nun über vierzehn Tage her, und ich habe ſeitdem hin und her geſonnen, wie die Lücke ſich bald wieder ausfüllen ließe, aber vergeblich, und ich muß nun einen leeren Brief wegſchicken. Es iſt das erſte Mal, daß mir etwas von dieſer Art begegnet, und wenn ich noch der leidende Teil dabei wäre, würde es mir nicht ſo viel ausmachen: denn ich kann in meiner Oekonomie immer Rat dazu ſchaffen, eine Zeitlang weniger Geld zu verbrauchen als gewöhnlich, und ich würde alſo den Verluſt nicht ſo empfinden wie Du, würde mir auch eher helfen können, als ich Dir wieder helfen kann.

Ueber meine Geſundheit, meine Liebe, ſei nur außer Sorgen. Das Schwellen, es mag nun damit beſchaffen geweſen ſein, wie es wolle, iſt ganz vorbei. Herz, obgleich ſeine Mittel dies bewirkt zu haben ſcheinen, behauptet noch immer, er wiſſe nicht, wie es damit zuſammengehangen habe. Mir lag auch

die Waſſerſucht dabei in Gedanken, indes iſt eine ſolche, die nur in den fleiſchigen Teilen ihren Sitz hat, ſelten gefährlich, und ſo war ich auch für mein Leben noch nicht beſorgt. Daß ich aber irgend einmal an einem chroniſchen Uebel, und an dieſem eher als an jedem andern, ſterben werde, macht meine ganze Konſtitution ſehr wahrſcheinlich, welche eigentlich doch ſchwach und dabei jeder hitzigen Krankheit in einem ſonderbaren Grade abgeneigt iſt, ſo daß ich keine Uebel, wozu Fieberbewegungen gehören, bekommen kann, wenn auch alles um mich herum daran leidet. Weder die Influenza, noch die Katarrhal-Fieber, an denen jetzt in Berlin von allen, die nicht körperliche Arbeit treiben, gewiß der ſiebente Menſch darniedergelegen hat, haben mir das Geringſte anhaben können. Um deſto weniger aber darfſt Du beſorgen, irgend einmal unvermutet eine traurige Nachricht zu bekommen; indeſſen habe ich doch auch dafür geſorgt, ſowie auch gewöhnlich in meinem Schreibtiſch ein Papier liegt, welches meine Diſpoſitionen enthält und von Zeit zu Zeit geändert wird. Dies ſollte ſich wohl jeder Menſch zur Pflicht machen, und beſonders jeder Menſch, der Papiere hat. In dieſem Punkte werde ich jetzt wahrſcheinlich in eine große Verlegenheit kommen, indem es allen Anſchein hat, daß Alexander bald irgendwohin in der Provinz als Kammer-Direktor verſetzt werden wird; dann weiß ich keinen Mann, den ich dazu beauftragen könnte, und einer Frau meine Papiere vermachen, das hieße noch zu guter Letzt meinem Leben den Stempel der Paradoxie aufdrücken, worüber ohnedies genug geklagt wird. Noch dazu müßte es die Herz ſein, denn der Grunow könnte es nur Verdruß machen.

Daß Du Dir, ohne es zu ſehn, mein Weſen und Verhältnis mit der Herz nicht denken kannſt, iſt eigen. Es iſt eine

recht vertraute und herzliche Freundſchaft, wobei von Mann und Frau aber auch gar nicht die Rede iſt; iſt das nicht leicht ſich vorzuſtellen? Warum gar nichts Anderes ſich hineingemiſcht hat und ſich nie hineinmiſchen wird, das iſt freilich wieder eine andere Frage; aber auch das iſt nicht ſchwer zu erklären. Sie hat nie eine Wirkung auf mich gemacht, die mich in dieſer Ruhe des Gemüts hätte ſtören können. Wer ſich etwas auf den Ausdruck des Innern verſteht, der erkennt gleich in ihr ein leidenſchaftsloſes Weſen, und wenn ich auch bloß dem Einfluß des Aeußern Raum geben wollte, ſo hat ſie für mich gar nichts Reizendes, obgleich ihr Geſicht unſtreitig ſehr ſchön iſt, und ihre koloſſale königliche Figur iſt ſo ſehr das Gegenteil der meinigen, daß, wenn ich mir vorſtellte, wir wären beide frei und liebten einander und heirateten einander, ich immer von dieſer Seite etwas Lächerliches und Abgeſchmacktes darin finden würde, worüber ich mich nur ſehr überwiegender Gründe wegen hinwegſetzen könnte. Wie wir miteinander umgehen, davon habe ich Dir wohl ſchon genug geſagt, willſt Du aber noch irgend etwas darüber wiſſen, ſo frage nur, denn es iſt mir ängſtlich, daß Du Dir gerade das nicht ſollſt vorſtellen können.

Den 18.

Ich ſoll dem älteren Schlegel, der in wenigen Tagen hier ſein will, ein Quartier mieten. Ich bin zu ſo etwas ſehr unbeholfen, und es iſt ſo ſchlecht Wetter, daß man keiner Frau zumuten kann, ſich der Sache anzunehmen.

Ich freue mich wohl auf den Schlegel, der Umgang mit ihm wird mir auch wieder einen neuen Stoß geben; denn es fehlt mir eben jetzt daran, daß ich nicht genug verſchiedenartige Menſchen ſehe, aber ganz anders würde es mich doch freuen, wenn es mein lieber Friedrich wäre, der herkäme! Und doch könnte

es mir leicht zu viel werden. Er gehört zu ſehr unter meine Schmerzen, und ich habe ſchon einen Gegenſtand hier, der mir Leiden macht, ſo oft ich ihn ſehe, nämlich die Grunow. Wohl haſt Du recht, daß uns beiden fremde Leiden ſo ſehr viel mehr ſind als eigne; ich weiß ſogar die Zeit nicht mehr, daß etwas, was mir ſelbſt begegnet wäre, mich recht affiziert hätte, unerachtet in meiner ganzen Lage ſo manches iſt, was zuſammengenommen mich für einen Freund ſchon beſorgt machen würde. Nur den einen Vorzug, daß ich ſo ſage, habe ich vor Dir — wie denn überhaupt die Männer doch immer kälter und träger ſind —, daß es mich nicht ſo quält, wenn ich nicht helfen kann. Ich leide alles mit ihnen, aber am Ende denke ich: Ei, ſo mögen ſie es ausſtehen, ſo gut ich es ausſtehen mußte. Beſonders gilt das bei äußeren Begebenheiten. Es gibt ſogar Uebel, bei denen ich gar nicht einmal Mitleiden fühle, z. B. nachteilige Gerüchte, Verleumdungen, körperliche Schmerzen; bei den letzten tut mir immer nur das leid, daß ſie das Daſein unterbrechen, daß der Menſch unterdes nichts tut und nichts wird, und ich habe mit einem, der die unartige Gewohnheit hat viel zu ſchlafen, weit mehr Mitleid, als mit einem, der an Kolik, Zahnſchmerzen und was ſonſt noch leidet. Aber freilich, wenn das Herz ſo unmittelbar angegriffen wird, wie bei der Grunow und zum Teil auch bei Schlegel, dann befindet ſich das meine auch ſehr übel. Doch iſt es mir ſchon begegnet, daß ich für hartherzig und unempfindlich gehalten worden bin, weil ich ſo eine ganz andere Taxe für das Unglück habe.

Daß Hülſen ſeine Frau verloren hat, habe ich Dir gewiß geſchrieben. Das halte ich für das Größte, was einem Menſchen begegnen kann, und mein Schmerz für ihn iſt noch immer derſelbe.

Den 14.

In alten Papieren und also in alten Zeiten habe ich auch viel gelebt, nicht nur an meinem Geburtstage, sondern auch beim Jahreswechsel. Bei mir ist es bei solchen Gelegenheiten ganz an der Tagesordnung und auch sehr natürlich, weil ich dann alle Papiere des vergangenen Jahres in die Mappen bringe, wohin sie gehören. Diesmal habe ich mich ganz besonders in Schlegels Briefe vertieft; es wird immer eine der merkwürdigsten Epochen in meinem Leben sein.

In der Jahrhundertsnacht habe ich besonders viel an Dich und an die Gemeine überhaupt gedacht. Ich hatte am Neujahrstage nur nachmittags zu predigen und ging also vormittags in die Domkirche, welche so voll war, als sie selten zu sein pflegt; auch war der ganze Hof zugegen. Der Hofprediger Stosch ist sonst einer unsrer besten Kanzelredner, aber an solch einem Tage erfüllt selten jemand die Erwartung der Menschen, und so ist es ihm auch ergangen. Nach der Predigt wurde das von Niemeyer veränderte „Herr Gott, Dich loben wir" gesungen, aber da dachte ich wieder mit Seufzen an die Gemeine zurück. Weil das so selten gesungen wird, wußte kein Mensch Bescheid, die Leute warteten immer erst auf die Musik, und die meisten wurden durch die Wiederholungen und Nachspiele so konfus, daß sie um ganze Zeilen vor oder zurück waren.

Berlin, den 23. Juni 1801

Deine Stubenveränderung ist mir eine recht traurige und herzzerschneidende Begebenheit gewesen, und zugleich eine von denen, die mich böse machen könnte auf die Leute dort. Wissen sie denn, was sie einer solchen Menschenseele wie Du durch

ſo etwas weh tun? und was hatten ſie denn für Not, Dich aus Deinem lieben Winkel herauszuziehen? und was für ein Recht haben ſie, Dich ſo zu martern? So wird dem Menſchen oft etwas genommen, wenn er es am dankbarſten erkennt. Es hat mich wehmütig gemacht. Wie lange wird es dauern, ehe Du da oben wieder ein Weſen findeſt, dem Du eine Stelle in Deinem Herzen anweiſen kannſt, und das aus Deinem Weſen und den Schätzen Deines Innern ſich irgend etwas zunutze zu machen verſteht! Das Klavier entbehrſt Du nun auch wieder, denn die da oben haben gewiß keins. Bei eurer Lebensweiſe iſt eine ſolche Veränderung ebenſo groß, als bei der unſrigen die Verſetzung an einen ganz fremden Ort.

Berlin, den 1. Juli 1801

Ich glaube Dir erzählt zu haben, wie ich mit Sack wegen ſeiner Art, ſich über mein Verhältnis mit Schlegel zu äußern, auseinander gekommen bin, ſo daß ich ihn ſeit dem Anfange des vorigen Jahres gar nicht mehr geſehen habe. Eichmanns erzählten mir ſchon im Winter, er habe eine große Epiſtel an mich geſchrieben, um ſich über alle Differenzen zwiſchen uns zu erklären. Dieſe Epiſtel kam aber immer nicht; vielmehr hatte ich anſtatt einer ſolchen freundſchaftlichen Annäherung ganz deutliche Spuren, daß er verſucht hatte, mir beim Miniſter einen üblen Dienſt zu leiſten, oder wenigſtens unbehutſamerweiſe allerlei geredet und getan, was mir hätte Schaden tun können. Dergleichen macht indes auf mich nicht eben Eindruck. Weit entfernt alſo, irgend einen Groll deswegen zu faſſen, ließ ich es nach wie vor an keiner Art von Höflichkeit gegen ihn fehlen; dahin gehörte denn auch, daß ich ihm die

Predigten ſchickte, die ich habe drucken laſſen. Dies ſchlug denn dem Faß den Boden aus; die fünf Monat zurückbehaltene Epiſtel kam mit einem Billett, das ihr als Einleitung diente und die Dankſagung für die Predigten enthielt. Die Epiſtel hob denn an mit Klagen über die Wahl meiner Freunde, womit er wahrſcheinlich die Herz und Schlegel meinte, jedoch ohne ſie zu nennen; dann aber ging es zu Klagen über mein philoſophiſches Syſtem, indem er mir zufolge einiger gänzlich mißverſtandenen Aeußerungen eines beimaß, von dem er ſagt, daß es aller Religion widerſtreite, welches ich aber gar nicht habe. Darauf waren denn weitere Schlüſſe gebaut, daß ich unmöglich mit ganzem Herzen, ſondern nur aus Eigennutz oder Menſchenfurcht Prediger bleiben könnte, daß, wenn ich auch noch ſo erbaulich predigte, alle, die mich näher kennten und von meinem eigenen Syſtem wüßten (demzufolge dies alles Aberglauben wäre), keinen Segen davon haben könnten, daß er ſich dies alles mit ſeinen ehemaligen Vorſtellungen von mir nicht reimen könnte ꝛc. Ueber das Meiſte war ich wie aus den Wolken gefallen, weil mir nicht eingefallen war, daß man mich ſo mißverſtehen könnte; der Ton war hie und da ſehr bitter, mit allerlei Seitenhieben ausgeſtattet, das Ganze aber doch wohl gut gemeint. Ich antwortete ihm alſo auch ſehr freundlich und ſanftmütig, zeigte ihm ſo kurz und ſchonend als möglich, daß er meine philoſophiſchen Aeußerungen gänzlich mißverſtanden, überging alle Seitenhiebe, die vorzüglich literariſche Dinge betrafen, und rechtfertigte mich nur ausführlich über alles, was meinen Charakter betrifft, weil mir das immer das Wichtigſte iſt. Er hatte von ſeinem Briefe ſeinen Kindern und Eichmanns geſagt und ihn ſeinem Schwager, dem Profeſſor Spalding, ſelbſt gezeigt; von meiner Antwort ſagte er niemandem etwas, bis ich ihn eben deshalb

fragen ließ, ob er sie auch richtig erhalten habe. Darauf erst hat er Spalding davon gesagt und ihm versprochen, sie ihm zu zeigen. Ich habe meine Antwort, ehe ich sie abschickte, Alexandern und der Herz gezeigt — letzterer, weil ich nicht vermeiden konnte und wollte, sie zu nennen und von ihr zu reden —, und darnach habe ich beides der Eichmann und ihrer Mutter, die eben hier war und großes Verlangen danach trug, vorgelesen, und diese waren alle sehr zufrieden damit. Was für einen Eindruck sie auf Sack selbst gemacht, davon weiß ich nichts weiter, als daß er Spalding vorläufig gesagt, er wäre keineswegs gänzlich dadurch befriedigt. Sehr lieb ist mirs, daß Spalding und Eichmanns bei dieser ganzen Sache so sehr freundlich gegen mich gewesen sind und mir in meinem Verhalten so ganz recht geben; auch Sacks Kinder fragen noch immer nach mir fleißig, freuen sich, wo sie mich irgendwo sehen, und wenn ich in der Stadt predige, sind immer einige von ihnen in der Kirche, wie weit es auch sei.

Nun noch etwas Erfreulicheres. In der ersten Hälfte des Mai habe ich eine kleine Ausflucht nach Prenzlau gemacht. Herzens wollten beide hinreisen, um ihre dort verheiratete Schwester zu besuchen, und da es mir angeboten wurde, nahm ich die Gelegenheit wahr, mitzureisen. Herz konnte hernach nicht, weil er ein paar gefährliche Kranke bekam, und da wir uns alle aus dergleichen Ziereréien nicht viel machen, so fuhr ich mit ihr und ihrer jüngsten Schwester, meiner kleinen Tochter, wie ich sie gewöhnlich nenne, hin. Von der Reise ist nicht viel zu sagen; es sind zwölf Meilen, und wir machten sie mit doppelten Pferden in einem Tage, fuhren des Morgens um 3 Uhr aus und waren abends um 8 Uhr da; auf der letzten Hälfte hatten wir einen sehr heftigen Regen, der uns aber nur vielen Spaß machte. Ich war vornehmlich hingereist, um

einen gewiſſen Prediger W— und einen Herrn v. Willich, auch einen jungen Theologen, kennen zu lernen, die ich beide durch die Herz und auch ſonſt durch andere Freunde kannte, die ebenſo allerlei von mir gehört hatten und ebenſo nach meiner perſönlichen Bekanntſchaft verlangten als ich nach der ihrigen. An Willich habe ich einen recht herzlichen Freund gefunden, der mich ſehr liebt, an allem, was an und mit mir vorgeht, herzlichen Anteil nimmt und es auch alles verſteht, und in dem ich auch ſo viel Schönes und Gutes finde, daß wir uns gegenſeitig gar innig zugetan ſind. Ich war nur drei Tage dort, aber freilich haben wir uns in dieſer Zeit wenig verlaſſen. Willich war gewöhnlich bis ſpät in die Nacht da und dann des Morgens bald wieder auf dem Platz, und es iſt in dieſer Zeit ſo vielerlei vorgekommen und berührt worden, daß wir uns ſchneller kennen lernten und alſo auch lieb gewannen, als ſonſt in ſo kurzer Zeit bei mir der Fall zu ſein pflegt. Ich gebe mich nicht leicht weg, ſtelle mich nicht gleich Menſchen in ein blendendes, ſchmeichelhaftes Licht und bin mit meinem erſten Urteil über Menſchen und meinen erſten Mitteilungen an ſie ſehr vorſichtig. Die Herz meint deshalb, ich wäre zu verſchloſſen.

Willich iſt mir ſehr wert; er hat nicht das Große, nicht den tiefen, alles umfaſſenden Geiſt von Friedrich Schlegel; aber meinem Herzen iſt er in vieler Hinſicht näher und hat im Leben und fürs Leben mehr einen dem meinigen ähnlichen Sinn.

Berlin, den 19. Januar 1802

Was mich bis jetzt abgehalten hat, Deinen letzten Brief, liebe Lotte, zu beantworten und mein gegebenes Wort, daß

ich noch vor Ablauf des Jahres ſchreiben wollte, zu erfüllen, iſt der ſo lange vergeblich gewünſchte Beſuch von Friedrich Schlegel geweſen. Er hat vom 2. Dezember an bis vorgeſtern bei mir gelebt oder wenigſtens gewohnt. Schon nach den erſten 14 Tagen wollte er mit jedem Poſttage reiſen und iſt ſo lange geblieben, weil ſeine Geſchäfte nicht zum Schluß kommen konnten. So habe ich denn auch mit dem Briefſchreiben und anderen Dingen gezögert, teils um ihn ſelbſt, ſo viel an mir läge, die kurze Zeit ungeſtörter zu genießen, teils um hernach alles mit deſto mehr Ruhe zu verrichten. Eben dieſer Beſuch hat es mir auch bis jetzt unmöglich gemacht, Dir Geld zu ſchicken. Er iſt mir ziemlich teuer geweſen, weil er ſo unerwartet lange gedauert hat, und weil Schlegel zu ſeinem großen Unglück ziemlich reich iſt an kleinen Bedürfniſſen und Verwöhnungen. Daß es mir eine große Freude geweſen iſt, dieſen lange entbehrten Freund bei mir zu haben, kannſt Du leicht denken. Mancher Endzweck ſeines Beſuchs iſt freilich, trotz der langen Zeit, nicht erreicht worden, beſonders haben wir nicht ſo viel über unſere gemeinſchaftliche Arbeiten geredet und ſtudiert, als die Abſicht war; aber das konnte ich, da ich ihn ſo genau kenne, und da leicht vorauszuſehen war, daß er in mancherlei Verbindungen und Zerſtreuungen hineingeraten würde, ſehr leicht berechnen, und es hat mich alſo nicht ſonderlich geſtört; nur das tut mir leid, daß mein Zeitverluſt verhältnismäßig ſo ungleich größer geweſen iſt, als der Genuß, den ich von Friedrich gehabt habe. Uebrigens iſt in den drittehalb Jahren ſein ganzes Weſen noch ſtärker hervorgetreten; die ganze Richtung ſeines Geiſtes iſt beſtimmter zu ſehn; er iſt über das, was er in der Welt leiſten wird und ſoll, gewiſſer geworden, und ebenſo iſt auch in ſeinem Charakter alles, um deswillen ich ihn liebe, und

alles, was mir fremd ist und widerstrebt, noch gewaltiger, kräftiger und deutlicher als zuvor. Der Herz hat er besser zugesagt, und sie ist vertrauter mit ihm geworden als sonst, wozu freilich wohl vieles beiträgt, daß die unangenehme Empfindung über jene kritischen Zeiten vorüber ist, daß er nun schon so lange und mit solcher Treue ihre Freundin wirklich glücklich macht und zu einem höheren Dasein hebt, als sie sonst genoß, und daß er ernstlich damit umgeht, ihrer Verbindung auf dem einzigen Wege, der offen steht, nun auch vor der Welt ein gesetzmäßiges Ansehn zu geben. Wie ich ihm vorgekommen bin, weiß ich nicht genau; aber er hat mich schon immer für ein in meiner Art ganz fertiges und vollendetes, unveränderliches Wesen gehalten, soviel weiß ich. Auch schien er ein sehr bestimmtes und richtiges Gefühl davon zu haben, wo wir auseinander gehn und was mir an ihm nicht gefallen kann. Viele meiner Bekannten, die es herzlich gut mit mir meinen, aber mich wohl nicht so genau kennen, und die an Schlegel manches anders sehen als es ist, und alles, was ihnen mißfällt, sehr vergrößert erblicken, haben auch bei diesem Besuch wieder gefürchtet, am Ende möchte doch der genauere Umgang mit ihm nachteilig auf mich wirken und manches in meinem Gemüt umändern und verstimmen. Ich begreife nicht, wie man so etwas von jemand besorgen kann, dem man doch einige Festigkeit und innern Wert zutraut, und ich überlasse es der Zeit, ihnen zu zeigen, daß ich noch immer derselbe bin.

Nächsten Mittwoch erwartet mich schon wieder eine ähnliche Freude. Nämlich Willich, den Du aus meiner Prenzlauer Reise kennst, wird herkommen und mit seinem Zögling, dem jungen Grafen Schwerin, einige Tage bei mir wohnen. Das ist recht die Ergänzung zu Schlegels Besuch, denn Willich

hat gerade das, was ich an Schlegel vermiſſe; worüber ich dieſem ſchweige, darüber kann ich mich jenem am beſten mitteilen, und wiederum in allem, worin ich von Schlegel lerne und dieſer weit über mir ſteht, kann ich Willichs Lehrer ſein.

Berlin, den 8. Februar 1802

Nun iſt Willich ſeit dem 3. hier und wird bis zum 19. bleiben. Daß ich mehr Genuß von ihm habe als von Schlegel, kannſt Du Dir leicht denken. Er lebt ganz mit mir und der Herz. Des Vormittags ſind wir, wenn er nicht ausgeht, um irgend eine Merkwürdigkeit zu beſehn, gewöhnlich zu Hauſe; teils arbeitet jeder für ſich etwas, teils leſen wir intereſſante Sachen zuſammen, und da wir beide Tee frühſtücken, ſo gibt das ein ſchönes Plauderſtündchen bei der Spiritusflamme, gewöhnlich bis nach 9 Uhr. Eſſen wir des Mittags zu Hauſe, ſo ſind wir des Abends bei Herz, oder es geſchieht umgekehrt. Auch dort wird intereſſant geſprochen oder geleſen; ſo haben wir in zwei Abenden den herrlichen Roman geleſen, der das letzte, unvollendete Werk des ſeligen Hardenberg iſt (von dem ich Dir einmal das Lied: Sehnſucht nach dem Tode, abgeſchrieben habe), oder es ſind auch einige Menſchen da, die ſo für uns die liebſten in der Berliner Welt ſind. Zu Hauſe leſen wir gewöhnlich, was ihm aus Schlegels Schriften das Liebſte iſt, oder ich teile ihm meine aufgeſchriebenen Gedanken mit, oder Briefe von Hülſen, von Wedeke. Ins Theater wird er wohl noch öfter gehn, und da kann ich unterdes das Nötigſte abmachen. Bis jetzt habe ich ihn nur einmal hinbegleitet, um die Maria Stuart wieder zu ſehn.

Berlin, den 17. März 1802

Noch eine Merkwürdigkeit iſt dieſe, daß ich mit Sack wieder ganz auf dem alten Fuß ſtehe. Bei unſern ſchriftlichen Kommunikationen über dieſe Sache ſchien es mir, als ob es manches darin gäbe, worüber er ſich ſchriftlich nicht äußern wollte, und in einem Falle dieſer Art glaubte ich mir nichts zu vergeben, wenn ich den erſten Schritt täte. Ich ſchrieb ihm alſo, wenn es etwas gäbe, was er mir nur mündlich mitteilen zu können glaubte, ſo möchte er mir nur eine Stunde beſtimmen, wo ich ihn ſprechen könnte; worauf er mich denn gleich einlud, mir, wie ehedem, ein freundſchaftliches Abendbrot gefallen zu laſſen. Es war mir bei dem erſten Beſuch zu Mute, als wäre ich ſo lange verreiſt geweſen; er ſagte, indem er unter vier Augen mit mir von Stolpe redete, von dem, was ſonſt zwiſchen uns verhandelt worden, würde vielleicht ein ander Mal Zeit ſein zu reden; er führte mich in dem Hauſe herum, welches ihm der König ſeit unſerer Entzweiung hatte bauen laſſen, und auch ſeine Frau und die Mädchen waren ganz ſo wie ſonſt. Ich bin ſeitdem ſchon ein paar Mal wieder dageweſen.

Berlin, den 19. Mai 1802

Daß Du mich in den Monologen ſo verſtehſt, freut mich recht innig. Ich denke, Du wirſt auch da bei aller Verſchiedenheit die Uebereinſtimmung finden und inne werden, daß, wenn ich auch für mein Denken und Sein eine eigne Form und beſondre Art habe, das Streben doch im Weſentlichen dasſelbe und auf das Innere und Höhere gerichtet iſt. Was Dich manchmal unangenehm ergreifen wird, glaube ich, iſt der

Stolz; allein wer so stolz ist, kann auch wieder recht demütig sein, und ich denke, das wirst Du fühlen, wenn es gleich da drin nicht steht. Aber sagt mir nur, was soll ich denn mit dem Beinamen der Erhabene machen? ich fürchte, er kommt aus den Monologen; aber er ist mir auf alle Weise lächerlich und Ihr müßt mir einen andern geben, wenn ich nicht glauben soll, daß sich la Charmante aus Stolz neben diesem Erhabenen la soumise nennt.

Berlin, den 27. Mai 1802

Der gestrige Tag ist mir noch recht merkwürdig geworden durch einen Abendbesuch bei Reimer. Eine herzliche Anhänglichkeit hatte ich schon lange bei ihm mit Freuden bemerkt; auch ich liebte seinen schönen reinen Sinn. Gestern machte sich ein Moment, ähnlich dem mit Willich in der schnellen Wirkung, aber ohne alle äußre Vermittlung, indem wir gleichsam Besitz voneinander genommen haben, zu inniger, herzlicher Freundschaft. Verlange nur nicht, daß ich Dir jetzt so etwas beschreibe, ich bin viel zu überfüllt und zerstreut; Dein eignes Gefühl muß ganz nachhelfen. Ich sprach mit ihm über meine Freude an seiner Frau, mit großer Offenheit zeigte er mir recht kindlich fromme, liebevolle Briefe von ihr, worin ich ihr ganzes Leben und ihr Verhältnis zueinander recht lebendig anschauen konnte. Ich drückte ihm die Hand, und nach einer kleinen Pause sagte ich ihm: „Wenn mein Leben erst klar und vollständig dasteht, sollst Du es auch so rein anschauen.“ Er schloß mich in seine Arme mit den Worten: „Nichts Fremdes sei mehr zwischen uns.“ — So war es, und so wird es nun auch bleiben.

Wir sprachen hernach noch viel darüber, wie die Freundschaft sich macht, und wie man den rechten Moment erwarten muß.

Henriette Herz

Henriette Herz war fünfzehn Jahre alt dem jüdischen Arzt und Schriftsteller Markus Herz vermählt worden. Sie lebte mit dem siebzehn Jahre älteren Manne, dem Lieblingsschüler Kants und Freunde Mendelssohns, in kinderloser, aber glücklicher Ehe. Alexander Dohna führte Schleiermacher in diesem Hause ein. Der Graf blieb wohl um ihretwillen unverheiratet und warb um sie nach des Doktor Herz Tode (1803). Bei Hofe war sie so angesehen, daß man ihr die Erziehung der Prinzeß Charlotte, der späteren Kaiserin Nikolaus von Rußland, anvertraut hätte, wenn sie übergetreten wäre. Das aber tat sie nicht, so lange ihre Mutter lebte; dann ließ sie 1817 sich in der Stille taufen. Sie starb 1847, dreiundachtzig Jahre alt. Als Schleiermacher sie kennen lernte, war sie zweiunddreißig. Vgl. Henriette Herz, ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von J. Fürst. Berlin 1850. 2. Auflage 1858.

Die „Religion", von der Schleiermacher in seinen Briefen aus Potsdam immer wieder redet, ist das Buch, an dem er damals arbeitete, das berühmteste, das er geschrieben hat, 1799 erschienen unter dem Titel: „Ueber die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern." 1800 folgten dann die „Monologen" und die „Briefe über Lucinde", 1803 sein wissenschaftlich bedeutendstes Buch, die „Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre." Dieses Werk meint er, wenn er S. 146, 150 u. ö. kurz von der „Kritik" redet. Daneben verdeutschte er den Plato. Mit den Brüdern Schlegel gab er 1798 bis 1800 das „Athenäum" heraus: siehe das nächste Kapitel. Die Briefe aus Potsdam verdanken wir einer amtlichen Vertretung, die Schleiermacher auf einige Zeit dort fesselte. Aus Stolp in Pommern schreibt er, seit er Frühjahr 1802 dort Schloß- oder Hofprediger geworden war.

Ehrenfried von Willich, dessen erste Bekanntschaft und schnell geschlossene Freundschaft mit Schleiermacher die Herz so glücklich macht (S. 138), wird uns im letzten Abschnitt dieses Bandes vertraut werden. Leonore S. 140 ist Frau Grunow, Lotte S. 140 die Schwester Charlotte. Rügen S. 156 findet im letzten Abschnitt seine Erklärung.

An Henriette Herz

Berlin, den 23. Juli 1798

Was für eine Beruhigung wäre mirs gewesen, liebe Freundin, wenn Sie in diesen Tagen hätten hier sein können! Sie hätten freilich meine Unruhe teilen und mich viel schimpfen und klagen hören müssen; aber das erspare ich auch meinen Freunden ungern. Denken Sie, ich habe mich wehren müssen mit Händen und Füßen, um nur ruhig hier gelassen zu werden. Sacks eilige Botschaft betraf nichts Geringeres, als einen Antrag, mich als Hofprediger nach Schwedt zu schicken, und er hat sich aus lauter Güte mit einem refus nicht beruhigt, ich habe ihm heute noch einen zweiten geben müssen. Dohna, denken Sie nur, hat mir ordentlich zugeredet hinzugehen; ist das nicht recht wie er? Ich habe ihm auch gesagt, er könnte ruhig sein; seine Hände hätte er in Unschuld gewaschen. Bin ich nicht ein rechter Tor, mich von einer Sache so recht ordentlich unruhig machen zu lassen, die mit zwei Briefen abgemacht war, und über die ich innerlich so gar keinen Zweifel hatte? Aber es ist nicht anders; es sind mir viel bittere Gedanken durch den Kopf gegangen. Wenn man an einem so bedeutenden Scheidewege steht, auf den man von außen gezwungen wird zu reflektieren, so kann man nicht vermeiden, das Leben mit allen seinen Ungewißheiten zu erblicken. Was kann alles begegnen! Wenn Schlegel Berlin untreu würde, oder gar wenn Sie mich einmal aufgeben könnten, und ich Sie in einem ganz anderen Sinn und mit einem ganz anderen Blick fragen müßte: Warum? ... sehen Sie, auch daran habe ich denken müssen, aber ich habe es doch nicht denken können. Doch nichts mehr von der fatalen Geschichte.

Ihre Aufträge habe ich ausgerichtet. Nichts, ich versichre

Sie, gar nichts ist mir aus dem Gedächtnis gekommen, was wir auf unsrer Reise verhandelt haben. Ich genieße noch an jedem schönen Augenblick, den Sie mir gegeben haben; aber bei aller dieser Fähigkeit bin ich doch auch unersättlich, Schlegel mag sagen, was er will. Kommen Sie nur; das Leben ist kurz, und das Gemüt ist unendlich.

Landsberg, den 3. September 1798

Gestern habe ich gepredigt, zur großen Freude der Cousine, ob auch der anderen Menschen, weiß ich nicht, denn ich habe es ganz ohne gute Lebensart betrieben und ihnen eine Lektion gegeben, von der ich wußte, daß sie sie gar wohl brauchen könnten. Einen eigenen Eindruck hat es auf mich gemacht, auf meiner alten Kanzel zu stehen, es war halb Freude, halb Schreck, und beides scheint mir sehr natürlich. Denn es war, als wären die zwei Jahre, die zwischen mir und der Gewohnheit, hier zu predigen, stehen, auf einen Schlag vernichtet, und wieviel Schönes und Herrliches liegt nicht in diesen zwei Jahren! Es ist nicht wahr, daß man das Gute am lebhaftesten durch den Kontrast fühlt; hier, wo ich des Guten und Schönen so viel habe, fühle ich das, was mir durch Sie geworden ist, so lebhaft als je.

Heut ist meines alten Oncles Geburtstag. Einundsechzig Jahr hat er nun die Welt gesehen, und sie kommt ihm gewiß recht alt vor. So munter ich ihn auch gegen sonst gefunden habe, von der ewigen Jugend hat er nichts bekommen; aber Gleichmut und Ruhe und ein hilfreiches Wesen — davon hat er großes Maß — sind doch ein schönes Substitut derselben. Er bringt es damit so weit, daß er noch junge Mädchen unterrichtet und gar sehr von ihnen nicht nur ge-

achtet, sondern auch geliebt ist. Ihm bekommt es herrlich, und er machts im schönsten Sinne wahr, daß die Nähe der jugendlichen Weiblichkeit das Alter wärmt und neu belebt. Wenn mir der Doktor nicht geweissagt hätte, daß ich nur beinahe funfzig Jahr alt werden würde, so möcht ich wohl die Frage aufwerfen, ob auch mich zwischen funfzig und siebenzig die Mädchen noch lieben werden. Was meinen Sie?

Landsberg, den 6. September 1798

Mein Gott, wie bin ich überströmt von lauter Herrlichkeit und Freude von Berlin her. Sie im Tiergarten, Schlegel zurück und zum Ueberfluß sogar in Oranienburg — und unabhängig von allen Nachrichten Eure lieben schönen Briefe, es ist wahrlich fast zu viel. Sie sind eigentlich sehr kurz in Lanke gewesen und haben doch so viel Entzücken eingesogen, und das schlechte Wetter ist nicht einmal ein Leiter gewesen, der Ihnen diese elektrische Fülle wieder abgezogen hätte? Führen Sie mich doch ein in die Mysterien Ihrer unbefriedigten Wünsche. Wir müssen wirklich etwas erfinden, damit sich diese Elektrizität nicht häuft und uns irgendwo einschlägt. Ach Liebe, meine Saat steht so schön, meine Wohnungen sind alle so friedlich und heimisch, daß mir wohl vor dem kleinsten Wölkchen bange sein darf, das irgendwo aufsteigt, und gar in Ihnen? Ich will einmal eine kalte und fühllose Seite herauskehren und Ihnen sagen, daß ich gar nicht begreife, daß und wie's Ihnen das Land tut, sind *wir* etwa nicht mit in der großen Tätigkeit? Eigentlich gibt es doch keinen größeren Gegenstand des Wirkens, als das Gemüt, ja überhaupt keinen andren; wirken Sie etwa da nicht? O Sie Fruchtbare, Sie Vielwirkende, eine wahre

Ceres ſind Sie für die innere Natur und legen einen ſo großen Accent in die Tätigkeit der Außenwelt, die ſo durchaus nur Mittel iſt, wo der Menſch in dem allgemeinen Mechanismus ſich verliert, von der ſo wenig bis zum eigentlichen Zweck und Ziel alles Tuns hingedeiht und immer tauſendmal ſo viel unterweges verloren geht! Und jenes Tun und Treiben, wobei ſich der Menſch müht und ſchwitzt — was er doch eigentlich nie tun ſollte —, iſt es nicht lärmend und tobend gegen unſere ſtille Tätigkeit? Wer vernimmt etwas von uns? was weiß die Welt von unſerer inneren Natur und ihren Bewegungen? iſt ihr nicht alles Geheimnis? Sehen Sie nur, was Sie getan haben und noch tun und tun werden, und geſtehen Sie, daß dieſes Tun und Bilden unendlich mehr iſt, als alles, was der Menſch über das große Chaos, welches er ſich zurecht machen ſoll, gewinnen kann.

Bin ich nicht dithyrambiſch geworden, und das aus lauter Polemik! Aber recht habe ich doch! und künftiges Jahr will ich wirklich die phyſikaliſche Reiſe machen und die große Elektriſiermaſchine in Lanke beſehen.

Landsberg, den 9. September 1798

Arme Freundin, was iſt Ihnen begegnet! dacht ich doch wunder was für ein Unglück es wäre. Ja, das müſſen Sie allein fühlen, da kann ich Ihnen nun nicht helfen. Uebrigens iſt es mir eben recht, daß Schlegel ein wenig den Korſaren gegen Sie ſpielt und alles, was er von Ihnen auf offener See oder an alliierten Küſten findet (Sie ſehen, ich habe eben die Zeitungen geleſen), als eine gute Priſe aufbringt. Es gibt einmal kein anderes Mittel gegen Sie. Was ſchadets auch,

daß er alle guten Worte weiß, die zwiſchen uns gewechſelt werden, er kennt ja doch die innerſte Quelle derſelben, und ſo könnte er ſie in Ermangelung unſerer Mitteilung aus eigenen Kräften ſupplieren, und ſein Recht daran läßt ſich aus dem ewigen Geſetz deduzieren, daß jeder alles verdient, was er ſich anzueignen verſteht. Ich habe nichts dagegen, daß Sie Ihr Vertrauen nicht erzwingen, das aktive nämlich, aber auf das paſſive hat Schlegel doch durch ſeine doppelte Verbindung ein volles Recht, und ich fordere es für ihn aus meinem Recht. Laſſen Sie uns wenigſtens eine Welt ſein, Sie werden ſehen, es gibt einen ſchönen Sphärenklang, und wir werden alle glücklich ſein. Laſſen Sie ſich auch nicht ſchwindeln! zwei ſolche Menſchen überſpringen ſich nicht. Wenn ich nicht ſo viel Mut hätte und ſo viel aufs Unvergängliche hielte, hätten Sie mir wahrlich bange machen können. Fühlen Sie denn nicht ſelbſt die Ewigkeit von allem, was iſt, und iſt es nicht eine untrügliche, ſittliche Anſchauung, daß dasjenige iſt, was ſich ſo offenbart? Sie üben durch dieſe Furcht ein kleines Vergeltungsrecht aus; waren doch jene auch bange, daß wir uns überſprängen. Ich weiß auch nicht, wie Ihnen aus unſerm Standpunkte dieſe Höhe ſo überhoch ſcheinen kann — wir ſtehen freilich auf einem andern Gipfel; aber es gibt noch nicht Maßtheorie genug für dieſe Größe, um zu beſtimmen, welcher höher iſt. Wer nur auf dem Boden gehen kann, für den iſt freilich eine Kluft dazwiſchen; die geht uns aber nichts an. Doch will ich mich über dieſen Gegenſtand nicht vertiefen, ich würde ſonſt zwar nicht mich, aber doch meinen Brief überſpringen.

Tröſten Sie ſich nur über meine funfzig Jahre. Wozu wäre denn die ewige Jugend ewig, wenn es dabei auf Länge und Kürze ankäme. Laſſen Sie uns in der Zeit die Qualität ſuchen; dies iſt immer zugleich die ſchönſte Antizipation der Quan-

tität. Wenn wir uns das goldene Alter machen, ist das nicht ebensogut, als ob wir so wohl hundert Jahre gelebt hätten, bis es etwa von selbst zu uns gekommen wäre? und so haben wir es selbst noch dazu gemacht. Es bleibt doch ein verzweifelter Unterschied zwischen einem Körper, der chemisch bereitet wird, und einem, den die Natur liefert, die doch immer ein bißchen wie Lafontaine arbeitet.

Potsdam, den 15. Februar 1799

Ich habe einen Dialog in Platon gelesen, ich habe ein kleines Stück Religion gemacht, ich habe Briefe geschrieben, kurz, ich habe alles versucht, außer die gute Lebensart — und was soll ich mit dieser ohne Gesellschaft? Aber es geht alles nur sehr mittelmäßig. Vielleicht gehts morgen besser, wenn ich ein Federmesser habe und mir die Feder nach meiner Hand schneiden kann. Ach, liebe Jette, tun Sie Gutes an mir und schreiben Sie mir fleißig, das muß mein Leben erhalten, welches schlechterdings in der Einsamkeit nicht gedeihen kann. Wahrlich, ich bin das allerabhängigste und unselbständigste Wesen auf der Erde, ich zweifle sogar, ob ich ein Individuum bin. Ich strecke alle meine Wurzeln und Blätter aus nach Liebe, ich muß sie unmittelbar berühren, und wenn ich sie nicht in vollen Zügen in mich schlürfen kann, bin ich gleich trocken und welk. Das ist meine innerste Natur, es gibt kein Mittel dagegen und ich möchte auch keins. In Landsberg war ich zwar weiter von Ihnen, aber was hilft mir der Raum, ich war doch nicht so verkommen und lebte in einem besseren Klima. Mein letzter Gedanke, als Sie mir Lebewohl sagten und mir mit wenig Worten ein so inniges Gefühl Ihrer Freundschaft gaben, war,

daß das Wegreisen doch auch etwas Schönes sei; es war sehr frevelhaft, aber doch auch sehr religiös — ja, wenn man nur nicht fortbliebe! — doch ich will Sie nicht weichmütig machen, Sie werden meiner doch genug denken. — Vergessen Sie nicht, mich in jedem Brief um die Religion zu mahnen, damit sie mir nicht in Stocken gerät. Berichten will ich Ihnen treulich, wie weit ich bin, aber Handschrift schicke ich wohl nicht eher, bis ich die zweite Rede zu Ende schicken kann; ich habe bemerkt, daß es der Religion nicht bekommt, wenn ich gar zu kleine Portionen ins Reine schreibe.

Potsdam, den 22. Februar 1799

Heute Vormittag war ich recht betrübt, Liebe, daß ich in meiner Hoffnung getäuscht war, einen Brief von Ihnen zu haben. Sehen Sie, so leicht verwöhnt man sich, ich habe ihn Nachmittag bekommen. Meinen erbärmlichen Brief werden Sie wohl noch nicht gehabt haben. Lassen Sie ihn sich nur nicht affizieren; es ist gewiß nichts an der Sache. Das aber ist gewiß, daß Sack die Religion zur Zensur bekommen hat. Die erste Rede kann ihm wohl gefallen, aber wie wirds mit dem Ende der zweiten werden? Ich fürchte nur, er streicht, denn als er vom Fichte mit mir sprach, sagte er, er sei sehr gegen die Konfiskation eines atheistischen Buches, aber, wenn er es zur Zensur bekäme, würde er ihm doch vielleicht das Imprimatur versagen, und dies wird ihm wohl so gut als atheistisch vorkommen. Ja, es ist sehr unangenehm, aber was ist zu machen! Die folgenden Reden werden ihm wohl wieder gefallen. Bekennen will ich mich aber schlechterdings dazu nicht gegen ihn; was würde das für Erörterungen geben,

und ich könnte ihm doch vieles nicht verständlich machen.

Ueber mein Verhältnis zu Schlegel haben Sie das Urteil recht klar ausgesprochen, aber Sie können doch nicht sagen, daß ich mir das nicht gestände, ich habe immer etwas Aehnliches zugegeben, wenn wir darüber gesprochen haben. Ich habe nie gesagt, daß ich mit Schlegel einerlei Gemüt hätte, nur habe ich gestritten, er hätte keins. Mit den verwandten Substanzen aber, das haben Sie recht auf den Kopf getroffen, die trennen uns immer. Ja, Sie sind doch eigentlich meine nächste verwandte Substanz, ich weiß so weiter keine, und keine kann mich von Ihnen trennen. Das war nur so nebenbei; denn eigentlich sprach ich doch von Schlegel, aber ich habe eine recht ordentliche Pause hier gemacht. Sehen Sie, der wundert sich über die Trennung, welche die nahen verwandten Substanzen verursachen, und das Wundern bekommt unserer Freundschaft schlecht. Uebrigens ist die Bindung doch nicht so locker, wie Sie meinen. Wenn man Kenntnisse, Witz und Philosophie, alles dreies erst aufheben muß, das sind denn doch artige Dinge, und die beiden letzten können doch bei einem ordentlichen Menschen schlechterdings nicht vom Gemüt abgesondert sein. Diese Dinge sind kein bloßer Kitt, und was dadurch gebunden ist, ist nicht mit Gewalt gebunden.

Potsdam, den 25. Februar 1799

Ich bitte Sie, Liebe, lassen Sie uns nicht so auf das sehen, was begegnen wird oder kann, sondern sorgen, daß wir uns alle so hoch heben und halten, als es geht, damit wir das alles recht klein sehen.

Wir sind alle Opfer unserer Zeit, und das ist jeder Mensch

in irgend einem Sinne; wenn wir nur leben und ſind und lieben — — das eine iſt die Hauptſache. Sie wiſſen, daß ich etwas leiſten kann in der Wehmut, und ich wollte nur, Sie hätten ſich in Ihrem leidenden Gefühl bis zu ihr erhoben, ſo wäre Ihnen das andere wieder verſchwunden. Nur um Gottes willen geben Sie für ſich nicht dieſen Gedanken an Trennung und Einſamkeit Raum, und denken Sie, daß der Wille auch etwas iſt in der Welt. Vergleichen Sie einmal, ob ich irgend weniger unglücklich wäre, wenn ich, wer weiß wo, ſein müßte. Was ſollte aus mir werden? aus mir, der ich mich nicht einmal von der kleinlichen Liebe gleichgültiger Menſchen nähren könnte? der ich ſchon an einer Probe von wenigen Tagen ſehe, wie ich zuſammenfalle, wenn es mir an der wahren und einzigen Nahrung meines Geiſtes fehlt, dem es ganz an der beharrlichen Tätigkeit fehlt, womit Sie immer den Kummer und Jammer noch glücklich genug beſtreiten würden. Aber ich fürchte das nicht, weil ichs nicht brauche kommen zu laſſen, und ſterben Sie mir, nun dann werde ich mich nicht leiblich aber geiſtig töten, ich werde ſo fortleben ohne Ich zu ſein, und meine Grabſchrift wird auf meiner Stirne ſtehen.

Die S. macht auch einen eigenen Punkt in Ihrem Briefe. Glauben Sie nur nicht, daß ſie Sie lieber hat, als Sie ſie, — denn was nennen Sie lieb haben? ſie hat eigentlich nichts lieb und niemand. Ich glaube gern, daß Menſchen wirklich lieben können, die dieſes Syſtem haben, praktiſch nämlich; aber in wem es ſo zur Reflexion gekommen iſt, wie in ihr — denn ſie iſt doch ganz aus Reflexion zuſammengeſetzt — der kann nicht mehr lieben; denn er fängt immer beim Ich an und endigt auch beim Ich. Jenen Abend verriet ſie ihr Syſtem ſchon ſehr deutlich durch das gänzliche Gleichſetzen jeder Art

des Genusses. Uebrigens aber, liebe Freundin, lassen Sie sich das in gleichgültigen Menschen zerstreute Analogon von Liebe gegen Sie immer wohl gefallen; denn in unsere, die ganz anderer Art ist, läßt es sich doch nicht verschmelzen. Ich mag das in der Welt nicht missen, es ist ein Aufbrausen, welches beweist, daß die Austerschalen, trotz ihrer Härte und Glätte, doch auch Kalkerde sind, Kitt, womit das Größte und Schönste zusammengefügt werden kann, und durch dieses Aufbrausen werden jene wirklich zubereitet, es zu werden. Auch gibt es ein eigenes Gefühl von Gegenliebe für diese Menschen, was ich denn doch auch nicht entbehren möchte. Sie sehen, ich sehe alles mit Religion an, aber ich schreibe noch keine, wie wird das werden! Die dritte Rede liegt mir noch gar nicht fertig im Kopf, es fehlt mir noch eine Inspiration, und ehe die nicht kommt, kann ich nichts anfangen. So etwas läßt aber lange auf sich warten. Wüßte ich doch, wie Wilhelm Schlegel es immer macht, de se battre les flancs, wenn es not tut, ich täte es ihm gern nach. Von Friedrich habe ich noch immer keine Zeile, was mich sehr beunruhigt. Möchte ich Sie bald in einer ruhigen Stimmung wissen, ohne einen Mißlaut. Wie gepeinigt werde ich Freitag in dem Zehlendorf sein, und doch kann ich nicht die andere Hälfte auch machen, weil ich Sonnabend hier nicht fehlen darf. Es ist freilich nur ein optischer Betrug, daß ich Ihnen dann näher wäre, aber es quält mich doch. Was macht das Griechische? ich lege es Ihnen recht ans Herz.

Donnerstag Abend

Allerdings hätte ich Ihren Brief heute früh haben sollen und habe ihn doch wieder nur nach Tisch bekommen; es ist nichts als die Faulheit der Briefträger — so muß ich unter der Immoralität der Menschen leiden. Es hat mir den Morgen

heut verdorben, und nach Tisch lief ich aus Desperation und trank Kaffee aus Desperation, da kam er. Die B. sagt, diese Faulheit sei ein gemeines Uebel, und es wäre dem nicht abzuhelfen. Ich weiß aber wohl, was ich machen werde. Des Morgens werde ich immer fortsetzen, womit ich des Nachts aufgehört habe; dadurch wird die Nacht annihiliert; und nach Tisch will ich aus Prinzip schlafen und so meinen Morgen ordentlich auf den Nachmittag verlegen. Ihr Brief fand mich beim Kriton des Platon, an dem ich mich gar innig ergötzt hatte. Kennen Sie das errliche kleine Gespräch nicht? Man hat es deutsch, wo ich nicht irre, und Sie sollten es billig gelesen haben; es ist nicht schwer, wer weiß, ob wir es nicht bald zusammen lesen können.

Potsdam, den 1. März 1799

Den Sonntag über acht Tage komme ich auf jeden Fall; eher wäre es mir ohnedies nicht möglich. Wäre es nur möglich, daß Sack unterdes das Ende der zweiten Rede zensiert hätte und ich wüßte, wie ihm das bekommen wäre, so könnte ich mich sehr danach richten. Hat er das passieren lassen, so sehe ich keinen Grund, mich gegen ihn länger zu verleugnen, und er scheint so fest überzeugt zu sein, daß er das Leugnen leicht schief nehmen könnte. Hat ihm aber das Ende einen Pfahl ins Fleisch gegeben, so muß ich das Inkognito fortsetzen, es gehe wie es gehe. Schriftlich werde ich mich unterdes entre deux halten, aber mündlich? ich gestehe Ihnen, meine Klugheit wackelt mir ein wenig. Das Klügste ist — sehen Sie, das ist immer der Gipfel meiner Klugheit — sich keine Sorgen machen; es kann leicht sein, es gefällt ihm auch; denn, wenn

er einmal im Gefallen ist, kann er starke Sachen vertragen, und diese gehen doch noch an.

Wie Sie sehen, habe ich die weltlichen Dinge (denn als Buch ist die Religion auch ein weltlich Ding) in die Mitte genommen, um mit den geistlichen zu schließen. Daß ich Sie noch einmal mahne, mir über die Behandlung von Gott und die Unsterblichkeit etwas zu sagen, gehört schon zu den geistlichen. — Mit den Briefen ist mirs auch so, ich habe heute früh einen auf die Post geschickt und dieser geht morgen früh fort, und so wirds wohl bleiben, außer, daß ich fürchte, morgen nicht schreiben zu können und das wird mich peinigen genug und eine schlechte Predigt machen. Nur das leugne ich: gleichgültige Briefe gibt es gar nicht. Gleichgültige Besuche gibts wohl, wenn ich mich vergeblich bestrebte, jemand auszusitzen, was ich in Briefen nicht nötig habe.

Sonntag, den 3. März 1799

Heute habe ich die größte Hälfte des Phädon gelesen und nur 2 Seiten Religion gemacht; ich habe nun noch sechs dergleichen zu machen und hoffe also immer noch Dienstag fertig zu werden. Im Ernst aber merke ich, daß hier nach und nach alles schlechter wird, und wenn die folgenden Reden nicht gar erbärmlich werden sollen, so muß ich schon aus Religion um der Religion willen nach Berlin kommen — aus Religion, denn wahrlich, ich will das Universum in Ihnen schauen. In jeder Rücksicht habe ich es nötig, mir einmal gütlich zu tun. Es ist so viel Bedürfnis in meinem Wunsch, Sie zu sehen, als in Ihrem unmöglich sein kann. Das können Sie mir immer lassen, Ihrer ist nur desto schöner.

Das Athenäum habe ich bekommen und heute viel in den Gemälden geblättert, die doch gar schön sind. Auch in Hülsen habe ich geblättert; das ist aber nur Zeitvertreib, man muß ihn ordentlich lesen und noch mehr als lesen. Klar ist er eben nicht, und ich hoffe, daß meine Religion etwas mehr hierin leistet. Es scheint mir, als ob Sie die Veit wenig sehen, da Sie weder Schlegels Nichtwohlbefinden noch des Aufsatzes erwähnt haben, den ihm Hülsen doch schon vor mehreren Tagen geschickt hat und der so gar religiös und heilig sein soll. Es ist aber Naturreligion, und da weiß ich nicht, ob es mir viel tun wird. Meine Religion ist so durch und durch Herzreligion, daß ich für keine andere Raum habe.

Den 5. März Morgens 2 Uhr 1799

K.s Wort über die Lucinde ist gar schön, aber über Ihr Urteil, liebe Freundin, kann ich nicht eher etwas sagen, bis ich mehr von der Lucinde kenne. Nur gegen das Dilemma möchte ich im voraus protestieren. Nicht ob etwas ein Kunstwerk im strengsten Sinne wirklich ist, sondern ob es eins sein will, das muß darüber entscheiden, ob es einen Zweck haben muß oder nicht; von der materiellen Seite mögen Sie dann über das, was besser ungedruckt wäre, ganz recht haben. Die Frage bleibt aber immer, ob es die Form nicht gefordert hat, und ob das Ganze nicht ein anderes Individuum hätte sein müssen, wenn dies anders sein sollte. Verstehen werden Sie den Hülsen wohl, aber Sie werden sich gewaltig durchlesen müssen durch den Stil; die Sachen scheinen mir aber nicht schwer. Was dieser und Hardenberg zur Religion sagen werden, darauf wäre ich neugierig. Was Sie mir darüber sagen, ist

ſehr ſchön, aber haben Sie auch die Liebe gehörig ausgepumpt, ehe Sie Ihr Urteil einfüllten? Das nicht Mißverſtanden-werden wäre mir ſehr viel, aber können Sie mir dafür ſtehen, daß man nicht, um es nicht mißzuverſtehen, außer der Religion auch mich kennen muß? Das iſt eben die Frage, die wir nicht auflöſen können, weil es unſeren Experimenten an der ακριβεια gar ſehr fehlen müßte.

Potsdam, den 16. März Abends

Pfui, liebe Freundin, ich bin ſchlecht mit mir zufrieden, es will gar nichts Ordentliches werden, einige einzelne Gedanken abgerechnet, bin ich noch gar nicht weiter, als ich heute Mittag war, nichts will ſich noch ordnen oder geſtalten. Dabei bin ich ſo dumm, eben, weil es eilt, nichts Anderes unternehmen zu können. Schlegel hätte gewiß unterdes „weil es doch nicht geht" ein paar Bücher ausgeleſen und ſich im Grunde beſſer dabei befunden; dagegen ich, obnerachtet ich weiß, daß bei dem Brüten nichts herauskommt, die Zeit damit hingebracht habe, auf mich ſelbſt zu warten. Schlagen könnt ich mich, ſo böſe bin ich mir.

Sonntag Morgen

Eben wollt ich klagen, daß meine Hoffnung auf ein Briefchen getäuſcht ſei, als ich den Briefträger draußen hörte und meinen Namen dabei. Gott bewahre, daß die Idee Sie nicht durchdringe; ich brauchs doch gewaltig von Ihnen zu hören, ob ich gleich Ihnen nichts geben kann. Sie ſehen, wie recht ich habe, daß das Machen für mich ein unnatürlicher Zuſtand iſt; es iſt nichts als das, was mich geſtört hat, und nichts als das, was auch meinen Briefen eine Leere gibt, die mich ängſtigen

würde, wenn ich nicht wüßte, wie Sie alles wissen. Nein, entweder das Machen muß mir natürlicher werden, oder ich gebe es nach ein paar Versuchen wieder auf. Es kostet mich zu viel Leben, und am Ende ist das, was dabei herauskömmt, weder für mich, noch für die Welt, noch für meine Freunde der Mühe wert. Sie meinen, Sie bekämen meine Ideen nicht, wenn ich nichts machte, und ich wette doch, daß Ihnen nichts neu ist, und daß das Vergnügen, welches Ihnen das Lesen der Religion macht, das nicht aufwiegt, was wir durch das Machen derselben verloren haben.

Potsdam, den 8. April 1799

Gestern Abend, als ich nach Hause kam, fand ich erst Ihre Sendung, die mir gar viel Vergnügen gemacht hat; aber auch unangenehme Sensationen. Diese Bogen sind leicht das Beste in der ganzen Religion, und besonders in Rücksicht auf das Machen habe ich mich in Vergleichung mit ihnen geärgert über eine Portion Dialektik in der fünften Rede, die mir in Vergleich mit der in der zweiten gewaltig trocken geraten ist. Ich habe deswegen, nachdem ich mich an dem Aushängebogen ergötzt habe, noch ein paarmal die fünfte Rede, so weit sie ist, durchgelesen und durchgedacht; aber es ist mir keine Inspiration gekommen, wie es besser gemacht werden könnte. Vielleicht kommt es noch; Zeit will ich nicht schonen und Eile soll mich nicht verführen.

Die Inspiration ist mir gekommen über dem wiederholten Lesen; aber ist es nicht hart, daß ich mehr als einen gedruckten Bogen, gut den dritten Teil der Rede, halb umarbeiten und ganz umschreiben soll? Ach, und die Messe, an die ich so ehr-

erbietig glaubte! Und was eigentlich das Fundament davon war, mein gegebenes Wort, fertig zu werden: wo wird das bleiben? Meine Religion kommt mir vor wie so ein kurzer Kursus der Schriftstellerei, wie ich mir einmal einen der Weiblichkeit gewünscht habe; es ist alles darin, was so vorzufallen pflegt, nun kommt auch noch das Vernichten, was noch gefehlt hatte.

Donnerstag, den 9. April 1799

Denken Sie sich, liebe Freundin, ich bin ganz unendlich voll Freude; wenn ich den Strich unter die fünfte Rede gemacht habe, will ich nicht so froh sein. Pischon ist nicht nur kreiert — das habe ich schon vorher gewußt, sondern der König hat auch verlangt, er solle so bald als möglich nach dem 1. Mai herkommen, und also bin ich vielleicht schon vor Pfingsten wieder bei Ihnen.

B. ist bei mir gewesen ... sobald die Religion fertig ist, will ich ihn fleißig besuchen. Sehn Sie, ich lade wohl sehr gern und schnell ein, wo ich Güter finde; nur Ballast nehme ich nicht, er mag noch so schön sein, ich bin ein leichtes Fahrzeug.

Berlin, den 18. Juni 1799

Haben Sie denn im Dieskauer Waisenhause meiner gedacht? Da habe ich mit Brinkmann philosophiert, so Haus-Philosophie, und Poesie gelesen und ich habe mir von ihm erzählen lassen von den Menschen; denn ich selbst sah keine und wollte keine sehen. Mehr noch das Bewußtsein meiner innern Un-

fertigkeit und Gärung, als äußere Umstände hielten mich davon ab. Auch konnte alles, was er mir Schönes sagte, nicht hindern, daß nicht der Keim der Verachtung eben damals sein erstes Leben gewann, trotz des Bewußtseins, daß ich in die Bildung, wie Brinkmann sie mir beschrieb, und wie sie in ihm war, nicht hineinreichen konnte. Tot war ich eigentlich damals nicht, aber äußerlich wenigstens lebte ich gar nicht. Ich glaube nicht, daß es je einen jungen Menschen gegeben, der weniger an die Zukunft gedacht und doch auch den Augenblick weniger genutzt und genossen hätte. Auch an den Wissenschaften verzweifelte ich in der Stille. Ich sah, wie geistlos alles betrieben wurde, und selbst Kant, den ich eifrig studierte, konnte mir den Glauben nicht benehmen, daß die Philosophie noch gar nicht auf dem rechten Fleck wäre. Es war also natürlich und meiner Faulheit sehr gemäß, daß ich lavierte, und das schlechte Manöver ist Gott sei Dank noch so leidlich abgelaufen.

Mittwoch Abend

Diesen Mittag habe ich bei der Veit gegessen, habe dann meine Notiz von Kants Anthropologie dort zu Ende ins Reine geschrieben und dann sind wir in Bellevue gewesen, wo die Akazien göttlich riechen; hernach habe ich noch mit Schlegel ein wunderbares Gespräch über mich gehabt, wobei wir uns wahrscheinlich beide nicht verstanden haben. Er notiziert jetzt die Religion und da studiert er mich ordentlich; er will mein Zentrum wissen, und darüber haben wir nicht einig werden können. Ob ich mich wohl selbst so verstehe, wie er mich verstehen will? Ich habe ihm gesagt, ich würde wohl nie bis ins Zentrum kommen, mit dem Machen nämlich, meinte ich; das hat er für eine Blasphemie gegen mich selbst genommen, kurz, wir sind nicht zusammen gekommen. Was ist denn mein Zentrum? wissen Sie es?

In Schlegels Notiz, die erſt angefangen iſt, ſteht unter andrem, der Stil der Reden ſei eines Alten nicht unwürdig; das iſt wohl zu viel geſagt. Uebrigens bin ich ſehr begierig darauf, was alles in dieſer Notiz ſtehen wird.

Gute Nacht! In welchem Neſt mögen Sie ſchlafen? Morgen kommen Sie nach Ilſenburg, und ich denke, mit dem Harz ſoll Ihnen eine neue Göttlichkeit und ein neuer Enthuſiasmus aufgehen.

Berlin, den 20. Juni 1799

Mich wundert etwas in Ihnen, nämlich der totale Sieg der Kunſt über die Natur, ſo daß Sie mit einer gewiſſen Gleichgültigkeit von der großen Natur reden, der ſie damals entgegen ſahen. Ich wünſche ihr aber (der Natur nämlich) zu dem neuen Kampf ſchönes Wetter, wie es ſcheint, daß wir es bekommen. So ſehr ich mich über die Gewalt der Kunſt freue, ſo leid ſollte es mir tun, wenn dieſe Natur nicht ihre Wirkung täte. Sie wiſſen, inwiefern ich mir aus dem Schönen in ihr nicht eben viel mache, aber das Erhabene in ihr halte ich in großen Ehren. Es ſind wirklich nicht dem Grade nach, ſondern ſpezifiſch ganz verſchiedene Eindrücke und beziehen ſich auf ganz etwas Anderes. Auf Bergen oder auf dem Meer macht die Entfernung, daß man außerhalb der Erde zu ſtehen glaubt, und das mag ich gar gerne.

Berlin, den 1. Juli 1799

Wie ich mit Friedrich ſtehe, weiß ich eigentlich nicht; es

drückt mich gewaltig. Auch darin bin ich nicht ganz Ihrer Meinung; unsere Gemüter sind wohl recht für einander, Friedrichs und meines, nur nicht auf die Art, wie Ihres und meines, sondern eben, insofern sie einander *nicht* ähnlich, zur Ergänzung. Daß man unter diesen Umständen nicht so leicht auf den rechten Punkt zusammenkommt, ist natürlich; aber es kann doch gehen und muß gehen, wenn Schlegels Heftigkeit und Ungeduld uns nicht aus dem Wege bringt. Ich weiß nicht, ob er ein solches heruntergebrachtes Verhältnis leiden kann, ich kann es nicht und werde mir nächstens das Herz fassen, wieder mit ihm zu reden. Es ist nur so übel, daß ich ihn ungern jetzt auf eine Art affizieren möchte, die ihn beunruhigt, weil es einen solchen Einfluß auf seine Arbeiten hat. Ach, es ist ein großes Elend! Mit Dorothea kann ich über diese Dinge gar nicht reden; sie stellt sich so sehr auf einen unrechten Standpunkt, daß ich gar nicht hierüber sprechen kann. Worauf Sie zurückgehen, das ist wohl etwas. Sein gänzliches Nichtverstehen *unseres* Verhältnisses geht aus mehreren Stellen in der Lucinde klar hervor; aber es ist doch nicht alles, er versteht auch mein Verhältnis zu ihm nicht und deutet meine Demut und meine ehrerbietige Schonung nicht recht, aus der ich mir gar vieles versage. Doch das muß man mündlich besprechen, und ich hoffe auch dafür viel von Ihrem Hiersein.

Was Sie von Tieck in den Zeitungen gelesen haben, weiß ich nicht; mir ist nichts dergleichen vorgekommen; aber übermütig wird er nicht werden durch das Lob, weil er die Menschen viel zu sehr verachtet. Uebrigens überzeuge ich mich, daß er sehr viel ist für die deutsche Literatur, und zwar etwas, was weder Goethe noch Schiller noch Richter sein können, und was vielleicht außer ihm jetzt niemand sein kann; müßte er sich nur nicht auch mit seinen Arbeiten eilen. Die Grobheiten im

Athenäum werden Sie doch auch wohl billigen, wenn es notwendige Wahrheiten sind und wenn sich zeigen läßt, daß es nach richtigen Begriffen viel gröber wäre, wenn man sie anders sagte. Mit der Natur, das ist mir noch immer nicht klar. Sie haben sie doch eben auch als einen toten Stoff angesehen, der behandelt werden muß, und es ist Ihnen immer der von uns eingefallen, der grade diese oder jene bestimmte Gattung desselben am besten behandeln konnte. Aber wie haben Sie ihn denn selbst behandelt? Friedrich meint in seiner Notiz, wo ich mich in der Religion der Natur nähere, da offenbare sich meine Irreligion als Mangel. Er hat besondere Begriffe von Natur, die ich noch nicht verstehe — aber meine Behandlung derselben verstehe ich wohl. Was Sie mir so oft als Polemik ausgelegt haben, daß ich gleich geradezu auf die Unendlichkeit der Chemie gehe, damit ist es mir bitterer Ernst, obgleich mancher einzelne Genuß dabei verloren geht, der aber freilich von einer Art ist, die ich für niedriger halte.

Ein großes Wort hat Friedrich doch über mich gesagt in unserm Gespräch, ich weiß nicht recht, woher es bei ihm gekommen ist, aber wahr ist es nach allen Seiten, nämlich ich müsse aus allen Kräften darauf arbeiten, mich innerlich frisch und lebendig zu erhalten. Niemand ist dem Verwelken und dem Tode immerfort so nahe als ich, ich kann das weder konstruieren noch demonstrieren, aber es ist leider wahr. Mit dem Befragen, das übertreiben Sie, liebe Jette, und ich bitte Sie, schlagen Sie einmal die entgegengesetzte Maßregel ein. Es ist nichts wohltätiger für mich, als wenn man mich über mich zum Reden bringt, ich dächte, Sie müßten das gefühlt haben, so oft es der Fall gewesen ist. Es mag eine schwierige Operation sein, aber ich bitte Sie inständig, lassen Sie es sich nicht verdrießen.

Berlin, den 4. Juli 1799

Wissen Sie wohl das Neueste, liebe Freundin? Fichte ist hier, vor der Hand auf einige Wochen, um sich umzusehen. Friedrich hatte es schon seit einiger Zeit gewußt und ihm eine Chambre garnie unter den Linden besorgt; es war aber ein tiefes Geheimnis, und da man das Schicksal der Briefe nicht wissen kann, habe ich Ihnen nichts davon schreiben mögen. Auch Tieck hat es nicht gewußt und sich heute des Todes gewundert. Heute früh brachte ihn Dorothea zu uns, und wir sind, ein paar Stunden ausgenommen, den ganzen Tag zusammen gewesen. Beschreiben kann ich ihn nicht und sagen kann ich Ihnen auch nichts über ihn — Sie wissen, daß mir das nicht so früh kommt.

Freitag Abend

Ich habe ordentlich eine kleine Furcht davor, daß Fichte gelegentlich die Reden lesen wird; nicht davor, daß er viel dagegen einzuwenden haben möchte, das weiß ich vorher und es macht mir nicht bange — sondern nur, daß ich nicht weiß, wo er mir alles in die Flanke fallen wird, und daß ich nicht werde würdig mit ihm darüber reden können. Bei der Lucinde ist er eben und hat Friedrich gesagt, vieles Einzelne gefalle ihm, um aber eine Meinung über die Idee des Ganzen zu haben, müsse er es erst recht studieren. Er hat schon heute einen Besuch von der Polizei gehabt, man hat so horchen wollen, ob er etwa gesonnen sei, sich hier zu etablieren ꝛc. Er hat dann gesagt, er sei zu seinem Vergnügen hier und wisse nicht, wie lange er sich aufhalten werde. Observiert wird er wahrscheinlich provisorisch von der kleinen Polizei. Es sollte mir leid tun, wenn er irgend Unannehmlichkeiten hätte. Große Sachen habe ich noch nicht mit ihm gesprochen, ich will es so sachte angehen lassen nach meiner Manier.

Schlegel hat mir letzthin verschiedentlich demonstriert, ich müßte einen Roman schreiben; meine religiösen Ideen über Liebe, Ehe und Freundschaft ließen sich nicht anders mitteilen, und mitgeteilt sollten sie werden, also müßte ich den Roman auch schreiben können. Ich habe ihm gestanden, ich hätte es schon seit einiger Zeit als meinen Beruf gefühlt, ich zweifelte aber am Können, und das tue ich auch noch.

Berlin (Mittwoch), den 2. Juli 1800

Denken Sie sich, liebe Freundin, da habe ich gestern in einem theologischen Journal die erste Rezension von den Reden gefunden! Der Mann nennt es eine der originellsten, geistreichsten und anziehendsten Schriften, die er je über diesen Gegenstand gelesen, ohnerachtet sie wohl nicht nach jedermanns Geschmack sein dürfte, wie er denn auch mit dem Verfasser nicht durchaus einverstanden wäre, was aber bei einem solchen Gegenstande nicht anders der Fall sein könnte. Dann meint er, eines Auszuges sei die Schrift durchaus nicht fähig, er glaube aber ihren Geist, der in einem Mystizismus von der reinsten, liberalsten und erhabensten Art bestehe, nicht besser darstellen zu können, als durch einige Stellen aus der zweiten Rede, die jeden Leser, der nur einiges Interesse für Religion habe, gewiß zum baldigen Genuß des Ganzen einladen würden. Dann kommen einige Stellen über den Unterschied zwischen Religion und Metaphysik und Moral, über Gott und Unsterblichkeit, über den Spinoza, und zuletzt über die Toleranz, von der er wünscht, daß sie mir auch zu gut kommen möge. Das nennen nun die Leute rezensieren, und dieser meint gewiß, er habe es recht ordentlich gemacht. Da laß ich mirs mit dem Fichte

ganz anders sauer werden. Gestern habe ich fast nichts gemacht, weil wirklich der Tag gar keine Stunden hatte, und heute habe ich alles Gemachte wieder umgearbeitet. Dafür bin ich nun auch gewiß, daß ich das Rechte habe, was ich vorher immer noch nicht war.

Freitag Mittag

Triumph! In diesem Augenblicke ist der Fichte fertig — aber auch ganz fertig: durchgesehen, korrigiert, paginiert — und das heillose Buch, das ich nicht genug verfluchen kann, schon an seinen alten Ort gestellt. Gott wird mich bewahren, fürs erste wieder hineinzusehen. Auch meine Notiz will ich nicht mehr ansehen, damit sie mir nicht, wie zu geschehen pflegt, schlecht vorkomme.

Berlin, den 8. Juli 1800

Daß W—s so sehr hübsch zusammenleben, habe ich mir immer gedacht und es mag wohl in gewisser Art eine wahre Ehe sein; aber, liebe Jette, auch jede wahre Ehe muß wieder anders sein und also versteht sich das von selbst, daß meine ganz anders werden wird. Es läßt sich auch da von keinem Müssen oder Nicht-müssen reden, als ob man sich die Art, wie man leben wollte, vornehmen könnte. Dabei würde was Wunderliches herauskommen! Da nicht ein Mensch wie der andre und also auch nicht zwei wie andre zwei, so muß auch ihr Produkt, nämlich die Ehe, jedesmal ein anderes sein. In Zahlen geht das wohl, daß z. B. 3 mal 8 ebenso viel ist, als 4 mal 6, aber in der geistigen Welt wohl durchaus nicht.

Von Henriette Herz

Prenzlau, Mai 1801

Mir iſt begegnet, was ich nicht für möglich hielt, ich habe Sie noch lieber bekommen; nicht etwa, weil ich etwas Neues, Schönes in Ihnen entdeckt hätte, denn ich kenne ja ſchon lange alles in meinem Freunde: die Leichtigkeit aber und die Offenheit, mit der Sie Willich entgegenkamen, der ſchöne Wille, ſich ihm zu zeigen, wie Sie ſind, das hat Sie mir viel, viel lieber gemacht. Alles das gehört zwar zu Ihnen, es bleibt aber oft verborgen, Sie denken, es hat ja Zeit, man bleibt ja lange zuſammen; hier hatte es keine Zeit und Sie benutzten die ſchönen Stunden ſo herrlich. Aber auch nicht verſchwendet haben Sie die ſchöne Gabe; Willich iſt voll von Ihnen, und reichlich hat er wiedergegeben, was er empfing. Mein Herz war ſehr voll, als Sie fortgingen; Ihr und Willichs Näherkommen während des Geſanges hatte ich mit inniger Freude und Rührung geſehn, und ſtimmte ich nicht ins Chor mit ein, ſo war es die Unmöglichkeit, einen Ton von mir zu geben, denn die Bewegung des Gemüts erſtickte Worte und Töne; gern aber hätte ich euer beider Hände an mein Herz gedrückt und dem andern Freundſchaft gegeben, wie ſie der eine ſchon hat. Sie gingen alle und ließen mich zurück.*) Mir war es lieb, daß ich allein blieb, ich dachte Ihnen nach und ward nicht geſtört. Mir war wohler zu Mut als ſeit langer Zeit; mit wahrer Andacht fühlte ich alles, was gut und ſchön iſt, mit Andacht und tiefer, reicher Rührung. — Alles kam zurück, Willich ſetzte ſich neben mich, ihm war ebenſo, und ſtill und heilig feierten wir

*) Anmerkung Schleiermachers für ſeine Schweſter Charlotte: Die andern begleiteten mich alle nach dem Poſthauſe, nur die Herz blieb zurück, weil ſie nicht wohl war und die Nachtluft ſcheuen mußte.

Ihr Andenken. Er ſagte mir leiſe, er ſei lange nicht ſo religiös geweſen, als in dieſen Momenten; ich freute mich des Einklangs und ſchwieg.

An Henriette Herz

Stolpe, den 3. Juni 1802

Sehr angenehm hat mich Ihr Brief überraſcht, liebe Jette, ich hatte ſo zeitig auf keinen gehofft. Aber ehe ich etwas weiteres ſchreibe, nur ein Wörtchen. Ich kann mir nicht helfen, es geht mir wie S., hier in der Entfernung iſt es mir ganz unmöglich Sie zu ſagen, ich weiß nicht, wie wunderlich es auf mich wirkt, und noch kann ich nicht dahinter kommen, warum es mir hier ſo unerträglich iſt, als es mir dort nicht war. Ich denke, dort ſagte meine ganze Art mit Euch zu ſein immer Du, wenn auch die Lippen Sie ſagten, und ſo mag vielleicht auch etwas Pikantes im Kontraſt gelegen haben, was die Unerträglichkeit verſüßte. Hier fällt die Auxiliarſprache weg und es bleibt nur der leidige Schein von Fremdheit, die doch zwiſchen uns nie ſein kann. Laß mich alſo. Du kannſt es halten, wie Du willſt; aber es ſollte mich wundern, wenn es nicht Dir auch ſo gemütlicher wäre.

Zuerſt, liebe gute Freundin, ſei doch ſo heiter, als es Dir möglich iſt. Du weißt, wie wenig ich jemanden zumute, ſeine Natur zu ändern. Deine beſteht eben, von dieſer Seite betrachtet, darin, daß Du nur in der Zukunft lebſt; darum machſt Du ſo gern Plane, darum denkſt Du ſo ungern an den Tod. Zu dieſer Natur gehört aber unumgänglich notwendig, wenn nicht das Ganze ein leerer Zirkel ſein ſoll, auch dieſes als die andere Hälfte, daß Du eine Prophetin ſein mußt

und also die Zukunft auch in der Gegenwart sehen und fühlen. Genieße also jetzt schon die Freude an allem Guten, was Du durch Deine seltene wohlwollende Tätigkeit noch um Dich her stiften wirst; genieße schon jetzt die Ruhe, die es Dir geben wird, eine Menge von schwierigen Verhältnissen so richtig behandelt zu haben und unter tausend Entbehrungen Dir selbst immer treu geblieben zu sein; genieße endlich schon jetzt die späte Zukunft, die Deine Freunde Dir bereiten werden.

Stolpe, den 19. August 1802

Mit meinem Reichtum, meine herzlich geliebte Jette, das hat seine volle Richtigkeit. Glaube nur, ich halte gutes Buch darüber, und Du glaubst nicht, wie ich meine Freude habe an jedem Zuwachs, der, dem Himmel sei Dank! — grade seit dem Punkt meiner Verwe[a]isung (die beiden Lesarten sind gleich richtig) so gesegnet gewesen ist. Denke nur an Reimer, an Dein immer näheres Verhältnis mit Leonore, an Lottens Liebe zu ihr und an den schönen Anfang, den sie gemacht hat, in meinen ganzen Kreis hineinzutreten. Denkst Du, daß ich das alles nicht fühle? und daß es mich nicht glücklich macht? Nein, so schlimm steht es nicht mit mir, und ich sage mir recht oft, daß es wohl wenige glücklichere Menschen geben mag als mich. Aber kann nicht auch der reichste Mensch einen augenblicklichen Mangel haben, wenn er nun grade Alles auf Zinsen getan hat? Siehst Du, das ist grade mein Fall und hier ist kein Geld zu haben, und alle Prozente, die ich böte, würden nichts helfen. Es kann mir niemand helfen als Ihr, indem Ihr mir recht fleißig Rimessen schickt. Und ich habe ja seit Deiner Rückkunft alle Ursache, Dich zu loben. Nur Dein Wundern be-

greife ich nicht an etwas, das Du nicht nur lange kennst, sondern das auch so tief in meiner innersten Natur liegt. Oder liegt das nicht in meiner Natur, daß ich kein unabhängiges Dasein habe? Daß alle meine Tätigkeit ein Produkt der Mitteilung ist? und daß sie also nur mit dieser in Verhältnis steht? Für alles, was ich tun soll, kommt es darauf an, daß ich lebendig affiziert werde, und Eure Briefe helfen nicht nur meinem Sein, sondern auch meinem Wirken mehr als irgend etwas; ja sie allein sind es, an die ich mich halten muß und ohne die auch alles Gefühl meines Reichtums grade zum Wirken und Arbeiten nichts helfen könnte.

Dienstag, 24. August

Wenn bei Euch eine so schreckliche Hitze ist, wie hier, wie wird es Euch dann nur gehen? Wenn Ihr ein duo klagt, so denkt nur, daß ich die dritte Stimme bin; ich will Euch dahier bedauern, wenn ich mich im Wasser ergötze, daß Ihr es so gut nicht haben könnt. Seit ich in Barby war, habe ich das Vergnügen des Badens nicht so genossen. Ich will von dem physischen Wohlergehn gar nicht reden, sondern von dem Ideenspiel, welches aber keine Wanne und kein Badehaus erweckt, sondern nur die freie Natur, die organischen Umgebungen, die Masse des Elements, die hier zwar nicht groß ist, aber an Kraft ersetzt, was ihr an Umfang abgeht, und dann der reine blaue Himmel, wie er jetzt ist. Man bekommt ein ganz anderes republikanisches Gefühl von dem Verhältnis des Menschen zu den Naturerscheinungen, und nun gar der Aufenthalt im Wasser ist etwas Majestätisches, man betrachte es nun historisch oder transzendental. Recht lebendig aber wird dieses Gefühl nur,

wenn ich mir denke, daß das Waſſer, welches mich jetzt beſpült, in wenig Stunden in der See iſt. In der See ſelbſt alſo würde es noch lebendiger ſein, und ich habe große Luſt, doch einmal eine eigene Fahrt nach Stolpemünde anzuſtellen, um ein Seebad zu verſuchen. Auch gibt es gewiß keinen poetiſcheren Selbſtmord, als den Sturz ins Waſſer, nur muß es keine Pfütze ſein, ſondern die See oder ein großer Strom, und der Menſch muß ſich nicht mehr wehren wollen, wenn er drin iſt, denn das iſt erbärmlich.

Stolpe, den 6. September 1802

Nach der neueſten Ordnung der Dinge, liebe Jette, iſt heute Dein Geburtstag und ich will ihn eben in der ſtillen Abendſtunde einſam mit ruſſiſchem Tee feiern und mit vielen treuen und guten Gedanken an Dich und über Dich. Es iſt der erſte ſolche Tag ſeit unſerer Trennung, wie viele wird es geben? Wie lange wird ſie dauern? wie wird ſie ſich enden? und was wird von unſern ſchönen Entwürfen für die ferne Zukunft in Erfüllung gehen? Doch daran will ich eigentlich gar nicht denken; dieſe ſtumme verſchleierte Perſon ſoll ſich nicht zwiſchen uns drängen, ſie macht doch immer einen wunderlichen Eindruck, und man verſtummt mit ihr. Laß uns lieber an Zeit und Raum gar nicht denken, ſondern nur an uns und was uns das Liebſte iſt. Dieſes Innere und Wahre wird und muß noch immer ſchöner und vollkommner werden. Ja, laß es uns ſtolz und froh geſtehen, daß es nicht viele ſolche vereinigte Kreiſe von Liebe und Freundſchaft geben mag, als den unſrigen, der ſo wunderbar zuſammengekommen iſt, faſt aus allen Enden der moraliſchen Welt. Alle ſind meiner Seele in dieſem Augen-

blicke gegenwärtig, welche gemeinſchaftlich dazu gehören. Mögen ſie ſich alle noch enger um Dich, jeder nach ſeiner Weiſe und ſeinen Gaben des Geiſtes und des Herzens, vereinigen.

Stolpe, den 11. September 1802

Ueber Schlegel habe ich Eleonoren ziemlich ausführlich geſchrieben, doch ſehe ich aus Deinem Briefe, daß mir noch ein Nachtrag übrig iſt. Du redeſt nämlich von ſeinem Benehmen gegen mich; das iſt freilich nach unſeren Begriffen nicht das ſchönſte, aber es iſt ganz in ſeiner Natur, und warum ſollte die Aeußerung ſeiner Natur gegen mich meiner Liebe mehr Eintrag tun, als dieſelben Aeußerungen gegen andere? dann fehlte es mir ja an der erſten Rechtlichkeit in der Beurteilung der Menſchen. Auch benimmt er ſich eigentlich gegen mich nicht anders, als gegen ſich ſelbſt — und kann ein Freund mehr verlangen? Was Dich aber ſo ganz beſonders an ihm ſtört, das iſt der Mangel an Sentimentalität. Aber warum ſoll denn dieſe überall ſein? Kannſt Du Dir kein ſchönes Gemüt denken, als unter dieſer Form? Es iſt dies eben auch ein wunderliches Wort, und ich wollte, Du gäbeſt Dir und mir einmal genau Rechenſchaft, was Du darunter verſtehſt.

Stolpe, den 16. September 1802

Dabei bin ich heute frühe mit einem dicken Stockſchnupfen aufgewacht, habe Schlafſucht gehabt und in dieſem Zuſtande Fichtes Sittenlehre angefangen, die wie ein Igel nach allen Seiten die Stacheln herausſtreckt und die ſchwachen Stellen

sehr gut zu decken weiß. Das alles zusammen hat mir einen herzlich schlechten Tag gemacht. Ich habe an Dich gedacht, wie nachsichtig Du mich aufnahmst, wenn ich so miserabel zu Dir kam. Lauter dumme verkehrte Gedanken, gar keine oder schlechte Empfindungen, zu nichts Gutem irgend Geschick oder Lust; ich glaube, nicht einmal einer guten Handlung, wie mans nennt, wäre ich fähig gewesen, gewiß aber mancher nichtswürdigen. Am Ende attrapierte ich mich Nachmittags auf dem Wunsch, mir eine Spielpartie zu suchen. Das klärte mich denn vollends auf über die Erbärmlichkeit meines Zustandes; es war die Kulmination meiner moralischen Schlemihlerei; ich nahm meine Gedanken recht zusammen, an Euch alle, und so wurde es etwas besser. Ich erzähle Dir das alles, weil Du immer so viel von meiner Pracht sprichst, damit Du das Uebrige nicht ganz vergißt. Ach, solche Tage nur nicht viele, so lange ich allein bin! Ich darf heute kein anderes Motto haben, als „denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Hund, so der Mensch".

Was Du mir helfen kannst, darüber sollte ich Dir eigentlich nichts sagen. Du kennst ja Schillers arithmetisch-moralisches Sprüchelchen vom Zahlen der schönen Seelen? Aber Du zweifelst am Ende auch gar an dem, was Du bist, und daran hast Du sehr unrecht. Bist Du nicht ein Individuum so gut als irgend jemand? Hast Du Dir nicht einen sehr eigenen Styl des Lebens gebildet? Vereinigt sich nicht vieles in Dir auf eigentümliche Weise, was Du sonst nur getrennt oder wenigstens ganz anders modifiziert siehst? Soll ich Dir etwa alles vorrechnen? Deine Berufstreue, Deine Liebe, Deine passive Wissenschaftlichkeit, Deinen Weltsinn usw.? Deine unendliche Mimik, aus der sowohl Deine Philologie, als Deine Menschenkenntnis entspringt, Dein praktisches Talent, das bis zur Unersättlichkeit geht? — ach, was soll ich Deiner Träg-

heit weiter Vorschub tun! Denn träge bist Du fast nur in diesem einzigen Punkt des Selbstbeschauens, und eben darum sollst Du schreiben.

Vielleicht hast Du Unrecht, der L. das vorauszulassen, daß sie mich des Predigens wegen liebt. Das Predigen ist jetzt das einzige Mittel von persönlicher Wirkung auf den gemeinschaftlichen Sinn der Menschen in Masse. Es ist freilich der Realität nach nur ein kleines; denn es wird wenig gewirkt; aber wenn einer redet, der die Sache nimmt und behandelt, wie sie sein soll, und nicht, wie sie ist, und man sich dann nur Zwei oder Drei denken kann, die wirklich hören, so muß es doch eine schöne Wirkung machen. Ich wollte wohl, ich könnte mich ordentlich predigen hören; manchmal kann ich es minutenlang, da gibt es mir ein großes tiefes Gefühl. Das Vorlesen der Monologen ist eigentlich ein Predigen von mir an Dich gewesen; geredet haben wir, soviel ich weiß, wenig dabei und darüber; worauf sonst also könnte der eigene Effekt beruhen, den es Dir gemacht hat? Ich weiß noch sehr gut, wie es mir auch so war. Nichts ist mir so unvermutet entstanden. Als ich die Idee faßte, wollte ich eigentlich etwas ganz Objektives machen, nicht ohne viel Polemik, und das Subjektive sollte nur die Einkleidung sein. Aber im Entwerfen des Plans wuchs mir das Subjektive so über den Kopf, daß auf einmal die Sache, wie sie jetzt ist, vor mir stand. Die Polemik ist nur als Stimmung hie und da übrig, und das Objektive liegt ziemlich versteckt nur für den Kenner da. Solche aber, welche das Subjektive nicht recht verstehen, verweise ich noch immer auf das Objektive, und sie mögen sich jenes, wie es ihnen ursprünglich zugedacht war, nur als Einkleidung nehmen.

Bei mir ist die Winterzeit schon angegangen, ich schreibe dies gegen 1 Uhr Nachts und komme vor halb 7 Uhr schon

nicht mehr aus dem Bette. Das sind gute Aspekten für die Kritik.

Königsberg, den 26. Oktober 1802

Eben, liebe Jette, habe ich in einem Buch von Schaffner etwas gelesen über die Koketterie, was mich natürlich auf Deinen vorletzten Brief und die Konfessionen in demselben zurückführt. Ich möchte aber wieder bei der Frage anfangen, was nennst Du Koketterie? Wollen wir an den Sokrates denken, der eine Athenische Hetäre in der Kunst unterrichtete, Menschen zu fangen? Etwas Aehnliches ist es freilich immer; allein es macht doch darin, ob diese Kunst eine liberale oder illiberale ist, einen großen Unterschied, ob der ganze Mensch gefangen werden soll oder nur seine Sinnlichkeit. Das letzte ist nach meiner Ansicht die Koketterie, welche eigentlich zu tadeln ist, und zwar um so mehr, wenn sie nicht auch nur die Sinnlichkeit braucht, um die Sinnlichkeit zu fangen, sondern wenn sie Geist und Verstand sogar als Mittel braucht und der eigentliche Triumph doch nur auf die Sinnlichkeit gerichtet ist. Die Absicht überhaupt und das bewußte Bestreben, Männer an sich zu ziehen, liegt in der weiblichen Natur und gehört zu ihr (bei Mädchen ist es mehr Wunsch und Instinkt, bei Frauen mehr Wille und Absicht), nicht etwa als ein Fehler, sondern ganz notwendig und wesentlich. Denn nur dadurch entgehen die Frauen der Erniedrigung, zu welcher sie Fichte verdammt, untätig zu sein in dem ganzen Prozeß der Liebe vom ersten Anfang an. Es ist aber nicht nur in der Liebe so, sondern auch in der Freundschaft, weil ihr auch diese in eurer dermaligen Lage nicht offen anbieten dürft, so daß dies

mir sehr wohlbekannte Phänomen meiner Ansicht von dem Unterschiede der Freundschaft und Liebe gar nicht im Wege steht. Auch nicht dies, daß die Koketterie der Freundschaft und der Liebe nicht wesentlich unterschieden sind. Das allgemeine Geschlechtsbewußtsein muß doch immer der Punkt sein, von dem man ausgeht; es muß erst arrangiert werden, wie es hiermit gehalten werden soll, ehe sich eine Verbindung zwischen Mann und Frau bestimmt zur Freundschaft entscheiden kann.

Noch ein Wort von Deiner Sentimentalität. Da hast Du doch zwei ganz verschiedene Dinge vermischt; das Rechtliche, Edle ist eins, das Zarte und Feine ein ganz anderes. Es gibt große Gemüter, die mehr politisch oder künstlerisch sind als ethisch, und denen die Verhältnisse, worin sich das Zarte und Feine gewöhnlich zeigt, zu klein sind, weil sie immer weiter sehn. Man kann ihnen deswegen das Schöne doch nicht absprechen, wenn man sich nur auf den Gesichtspunkt stellt, auf welchem man sie recht übersehen kann. Zum Teil gehört auch Friedrich zu diesen, wiewohl es nicht immer das Große ist, was ihn empfänglich für das Zarte macht. Ich möchte noch weiter gehen und sagen, es kann große und schöne Gemüter geben, freilich nicht, denen es an Gefühl fürs Rechtliche fehlt, aber die berufen sind, es zu verletzen, weil sie an solcher Stelle stehen, wo sie die Grenze desselben bestimmen sollen. Du siehst, auch diesen kann ich das Gefühl für das Rechtliche nicht erlassen, gar wohl aber jenen das Gefühl für das Zarte, nämlich nicht überhaupt, aber doch fast in allen einzelnen Fällen. Du mußt es Dir besonders zur Pflicht machen, nicht aus Vorliebe für das Zarte das Gefühl für das Große zu verlieren.

Ich bin entsetzlich eilig, die Post ist so unartig, gleich abzugehen.

Stolpe, den 22. November 1802

Ich habe diesmal meinen Geburtstag zwei Tage lang gefeiert und gewiß, die Freude und der Schmerz verdienten jeder seine ganze Feier.

Die Freude ist mir heute gekommen durch Eure Briefe, und wer nicht geschrieben hat von meinen Geliebten, ist mir doch ebenso nah und gegenwärtig gewesen. Lieben Kinder, sagt mir nur, ob es einen reicheren und glücklicheren Menschen gibt als mich, so geliebt von solchen Menschen, und so viele, wahrlich eine ganze Schar. Ich weiß recht gut, daß unter allem Lieben und Guten, was auch Du mir sagst, viel Schönes und zu Schönes ist; aber ich nehme es eben doch recht gern hin, weil es die Liebe verschönert hat. Wie habe ich Dich umarmt in Gedanken, meine liebe einzige Jette, und auch nicht ohne Tränen, ja, Du wirst mir immer bleiben mit Deiner Liebe und Treue, Du und alle; das hoffe ich nicht zu erleben, daß ich irgend eine Seele, die mir so nahe gewesen ist, anders verlieren sollte, als durch die Hand der Natur. Die Treue, liebe Jette, ist wohl nichts Eigenes und Besonderes, wo die Liebe reif und besonnen gewesen ist; nur für ein unvollkommneres Verhältnis, als alle die meinigen sind (die von der ersten Klasse meine ich), kann die Frage danach sein.

Stolpe, den 26. Januar 1803

Gott, meine einzige Jette, wie unerwartet schnell ist das über Dich gekommen! Welche sonderbare kritische Zeit, die unser aller Leben so gewaltsam plötzlich durcheinander schüttelt. Bedenklich sehe ich dem Schicksal ins Auge, was es uns wohl

daraus bereiten will; aber noch verrät es sich mir mit keiner Miene. Mit dem Ernst hast Du recht. Alles, was so tief ins Leben eingreift, muß ernst machen. Wieviel mehr noch der Tod und besonders dieser; denn Herzens Verhältnis zu Dir und Deinem Leben war ein vielfaches und wunderbar verschlungenes. Ich will Dir nicht zu viel auflegen auf den Grund Deines Bekenntnisses, daß Du fertig in Dir warst über alles; es gibt ernste Eindrücke und Wirkungen der begleitenden Umstände, über die man nicht vorher fertig sein konnte, und diese walten immer zuerst. Laß sie ruhig ihr Recht behaupten. Dein Fertigsein und Deine Ruhe bleibt Dir unter ihnen doch unversehrt. Wissen aber möchte ich gern alles, wie es Dir ergangen ist und was Dich bewegt. Schreibe mir doch, so viel als Dir unter den mancherlei Verwirrungen möglich ist.

Stolpe, den 25. Mai 1803

Warum soll ich es denn grade machen, daß Reimer Dir seine Frau bringt, warum kannst Du es nicht bei der ersten Gelegenheit, die sich darbietet, ganz ungezwungen und simpel? Ich denke auch, es wird schon geschehen sein, ehe ich an Reimer schreibe. Die Frau wird Dir gefallen, wenn Du sie erst kennst. Es ist eine höchst kindliche Seele, und ja nicht etwa die leere Unschuld, aus der ich mir nicht viel mache, wie Du weißt, sondern sie hat Tiefe genug. Tue mir doch die Liebe und stelle dies allein an. Es würde mir wirklich eine besondere Freude sein.

B. aus Königsberg hat sich nun ordentlich in Korrespondenz mit mir gesetzt und ist also gewissermaßen als eine Augmentation meines Etats anzusehen. Ach, es hilft mir alles nichts!

Ich glaube, Jacobi könnte jetzt plötzlich mein Freund werden, und es würde mich nicht recht freuen. Freude habe ich an nichts! ich jage recht danach, aber umsonst. Einen Plan habe ich gemacht, liebe Jette, und das muß Dich erfreuen, ich fühle, daß mir im Sommer eine Reise recht heilsam sein wird, ja fast notwendig, um mir etwas Elastizität wiederzugeben....

Stolpe, den 10. Juni 1803

Gestern war mir schrecklich elend zu Mut und ich sann schon nach, wie ich mir das Krankenzimmer einrichten sollte. Heute bin ich vollkommen wohl und begreife dieses alles nicht. Mit dem Arbeiten geht es mir leidlich, aber immer noch nicht geschwind genug. Die herrlichen Sachen im zweiten Teil des Novalis (den ich jetzt erst erhalten) getraue ich mich gar nicht anzurühren, obschon es mir sehr nötig täte, mich manchmal eine Note höher zu stimmen, als die trockene Kritik der Moral. Ach, das Schreiben ist ein großes Elend, aber gar ein Buch von dieser Art: in meinem Leben nicht wieder! Ich glaube, ich habe diese ganze Zeit über nicht einen gescheuten Gedanken gehabt, lauter kritische Späne. Der einzige Spaß ist, wenn ich mir vorstelle, wie Fichte sich ärgern, mich noch tiefer verachten wird, und A. W. Schlegel die Nase rümpfen, daß es nichts weiter ist als das, und daß auch gar kein Schellingianismus darin vorkommt, und die alten Herren sich wundern, wie ich ein so nüchterner und gründlicher Kritiker geworden, und abwarten, ob ich eine solche Verwandlung überleben werde. Indes sollen sie bald wieder sehen, daß ich noch der alte Mystiker bin. Große Briefe an Friedrich und Dorothea liegen angefangen; Gott weiß, wann sie fertig werden. An die E. und

W. schriebe ich auch gerne; ich sehe keine Zeit. Die Wasser schlagen über meinem Haupt zusammen, würde König David sagen. Kennst Du die Empfindung, wenn man unter dem Wasser nicht Atem holen kann? es ist recht akkurat so.

Morgen und übermorgen werde ich noch dazu müssen in Gesellschaft gehen. Seit Dienstag bin ich ganz ruhig zu Hause gewesen, alleiner als Du, ach viel alleiner! Sei gut und ruhig und kräftig und schreibe mir ja, so viel als Du kannst.

Stolpe, den 21. Juni 1803

Du mußt sobald als möglich suchen Deinem Leben einen bestimmten Charakter zu geben, und zwar nicht einen bloß spekulativen, wie Dein Griechisch und alles Wissenschaftliche, sondern einen recht praktischen. Du mußt Dir bestimmte Zwecke vorsetzen und einen bestimmten Wirkungskreis. So weit hatte ich es wirklich gebracht, als ich in Berlin war. Ich wußte genau, was ich allen Menschen sein wollte, mit denen ich lebte, und ich habe einen großen Teil davon wirklich erreicht. Nur muß keine Art von Despotismus dabei sein, wozu Du einige Anlage hast, sondern, was Du den Menschen sein willst, muß ganz nach ihrem Sinn sein; nämlich nach ihrem besten Sinne, mit und für sich selbst.

Was Deine Anlage zum Despotismus betrifft, so habe ich noch heute in meinem alten Gedankenbuch folgendes darüber gefunden: „Das Menschen hüten und regieren wollen, ist doch ein gar tiefer und eingewurzelter Fehler. Ich habe ihn noch neulich wieder bei Jette bemerkt und sie sah nicht einmal das Unrecht davon ein. Davon bin ich nun ganz bestimmt frei." Ich weiß jetzt die Gelegenheit nicht mehr, gewiß aber habe

ich, wenn auch nicht gleich so doch später, mit Dir darüber geredet. — Mein schlechtes Hauswesen wird mir von Tag zu Tag unausstehlicher, und ich wollte nur, ich hätte Geld genug, um meine älteste Halbschwester herkommen zu lassen.

Mache doch, daß Du im Griechischen bald einmal Platons Gastmahl lieseſt, ich habe es vor einigen Tagen wieder gelesen und es hat mich aufs neue erstaunlich affiziert, ohnerachtet der ketzerische Friedrich es nicht für platonisch halten will. Mit dem Beweise, den Du aus Deinem Journal führen willst gegen Dein Schreiben, lache ich Dich sehr aus. Wenn er bündig sein soll, muß das Journal ganz vortrefflich sein. Denn sieh nur, liebe Jette, ich will ja, daß durch das Schreiben etwas in Dir werden soll, und nur, wenn Du schon vortrefflich schriebest, könnte ich davon abstehen. Glaube mir nur und folge hübsch. Was Du schreibst, muß aber so subjektiv als möglich sein; immer Darstellung Deiner Ansicht und Empfindungen. Wenigstens ist dies die Haupttendenz, wenn Du auch zur Uebung beim Objektiven anfängst.

Spalding wird mir durch jeden Brief lieber; er hofft Dich diesen Sommer von Zeit zu Zeit in Charlottenburg zu sehen; mache doch, daß es, was Dich betrifft, geschehe.

Stolpe, den 9. Juli 1803

Was aus meinem Aufenthalt in Stolpemünde und meinem Baden werden wird, weiß ich noch nicht, ich leide seit gewiß zwei Monaten an anhaltenden Brustschmerzen, so daß ich am Ende doch einen Arzt habe fragen müssen. Fürs erste hat er mir eine spanische Fliege verordnet; er hat, wenn das nicht

hülfe, von fixer Luft gesprochen und ich schließe daraus, daß er auch einen Ansatz zu einer Lungensucht vermutet, wie ich. Wenn es doch wahr wäre! Aber ich will mir noch nicht damit schmeicheln, denn von Husten ist noch keine Spur und das erhält mir noch immer den Verdacht, daß das Uebel anderswo seinen Sitz hat, als in der Lunge. — Bist Du böse, daß ich mit Vergnügen an die Schwindsucht denke? Sei es immer nicht. Es ist wahrlich kein Mangel an Liebe dabei, sondern nur das tiefe Gefühl, daß ich bei meiner Natur hier wirklich verkommen muß, und ich glaube, es würde Dich und alle meine Freunde mehr schmerzen, wenn ich mich überlebte, als wenn ich stürbe. Könnte ich bei Dir leben oder sonst nur so, daß es meinem Geiste nicht an Nahrung fehlte, so wollte ich das Leben gern ertragen. Sieh nur, wie ewig ich nun an der Kritik kaue aus reiner innerer Unfähigkeit, und es kommt mir doch vor, als ob sie mit jedem Bogen schlechter würde: ist es nicht ganz unerträglich? Wenn ich nun gar etwas weniger Wissenschaftliches ausführen sollte, wozu mehr inneres Leben gehört, das würde schön werden.

Stolpe, den 2. August 1803

Heute will ich den Beschluß der Kritik zu Ende schreiben; aber es ist mir ein großes Unglück damit begegnet, was ich gar nicht begreifen kann. Ich habe den Schluß, den ich machen wollte, rein aus den Gedanken verloren und quäle mich seit drei Tagen ihn zu finden, aber vergeblich, und so werde ich den Lesern ewig etwas schuldig bleiben, und das Ende wird des Ganzen nicht wert sein. Wie ist es aber möglich, daß man einen Gedanken verlieren kann, der gar nicht mehr einzeln für

sich dasteht, sondern im notwendigen Zusammenhang mit einem Ganzen? Ist das nicht eine Art von Verrücktheit?

Stolpe, den 7. Dezember 1803

Eine sehr traurige Nachricht habe ich vorigen Posttag bekommen von einer gefährlichen Krankheit des guten Heindorf. Es ist doch ein ganz eignes Gefühl, liebe Jette, wenn man sich den Tod eines Menschen, den man auch nur einigermaßen liebt, als nahe denkt. Bei genauer Ueberlegung finde ich aber, daß wenig Gemeinschaftliches darin ist in verschiedenen Fällen. Es ist also weder das Sterben überhaupt, noch die Reflexion über einen Verlust die Hauptsache dabei, sondern das meiste ist wohl das Verhältnis, in welchem sich der Mensch bei seinem Tode zur Erreichung seiner Bestimmung befindet. Nach meiner ganzen Ansicht muß mich auch dieses am stärksten affizieren. Denkst Du Dir aber wohl, daß mir dieses eine große Bestärkung gewesen ist in der Idee, die ich seit meinem Geburtstage aufs neue lebhaft gefaßt habe, daß ich nämlich sterben will, wenn der Platon vollendet ist? Denn dies ist eine übernommene Schuld, die ich erst abtragen muß. Nicht etwa, als ob ich die traurige Anmaßung hätte, daß ich fertig wäre, sondern die viel traurigere Ueberzeugung, daß ich in dem Zustand, in den ich nun versunken bin, nicht fertiger werden kann. Wenn also ihr alle, die ihr mich liebt, das Sterben aus meinem Gesichtspunkt ansehet — und mein Sterben solltet ihr wenigstens so ansehen —, so könnte es euch keine sonderlich trübe Empfindung machen, sondern es müßte euch ganz in der Ordnung recht und billig vorkommen. Denn über nichts muß man einen Menschen doch so bedauern als über das vergebliche Existieren,

und wer nicht mehr wird, sondern versteinert ist zum Bleiben was er ist, der existiert doch wirklich vergeblich, nicht nur für sich, sondern auch für Andre.

Stolpe, den 17. Dezember 1803

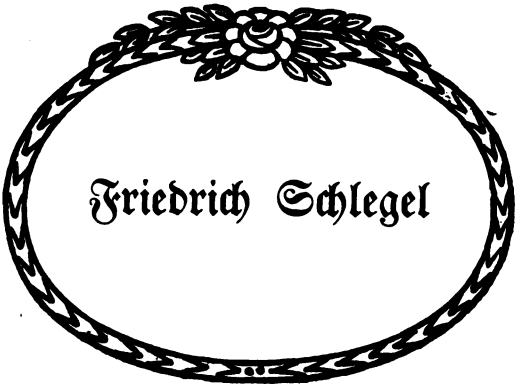
In unserer Lebenstheorie sind wir entweder nicht einig, oder wir verstehen uns nicht. Ich meines Teils halte wenig auf das Nützliche. Wenn man das Leben nur für das nimmt, was der Mensch in der großen Masse und auf sie wirkt, so ist es in der Tat nicht der Mühe wert. In diesem Sinn aber möchte auch zwischen Deinem Leben und dem meinigen wenig Unterschied sein; sie sind eben beide unbedeutend. Ich nehme aber die menschliche Natur als eine notwendige Stufe des geistigen Lebens, die eben dasein muß, und von dieser Seite betrachtet ist kein Mensch unbedeutend, der etwas Eigentümliches hat, der die menschliche Natur von einer eigenen Seite darstellt. Dergleichen Individuen sind wir nun beide, Du und ich. Du wirst nicht so bescheiden sein zu behaupten, daß Du bloße Masse wärest und kein eigenes Wesen, und ich will auch keine Umstände damit machen. Allein jedes Leben ist ein beständiges Werden; es soll kein Stillstand darin sein, es soll weiter kommen und in ununterbrochener Entwicklung fortschreiten. In dieser eigentlichen Bestimmung nun bist Du gar nicht gehemmt; Du hast dazu alle Mittel, die Du immer hattest, und vielleicht einige Hindernisse weniger. Ich habe das große Spiel gespielt, viel zu gewinnen oder alles zu verlieren, und habe verloren; was bleibt mir übrig! Daß Du mir sagst, ich kann noch nützen, ist mir nichts, rein nichts. Kannst Du mich überzeugen, ich könnte noch etwas werden,

so will ich gewiß nicht sterben. Indes ist es mit dem Nützen auch eine mißliche Sache. Du siehst ja, wie die Menschen sich gegen alles verwahren oder alles von sich stoßen, was ich tue. Dies macht mich, wie Du weißt, nicht irre und verbittert mir das Leben nicht, aber es kann doch auch nicht helfen, daß ich auf meinen Nutzen ein großes Gewicht legen sollte.

Halle, den 15. November 1804

Ich kann Dich nicht herzlich und wiederholt genug bitten, meine liebe einzige Jette, doch nicht so viel in die Zukunft hineinzusehen. Du mußt Dir ja bewußt sein mit Deiner Kraft, daß Du jeden Moment für sich sehr gut ertragen und beherrschen könntest, wenn Dich nicht der Blick auf die künftigen niederdrückte. Dein Leiden entsteht also bloß dadurch, daß Du Dir die Schwierigkeiten kondensierst. Man kann durch eine Fensterscheibe sehr gut durchsehen, aber durch zehn hintereinander nicht mehr. Ist deswegen jede einzelne undurchsichtig? oder hat man je durch mehr als eine auf einmal zu sehen? Doppelte macht man ja nur, um sich zu wärmen; so ist es mit dem Leben gerade! Man hat ja nur einen Moment zu leben. Isoliere Dir den immer, so wirst Du vortrefflich hindurchsehen, und wenn Du Dir doppelte machst, willkürlich, so sei es nur, um Dich zu wärmen, an sonnigen Aussichten auf Rügen.

Alle meine Freunde mögen manchmal gerne ein bißchen Rat haben; aber so, daß ich ihnen zum Trost gereichen kann, das mag ich recht gern. Wenn ich in meiner eignen Sache auch keinen von euch verlange, so gebt ihr ihn mir schon eben dadurch, daß ihr mein seid.


Friedrich Schlegel

Friedrich Schlegel kennen wir schon aus den Briefen der beiden vorhergehenden Kapitel, vgl. S. 63 ff. Geboren am 10. März 1772 in Hannover, war dieser hochbegabte Unruhegeist aus einer ziemlich wilden Jugend durch seinen Bruder August Wilhelm gerettet worden; diesem blieb er zeitlebens in rührender Eintracht verbunden. Juli 1797 kam er, 25 Jahre alt und schon als Schriftsteller berühmt, nach Berlin, ein Bahnbrecher der geistigen Richtung, die wir heute die „romantische Schule" nennen. Schleiermacher ging in ihm und durch ihn eine neue Welt auf. Schlegels Einfluß auf ihn war größer als sein Einfluß auf Schlegel, konnte aber nur einen Durchgangspunkt für seine Entwicklung bedeuten. Schlegel hat ihn zum Schriftsteller gemacht. „Das ist sein Hauptfehler," schreibt Friedrich über Schleiermacher an Wilhelm, „daß er kein rechtes Interesse hat etwas zu machen, obgleich er es kann. Ich treibe und martere ihn alle Tage, wo ich ihn sehe." Mit den beiden Brüdern arbeitete Schleiermacher an der Zeitschrift „Athenäum" und führte, als sie von Berlin weg waren, für sie die Redaktionsgeschäfte. Seine Emancipation von Friedrich Schlegel fällt in die Zeit seiner Uebersiedelung nach Pommern. Schlegel gewann an Dorothea Veit, der Frau des Bankiers Veit und Mutter des Malers Philipp Veit, eine Geliebte und Lebensgefährtin; unter ihrem Stern ist sein freilich ebenso ethisch wie ästhetisch verfehlter Roman „Lucinde" entstanden. Dem Werke des Freundes kam Schleiermacher mit seinen „Briefen über Lucinde" zu Hilfe. Dorothea ließ sich von ihrem Manne scheiden, folgte Friedrich nach Jena und Paris, wurde dort 1804 protestantisch getauft und mit Friedrich getraut. 1808 traten beide in Köln zur katholischen Kirche über. Danach stand Friedrich im Dienst der Wiener Regierung und starb am 12. Januar 1829 in Dresden.

Die zwischen Beiden gewechselten Briefe handeln nach ihrem soliden Grundstock von der Platoübersetzung, die sie zusammen unternahmen. Hier folgen nur solche Stücke, die von Friedrichs Person und den anderen Menschen dieses Kreises, von ihrer Denkweise und Lebenshaltung eine Ahnung vermitteln.

Vgl. Friedrich Schlegel, Fragmente, Jena 1904, und Ricarda Huch, Blütezeit der Romantik, 2. Auflage, Leipzig 1901.

Von Auguſt Wilhelm Schlegel

Jena, den 22. Januar 1798

Ihr Brief würde mir eine ganz reine Freude gemacht haben, wenn er mir nicht ſehr lebhaft die Beſorgnis erregt hätte, daß Sie meinen Bruder ungebührlich verwöhnen. Wie könnte es ihm ſonſt einfallen, eine weit geiſtreichere Feder wie die ſeinige ſich auf dieſe Art dienſtbar zu machen?

Daß er Sie Fragmente ſuchen läßt, iſt ebenfalls die verkehrte Welt. Sie könnten gewiß mit weit geringerer Mühe und Zeitverluſt unſre Anfangsſymphonie von Fragmenten durch weit ſchönere bereichern. Aber dieſe Anmutung iſt ganz im Charakter eines Menſchen, der unaufhörlich ſeine inneren Reichtümer in allerlei Ungeſtalten von ſich gibt und doch einen auf der Treppe verlornen Gedanken mit unſäglichem Kummer wie eine Stecknadel ſuchte. Mit den Reichtümern iſt es auch ſo ſo; erſt hatte er ihrer ganz unendlich viele; ſechs, ſieben, acht Bogen voll konnte er geben. Nun da ich doch wenigſtens einen Bogen voll geliefert, hofft er mit Mühe und Not vier bis fünf Bogen zuſtande zu bringen, und ich fürchte, da wird noch viel heruntergedungen werden. Daß der junge Mann doch gemerkt, daß das Myſtifizieren gegen ihn gerichtet iſt, das nenne ich wirklich ungemein geſcheit von ihm. Er iſt überhaupt, was der alte Nicolai von mir rühmt, „ein Jüngling von herrlichen Anlagen," und wenn Sie ſich mit ſeiner Erziehung bemühen wollen, kann noch etwas aus ihm werden. Die Art, wie Sie mir ſeine Arbeit an Wilhelm Meiſter ſchildern, überzeugt mich, daß er noch ganz der alte geblieben iſt. Walten Sie ja ein wenig über der Chronologie ſeiner Arbeiten — erſchöpfen und ergründen läßt ſich ja doch in der Welt einmal nichts, und wenn man ihn

ſich ſelbſt überläßt, ſo wühlt er ſich wie ein Maulwurf immer tiefer ein — man kann nicht wiſſen, wann er etwas zu Tage fördern wird, ja er kommt vielleicht einmal unvermutet bei den Antipoden wieder zum Vorſchein.

Ich kann Ihnen meinen Verdacht nicht bergen, daß Sie an der Abgeneigtheit meines Bruders Berlin zu verlaſſen große Schuld haben. Ich freue mich von ganzem Herzen darauf, Rache an Ihnen zu nehmen, wenn ich hinkomme. Auch habe ich darüber ein Hühnchen mit Ihnen zu pflücken, daß Sie meinen Bruder ſchlechthin Schlegel nennen und mich dadurch für null und nichtig erklären, ſo viel an Ihnen iſt. Wenn einer von uns Schlegel iſt, ſo bin ich es doch wohl und er iſt Friedrich Schlegel — ich will mir aber auch allenfalls das A. W. gefallen laſſen. Der ältere bin ich zwar urſprünglich nicht, aber der rauhe Eſau hat mir, dem ſanfteren Jakob, die Erſtgeburt für ein Linſengericht verkauft.

Von Friedrich Schlegel

Dresden, den 3. Juli 1798

Da ich geſtern die eigentlich Dir beſtimmte Zeit durch einen Zufall verloren und jetzt nur noch eine halbe Stunde Zeit habe, ſo will ich mich bloß an Fakta halten und die Myſterien auf das nächſte Mal verſparen. Ich werde Dir permanent ſchreiben wie der Veit, und ich rechne auch darauf, daß Ihr Euch gegenſeitig das Gemeinſame mitteilt.

Wilhelm hat zu tun, und iſt sub rosa Profeſſor geworden, und für Karoline iſt das erſte Stück zu klein geweſen, um ihr einen recht entſchiedenen Eindruck zu geben. Sie gibt indeſſen doch zu, daß Goethe kein ganzer Menſch ſey; daß er

aber, wie ich behaupte, teils ein Gott, teils ein Marmor ist, will sie nicht zugeben. So stehts mit ihr und ihre Absicht ist auch noch dieselbe.

Schreib mir recht genau über Deine Reise nach Landsberg, was die Herz macht, und was irgend interessant ist.

Der Wilhelm hat so eine unruhige hastige Art, die ich ihm noch abgewöhnen muß. Sein Arbeiten ist zugleich das Arbeiten des Arbeitens. Aber einige sind doch hier, mit denen ich symfaullenzen d. h. synexistieren kann: meine Schwester und ihr drolliges Kind.

Dies sind nun also die Fakta, die Mysterien kommen nach. Lebe wohl.

Von Friedrich

Ohne Datum

Hardenberg ist einige Tage bei uns gewesen, und dies ist die Ursache, warum ich Dir erst da es Zeit ist schreibe. Er hat sich merklich geändert, sein Gesicht selbst ist länger geworden und windet sich gleichsam von dem Lager des Irdischen empor wie die Braut zu Korinth. Dabei hat er ganz die Augen eines Geisterssehers, die farblos geradeaus leuchten. Er sucht auch auf dem chemischen Wege ein Medikament gegen die Körperlichkeit (mittelst der Ekstase), die er denn doch für eine Sommersprosse in dem schönen Geheimnis der geistigen Berührung hält. Ich werde mich aus maieutischer Machtvollkommenheit mit ihm in eine absolute Korrespondenz setzen über den Galvanismus des Geistes, eine seiner Lieblingsideen. Ich werde ganz bescheiden auftreten, nur als Prophet; er selbst wird den Zauberer vorzustellen die Ehre haben. Wie

nun seine Theorie der Zauberei, jener Galvanismus des Geistes und das Geheimnis der Berührung sich in seinem Geiste berühren, galvanisieren und bezaubern, das ist mir selbst noch ziemlich geheim. Unterdessen ist der Galvanismus des innern Menschen für mich, wie Kant sagen würde, ein artiger Gedanke, und das übrige hoffe ich — um doch auch wie Lafontaine zu jeanpaulrichterisieren — durch die sokratische Tortur zu erfahren.

Schellings Weltseele und Uebersichten habe ich gelesen. Er wird Leibniz im Vortrage immer ähnlicher. In der Weltseele ist schon eine göttliche Nachlässigkeit und die gelegenheitlichen Ursachen herrschen immer mehr in seiner praktischen Literatur. Uebrigens scheint mir seine Philosophie ganz stiroxidiert, und ich fürchte die Schwindsucht nicht bloß, ich sehe sie schon kommen. Seine sogenannte Energie ist ganz wie die blühende Farbe solcher Patienten. Schon ist nichts Lebendiges für ihn als Plus und Minus.

Er ist auch Professor in Jena. Wilhelm desgleichen. Nun wird also mit einem Mal die Aesthetik und die Physik in Gesang verwandelt. Mit mir hat es noch Zeit. Vielleicht kommt in zehn Jahren oder so die Reihe an die Mathematik. Dann mögen sie mich nehmen. Ich habe große Lust, den Euklides singbar zu machen. Goethe ist wirklicher Minister, und da er bisher nur die Exzellenz war, so hat er sie nun auch.

Von Friedrich

Ohne Datum

Es ist mein höchster literarischer Wunsch, eine Moral zu stiften, und im Athenäum durch die Essays und auch sonst

für diesen großen Zweck zu präludieren. Aber ich glaube nicht, daß ich kann ohne Dich; es ist weniger Deine Arbeit, deren ich bedarf, als Deiner Befruchtung und auch Deiner Berichtigung. Denn ich kann dieser sehr bedürfen, da ich der Poesie in allen Sackgäßchen des Universums nachlaufen muß, und Fichte nicht so verachten darf, wie Du auf Deinem Standpunkt mußt. Du mußt es, und zwar kann diese sehr begeisterte Verachtung nur absolut sein; auch muß sie grader sprechen, da die Verachtung des ganzen Menschen nur im Hintergrunde lächeln darf; doch wünsche ich sie so leise, so ruhig und so ironisch, als eine absolute Verachtung sein kann. Dies betrifft nur die Form. Du mußt mich dagegen in der Mitte der Menschheit selbst festhalten, dadurch daß Du Dich aus Deiner Harmonie erhebst und Dich herabläßt aufzustehn. Der Winter, wo ich von dem, was wir Welt nennen, schon freier zu sein hoffe, muß viel Früchte tragen. Ich gestehe Dir, daß alles, was Du mir bist, durch diese Teilnahme für mich verdoppelt werden wird.

Jacobi will hervortreten und die neusten Philosophen warnen, daß sie doch nicht statt des Bissens das Messer verschlucken möchten.

Von Friedrich

Ohne Datum

Daß Hardenberg sich selbst tötet, glaube ich nur darum nicht, weil er es bestimmt will, und es für den Anfang aller Philosophie hält. Bei dem Galvanism des Geistes kommt es natürlich nur darauf an zu finden, was Nerv und Muskel im Gemüt ist. Du würdest Hardenberg sehr wohl tun, und

ich fühle Deine Wehmut sehr gut. Was mich betrifft, so habe ichs schon sehr lange nur mit seinem Geist zu tun, in den sich vielleicht keiner so finden kann wie ich, und das scheint er auch zu wissen. Uebrigens sehe ich ganz hartherzig zu. Das ist meine Treue gegen das Universum, in das ich knollig verliebt, ja vernarrt bin. Du hältst doch auch noch etwas auf dasselbe, und darin laß uns immer fraternisieren.

Von Friedrich

Ohne Datum

Es ist ein elegischer Ton in Deinem Briefe, liebster Freund, der mich ansteckt. An Deinem Rückblick auf das erste Jahr unsrer Freundschaft habe ich mich sehr geweidet und ihn begleitet. Es ist vieles in Deinem Briefe zu schön, als daß ichs beantworten könnte. Auch fürchte ich mich in das Dithyrambische zu fallen. Das ist nun einmal mein Dialekt der Liebe und Freundschaft.

Von Friedrich

Ohne Datum

In der Tat habe ich unter andern Geheimnissen auch das von Dir gelernt, daß die Freundschaft und die Liebe schwesterliche Künste sind, wie Musik und Poesie. Nun wir wollen viel zusammen musizieren und poetisieren diesen Winter; wir wollen fleißig sein, aber vor allen Dingen nach dem Reich Gottes trachten, und nicht sorgen, ob das Athenäum vier oder sechs Stücke jährlich hat, so nur jedes so pfündig ist, wie

dieſe beiden, und ſo wir nur Lebensmittel genug haben, wie ſich bei einiger Oekonomie wohl finden wird.

Von Friedrich

Dresden, Auguſt 1798

Es iſt endlich Zeit, daß ich Dir einmal wieder einige vernünftige Zeilen ſchreibe. Und heute kann ich mir ſchon ein außerordentliches Vergnügen verſtatten, da ich mit dem Briefe über die Philoſophie fertig bin. Etwas ſo Populäres habe ich noch nie geſchrieben, und Karoline meint, Wilhelm könne in ſeinem ganzen Vermögen nicht ſoviel Heiligkeit und Innigkeit auftreiben. Er hat aber darauf gedroht, wenn wir ihn lange ſchören, ſo würde er ſich noch auf die Religion legen!

Schön iſts, daß Du einige Fragmente gelegt haſt, und eben ſo ſchön, daß Du endlich zu Deinen vielen Gedanken auch eine Schachtel haſt. Ich glaube, daß dieſe Begebenheit für Deine Schriftſtellerei und für Deine ganze äußre Exiſtenz Epoche machen wird. Denn zu allen Analogis von Gedanken fehlte es Dir doch eigentlich an nichts als an einer Schachtel, wo Dir etwas fehlt. Wir wollen unſre Eier in guter Ruhe wie gute Hennen mit einander verzehren. Ich habe freilich nicht viel gelegt, wenigſtens nicht viel Fragmente.

Friedrich Schlegel an Henriette Herz

Dresden, den 24. Auguſt 1798

Noch ſage ich den herzlichſten Dank dafür, daß Sie Schleiermacher eine Gedankenſchachtel geſchenkt haben. Sie ſchenken

mir dabei eigentlich noch mehr als ihm selbst. Er profitiert bloß die Schachtel und hätte die Gedanken sonst doch gehabt und für sich behalten. Das wird ihm nun gelegt und er muß wöchentlich seine Zahl Eier auf dem Herrengute abliefern.

Von Friedrich

Dresden, August 1798

Meine Satanisken über die Herz und Dich hast Du sehr schön erwidert. Es lag nichts dabei zum Grunde als folgendes. Dein eigentlicher Beruf ist die Freundschaft, und was für uns andere Beruf ist, Amt oder literarischer Cynism, ist für Dich nur Element, in dem Du Dich leicht bewegst. Wenn ich Dir noch durch etwas andres wohlgetan habe, als durch meine Existenz und mein unersättliches Bedürfnis Deiner Freundschaft, so war es vielleicht durch den Sinn für die Freundschaft und ihre Mysterien überhaupt, durch meine Philosophie der Freundschaft, die mich Deinen Wert nicht bloß fühlen, sondern auch *verstehen* lehrte. Aber ich halte Freundschaft und Liebe nicht bloß so für Schwesterkünste, daß Zwei sie, jeder eine für sich, neben einander treiben sollten, wo dann etwa erst vier Stück Personen einen ganzen Menschen ausmachen würden. Sondern Jeder sollte sie selbst beide treiben, und gleich ganz sein. Ich habe oft mit Sorge daran gedacht, welch ein Phönix eine Frau sein müßte, die für Deine Liebe eben recht wäre, und ich bin von der Notwendigkeit, Musik und Poesie zu verbinden, so überzeugt, daß ich nicht umhin kann zu *wünschen*, obgleich es eigentlich wenn Du willst ein Frevel ist, nicht mit Deiner bloßen Existenz zufrieden zu sein, und auch noch um Deine Wohlexistenz sorgen zu wollen.

Vielleicht wird die Liebe Dir nur Element und Supplement sein; aber auch so ist ein Phönix nötig. Eine, die in dem, was vom äußern Glanz und Zier schön ist, Deine Ergänzung sein kann, findest Du leicht. Du hast eine Freundin gefunden, die durch ihren Sinn für Deine Tiefe Dich ans Licht lockt, oder wie Dus nennst herausarbeitet, denn dazu hat die Herz wohl so viel gewirkt als ich. Aber es müßte doch Liebe sein, und diese *sie* müßte noch eine Eigenschaft haben, die ich nicht zu nennen weiß, obwohl ich sie als *eine* fühle und bestimmt weiß. Sonst wäre sie Deiner nicht wert.

Von Friedrich

Berlin, Ende Juni 1799

Hier ist auch meine Notiz, und ich wünsche, daß sie Dir ebenso recht sein möge, wie mir der Schluß der fünften Rede gefallen hat.

Nun laß uns vor jetzt lieber nicht wieder davon reden; denn Du hast mir das Licht, das ich sonst gern von Dir über Dich wünschte, auf eine so unfreundliche Weise gegeben daß ich es lieber nicht wieder verlangen will. Es fruchtet auch wenig, denn ich kann nun einmal nicht so vorsichtig reden, und wenn nur eine Möglichkeit bleibt, meine Rede in einem gemeinen Sinn zu nehmen, so ergreifst Du sie unfehlbar. Das schadet denn weiter nichts, als daß wir in unserem verschiedenen Sprachgebrauch nebeneinander wegreden, wie den letzten Abend. Nur erinnert mich die Gefühllosigkeit, mit der Du es tust, natürlicherweise an die Art, wie Du überhaupt meine Freundschaft mißhandelt hast, und diese Erinnerung möchte ich nicht gern wieder anregen. Da es

aber doch einmal geschehen ist, so ergreife ich die Gelegenheit, Dir das Lebewohl zu sagen, was mir seit Monaten auf den Lippen schwebt.

Es wäre gut, wenn Du etwas dabei fühltest; denn es könnte Dich veranlassen, wenigstens ein einzigesmal eine Ausnahme von Deiner Exegese zu machen und es allenfalls, wenn es Dein Verstand zuläßt, als Hypothese zu denken, daß Du mich vielleicht von Anfang bis zu Ende durchaus nicht verstanden hättest. Und so bliebe wenigstens die Hoffnung, daß wir uns in künftigen Zeiten einmal verstehen lernten. Und ohne einen Schimmer dieser Hoffnung würde es mir an Mut fehlen, jenes Lebewohl zu sagen. Beantworte es nicht.

Von Friedrich

Ohne Datum

Vielleicht beziehst Du, was ich Dir schrieb, zunächst auf etwas, womit es nichts zu tun hat. Dorothea hat Dir gesagt, ich hätte gemeint, eine Stelle in Deinen Reden sei gegen mich. Darin hat sie aber geirrt. Ich glaubte freilich nach den Worten, mit denen Du mir den Schluß ankündigtest, das sei der Fall, wenn es auch nicht Deine Absicht war. Aber ich finde das nun nicht, vielmehr ist mir der Schluß aus dem innersten Gemüt geschrieben.

Aber davon war und ist gar nicht die Rede. Es ward mir nur bei der Gelegenheit wieder etwas klar, wie exoterisch Du mit mir umgehst, und die Manier Deines letzten Gesprächs reizte dann vollends das ans Licht, was viel früher und tiefer ist.

Welches Mißverständnis das größte ist, weiß ich nicht, strebe auch jetzt nicht es zu wissen. Sind sie beide absolut,

so fällt ohnehin die Vergleichung weg. Aber es ist für jetzt unauflösliches Mißgefühl da, und darum ists auch besser wir schweigen, d. h. wir schieben das Reden auf.

Von Friedrich

Jena, den 20. September 1799

Wenn Du Veranlassung fändest, etwas über die sogenannte Moralität der Lucinde zu sagen, das sollte mir sehr lieb sein; teils der Lucinde wegen, teils an sich, würde es mich sehr interessieren zu sehen und meine Freude daran zu haben, wie Du etwas dergleichen angreifen würdest.

Karoline ist erst jetzt dazu gekommen, Deine Reden zu lesen, da das Haus bis jetzt nicht leer von Menschen war und sie die Wirtin sehr treulich macht. Sie hat sie aber auch mit sehr großem Interesse in einem Strich zu Ende gelesen, und findet, daß es ein gewaltiges Buch ist. Die Religion und das Universum läßt sie sich gar sehr gefallen, auch wohl die Vermittlung; aber von der Mitteilung der Religion will sie nichts wissen, und von da an nimmt sie eine retrograde Stellung an.

Von Friedrich

Jena, September 1799

Lieber Freund, wie wunderlich hast Du das aufgenommen, was ich Dir letzthin geschrieben; als ob ich fordern könnte, Du solltest die Ideen verstehen, oder unzufrieden darüber sei, daß Du sie nicht verstanden. Es ist mir ja eben nichts verhaßter als dieses ganze Verstandes- und Mißverstandes-Wesen

und -Unweſen. Ich freue mich herzlich, wenn irgend einer, den ich liebe oder achte, einigermaßen ahndet, was ich will, oder ſieht, was ich bin. Du kannſt leicht denken, ob ich in dem Falle bin, dieſe Freude oft erwarten zu können. Ich erwarte es nie, und nehme es eben als eine Gabe des Himmels an, wenn die Liebe einem einmal das Verſtändnis öffnet. Aber eins erwarte ich von jedem Freunde, weil ich es erwarten *will*, daß, was mit Liebe und Freude in beſcheidner Hoffnung dargeboten wird, auch entweder gar nicht, oder in demſelben Geiſte und nicht im entgegengeſetzten angenommen wird.

Geben Dir meine Schriften nur Anlaß, Dich mit einem hohlen Geſpenſt von Verſtehen und Nichtverſtehen herumzuſchlagen, ſo lege ſie noch beiſeite. Oder mache es mit allen, wie Du es, glaube ich, mit der Lucinde gemacht haſt; freue Dich an dem, was nach Deinem Sinn iſt, und laß das übrige fallen.

Das Gerede darüber kann aber gewiß wenig fruchten, geſchweige denn gar über andere zartere Verhältniſſe. Oder glaubſt Du, daß zerriſſne Blumen durch Dialektik wieder wachſen?

Von Friedrich

Ohne Datum

Ich ward das letzte Mal eben unterbrochen, liebſter Freund, als ich Dir noch einige Nachrichten von den Effekten Deiner Reden geben wollte.

Goethe hat ſich mein prächtiges Exemplar geben laſſen, und konnte nach dem erſten begierigen Leſen von zwei oder drei Reden gegen Wilhelm die Bildung und die Vielſeitigkeit dieſer Erſcheinung nicht genug rühmen. Je nachläſſiger indeſſen

der Styl und je chriſtlicher die Religion wurde, je mehr verwandelte ſich dieſer Effekt in ſein Gegenteil, und zuletzt endigte das Ganze in einer geſunden und fröhlichen Abneigung. Alſo ein neuer Beleg für die innere Duplizität dieſes Mittels.

Hardenberg hat Dich mit dem höchſten Intereſſe ſtudiert und iſt ganz eingenommen, durchdrungen, begeiſtert und entzündet. Er behauptet nichts an Dir tadeln zu können, und inſofern einig mit Dir zu ſein. Doch damit wird es nun wohl ſo ſo ſtehen. Er hat mir einen Aufſatz über Katholizismus verheißen, auch will er über Dein Buch mir etwas aufſchreiben. Ich verſpare alſo das übrige bis dahin, da ich ihn ohnehin nur einen halben Tag geſehen und nichts gründlich mit ihm habe durchſprechen können.

Schelling geht es mit Deinen Reden faſt wie Fichten. Jedoch hatte er Hochachtung, und ſagte mir, wenn Du nun etwa noch etwas des Inhalts oder der Art ſchriebſt, oder auch etwas zur Verteidigung der jetzigen Schrift, ſo wolle er dann damit anfangen, und hernach auch die jetzige Schrift gründlich ſtudieren, die ihm wie Fichten ſehr ſchwer zu leſen und zu verſtehn wird. Er iſt ungefähr ebenſo weit darin gekommen wie Fichte.

Von Dorothea

Jena, den 11. Oktober 1799

Ungeheuer aber iſt es, daß Goethe hier iſt, und ich ihn wohl nicht ſehen werde. Denn man ſcheut ſich ihn einzuladen, weil er wie billig das Beſehen haßt, und er geht zu niemandem als zu Schiller, obgleich Schlegels und Schelling ihn täglich auf ſeiner alten Burg beſuchen, in der er hauſt. Bis

die andre Woche bleibt er nur hier. Zu Schiller geht man nicht; also, ich werde in Rom gewesen sein, ohne dem Papst den Pantoffel geküßt zu haben. Es ist unrecht, und was noch mehr ist, dumm, und was noch mehr ist, lächerlich. Aber man kann mir nicht helfen.

Mit Friedrich, der mir immer lieber wird, je mehr ich Andre neben ihm sehe, will es nur nicht so recht fort; das Arbeiten wird ihm immer schwerer, und er dadurch immer betrübter. Ich hüte mich, ihm meine tiefe Besorgnis blicken zu lassen, weil das ihn völlig niederdrücken würde; auch Wilhelms sind mit mir darüber einverstanden, daß man ihn nicht quälen dürfte, und man läßt ihn in Ruhe. Das ist wirklich das Einzige, was man für ihn tun kann, damit er nicht zerstört werde.

Von Dorothea

Jena, den 28. Oktober 1799

Sie haben mir schön geschrieben, lieber Schleyer. Ich war einmal einen Morgen bei Ihnen, wie Friedrich in Dresden war; da waren Sie ungemein gut, und ebenso ist mir Ihr Brief vorgekommen. Lieber Freund, sein Sie gut gegen Friedrich; denn niemand ist so gequält wie er bei seinem Nichtgelingen. Reden kann ich nicht viel darüber; wie es gehen wird, weiß ich auch nicht. Jetzt arbeitet er, wie er sagt, am zweiten Teil der Lucinde; aber er ist nicht so frei, so munter, als er sein sollte. Es ist entsetzlich, daß ihn die Sorgen am Arbeiten verhindern anstatt ihn zu spornen. Noch entsetzlicher ist es, daß die Sachen, die er doch in so kurzer Zeit gemacht hat, nicht so viel eintragen, daß er wieder ruhen und

sammeln könnte. Entsetzlich, daß er von Kunstwerken leben soll, die wie Handwerksarbeit bezahlt werden. Bei alledem habe ich die beste Hoffnung, daß, wenn wir ihm nur noch einige Jahre durchhelfen, so wird es gewiß besser gehen. Die Welt scheint ja wieder von der Sonne beschienen zu werden, die Guten siegen ja wieder. Ich träume mir noch immer, daß Schlegel einmal eine andre Karriere ergreift, als die er jetzt hat. Gibt uns das Schicksal einen Staat, so wird er gewiß auch noch Bürger. Bald, nur bald, lieber Himmel, ehe es für uns zu spät ist! Was in aller Welt sagen Sie nur zum Buonaparte? Darf man wohl dem Glück eines wahrhaft großen Menschen mißtrauen?

Schelling? Ich weiß noch nicht viel von ihm, er spricht wenig; sein Aeußeres ist aber so, wie man es erwartet; durch und durch kräftig, trotzig, roh und edel. Er sollte eigentlich französischer General sein, zum Katheder paßt er wohl nicht so recht, noch weniger glaube ich in der literarischen Welt. Ueberhaupt bin ich der Meinung jetzt: Ihr revolutionären Menschen müßtet erst mit Gut und Blut fechten, dann könntet Ihr um auszuruhen schreiben, wie Götz von Berlichingen seine Lebensgeschichte. Darum gefällt mir auch Benvenuto Cellini so gut. Ich möchte auch gern einmal vom Luther lesen; ich ahnde, daß der eine rechte Aehnlichkeit von den beiden haben muß. Und so sollte es mit Euch nur auch sein. Denn Euer Wesen und Euer Wollen, das paßt zum Literarischen ganz, und zur Kritik und alle dem Zeuge, wie ein Riese in ein Kinderbettchen. Ich sehe es jetzt recht deutlich, daß die, die das Ruder führen, höfliche, kalte, geschmeidige Flachköpfe sind, und Euch nicht brauchen können zu den kleinen Maschinen, die sie für ihre schwächlichen Hände eingerichtet haben. Sie gehen tief gebückt durch die kleine Pforte, und

Ihr wollt gerade aufrecht durch; freilich zerstoßt Ihr Euch die Köpfe.

Nächstens sollen Sie ein herrliches Sonett erhalten, die Frucht einer herrlichen Stunde von Wilhelm und Tieck (Tieck ist aber ein Geheimnis dabei). Ich habe es recht gewünscht, daß Sie hier dabei gewesen wären, um das Sprudeln und das Funkensprühen der beiden Menschen zu sehen. Sie hätten sich gewiß ebenso sehr als ich ergötzt. Ueberhaupt ist Tieck hier eine gute Figur; er nimmt sich sehr brav aus und ist an seiner rechten Stelle.

Ja, lieber Freund, Sie sollten herkommen; wenn es so recht kunterbunt hergeht mit Witz und Philosophie und Kunstgesprächen und Herunterreißen, dann erinnere ich mich sehr lebhaft Ihrer. Sie würden eine rechte Lust haben, und schwerlich würden Sie Zeit genug zu Ihrem mystischen Kugelwerfen nach Tische und zu den gefährlichen äquilibristischen Stuhldrehungen finden; denn sagen Sie, was Sie wollen, das waren doch nur immer Zeitverkürzungen, wenn sie gar zu lang werden wollte.

Von Dorothea

Jena, den 15. November 1799

Hardenberg ist hier auf einige Tage. Sie müssen ihn sehen; denn wenn Sie dreißig Bücher von ihm lesen, verstehen Sie ihn nicht so gut, als wenn Sie einmal Tee mit ihm trinken. Ich rede nur von der reinen Anschauung, zum Gespräch bin ich gar nicht mit ihm gekommen, ich glaube aber, er vermeidet es; er ist so in Tieck, mit Tieck, für Tieck, daß er für nichts anders Raum findet. Enfin, mir hat ers noch nicht angetan. Er sieht aber wie ein Geisterseher aus und hat sein ganz

eignes Wesen für sich allein, das kann man nicht leugnen. Das Christentum ist hier à l'ordre du jour; die Herren sind etwas toll. Tieck treibt die Religion wie Schiller das Schicksal; Hardenberg glaubt, Tieck ist ganz und gar seiner Meinung; ich will aber wetten was einer will, sie verstehen sich selbst nicht, und einander nicht.

Nun hören Sie!

Gestern Mittag bin ich mit Schlegels, Karoline, Schelling, Hardenberg und einem Bruder von ihm, dem Lieutenant Hardenberg, im Paradiese (so heißt ein Spaziergang hier), wer erscheint plötzlich vom Gebirg herab? Kein andrer als die alte göttliche Exzellenz, Goethe selbst. Er sieht die große Gesellschaft, und weicht etwas aus, wir machen ein geschicktes Manöver, die Hälfte der Gesellschaft zieht sich zurück, und Schlegels gehn ihm mit mir grade entgegen. Wilhelm führt mich. Friedrich und der Lieutenant gehen hinterdrein. Wilhelm stellt mich ihm vor, er macht mir ein auszeichnendes Kompliment, dreht ordentlicherweise mit uns um, und geht wieder zurück, und noch einmal herauf mit uns, und ist freundlich und lieblich und ungezwungen und aufmerksam gegen Ihre gehorsame Dienerin. Erst wollte ich nicht sprechen. Da es aber gar nicht zum Gespräch zwischen ihm und Wilhelm kommen wollte, so dachte ich: hol der Teufel die Bescheidenheit, wenn er sich ennuyiert, so habe ich unwiederbringlich verloren! Ich fragte ihn also gleich etwas, über die reißenden Ströme in der Saale, er unterrichtete mich, und so ging es lebhaft weiter. Ich habe mir ihn immer angesehen, und an alle seine Gedichte gedacht; dem Wilhelm Meister sieht er jetzt am ähnlichsten. Sie müßten sich totlachen, wenn Sie hätten sehen können, wie mir zu Mute war, zwischen Goethe und Schlegel zu gehen. Die Wasserprobe des Unmuts habe ich ehmals glücklich

überſtanden, werde ich auch die Feuerprobe des Uebermuts überſtehen? An Friedrich machte er auch ein recht auszeichnendes Geſicht wie er ihn grüßte, das freute mich recht.

Von Friedrich

Ohne Datum

Es iſt nur gut, daß Dorothea auch ein Scherflein beigetragen hat zum Schreiben an Dich. Endlich mußte es doch geſchehn, und hier gehts ziemlich bunt und ſtörend durcheinander — Religion und Holberg, Galvanismus und Poeſie. Du kannſt es leicht denken, was zwei ſolche Feuer und Waſſer ſprudelnde Menſchen wie Hardenberg und Tieck für ein Weſen zuſammen treiben. Auf den erſten haſt Du (nämlich das Du der Reden) eine ungeheure Wirkung gemacht. Er hat uns einen Aufſatz über Chriſtentum vorgeleſen und fürs Athenäum gegeben. Du erhältſt ihn mit nächſtem ſelbſt, und darum ſage ich nichts weiter darüber; ich denke, Du wirſt Dich doch dann und wann faſt ſehr über ſeine Bewunderung verwundern.

Auch chriſtliche Lieder hat er uns geleſen; die ſind nun das göttlichſte, was er je gemacht. Die Poeſie darin hat mit nichts Aehnlichkeit als mit den innigſten und tiefſten unter Goethens früheren kleinen Gedichten. Ich werde ſie Dir auch abſchreiben laſſen und ſchicken (dagegen hoffe ich aber ſtark auf den Brief von Hülſen). Die Ironie dazu iſt, daß Tieck, der kein ſolch Lied herausbringt, wenn er auch Millionen innerliche Burzelbäume ſchlägt, nun auch ſolche Lieder machen wollen ſoll; dann nehmen ſie noch Predigten dazu und laſſens drucken, und Hardenberg denkt Dir das Ganze zu dedizieren.

Da die Menſchen es ſo grimmig trieben mit ihrem Weſen,

ſo hat Schelling dadurch einen neuen Anfall von ſeinem alten Enthuſiasmus für die Irreligion bekommen, worin ich ihn denn aus allen Kräften beſtätigte. Drob hat er ein Epikuriſch Glaubensbekenntnis in Hans Sachs Goethes Manier entworfen, welches Du auch das nächſte Mal haben ſollſt.

Sehr erfreut hat mich das, was Du über Deine Schrift von der Lucinde ſchreibſt. Weil aber jetzt das Aergernis am höchſten geſtiegen iſt, wäre es, glaube ich, jetzt gleich am beſten. Auch ginge mein Wunſch auf etwas Eignes, damit ich Dich ausführlicher zu vernehmen bekäme. Aber ſehr bedenklich macht mich, was Du wegen der Verſchwiegenheit ſchreibſt; die bloße Möglichkeit, daß es ein Dir ſo heiliges Verhältnis verletzen könnte, macht mich faſt meinen Wunſch bereuen. Tieck weiß es noch nicht; ich würde es auch gewiß keinem Berliner anbieten, ſondern etwa Friedrich Bohn in Hamburg, den ich hier habe kennen lernen und der die Lucinde liebt. Aber wie leicht kann doch einer Deine Schreibart erkennen und die Sache ſo verraten werden! Oſtern müßte es erſcheinen, während das Geſchrei noch warm iſt. Ob Du den zweiten Teil erwarten müßteſt, entſcheide ſelbſt. Zur Kunſtbeurteilung wäre es freilich nötig, und doch ſtreng genommen nicht hinreichend, bis ich wenigſtens noch ein Werk der Poeſie von mir gegeben hätte, wo man denn zwei Punkte hätte, aus denen ſich das übrige konſtruieren ließe: denn wenige Fälle und einige beſtimmte Gattungen ausgenommen, wo das abſolute Urteil ſtattfindet, gibts doch kein andres Kunſturteil als das hiſtoriſche. Deine Abſicht ging ja aber von Anfang an auf die Sittlichkeit, und was in dieſer Hinſicht Geiſt der Lucinde iſt, ſcheint mir, ſoweit ich ſelbſt beurteilen kann, im erſten Bändchen ſchon vollſtändig gegeben. Daß das zweite weit weniger und weit gelinderes Aergernis von der

Art geben wird wie das erste, tut nichts zur Sache; im Gegenteil knüpft sich die Polemik wohl am besten daran, wo das Aergernis am größten ist.

Von Friedrich

Jena, den 17. März 1800

Hier steht es schlecht. Karoline hat eine ernsthafte Krankheit, eine Art von Nervenfieber; und wir warten mit Ungeduld, Sehnsucht und Schmerzen seit zwei Posttagen auf das verheißene Geld, ohne daß es kommen will. Doch es wird ja wohl, Karoline besser und wir alle wieder froh werden!

Von Friedrich

Jena, den 21. März 1800

Dein Brief war mir ein wahres Labsal. Es ist fast nötig, daß ein Andrer Freude an mir hat, damit ich sie haben kann, denn hier fehlt es nicht an mancherlei Verdrießlichkeiten.

Von Friedrich

Ohne Datum

Herzliche Freude haben mir Deine Lucindenbriefe gemacht; um so mehr, da ich mich eigentlich mit bestimmteren Divinationen, wie sie sein möchten, bisher nicht in Unkosten gesteckt hatte. Es tut mir unglaublich wohl, mit dieser Tiefe

und mit dieſer Freiheit und Anmut über mein Werk reden zu hören, ich ſehe mit Sehnſucht und Hoffnung der zweiten Epiſtel entgegen, und wünſchte, Du mögeſt das Ganze ſo in einem Guß vollenden können.

Von Dorothea

Jena, den 11. April 1800

Sie behaupten, Sie hätten keinen Reſpekt für meine Gründe, mich nicht taufen und trauen zu laſſen. Wieſo das? Verdiente die Abſicht, wenigſtens noch mittelbar Einfluß auf die Erziehung meiner Kinder zu haben, keine Achtung, ſo weiß ich doch nicht, wodurch ich ſie ſonſt bei Ihnen erhalten könnte, beſonders da ich ein ſolches Glück mir verſage bloß dieſer Abſicht zu gefallen. — Auch mit Ihnen und mit unſeren beſten Freunden würden wir wohl wahrſcheinlich mehr einig werden, wenn es geſchähe; Sie ſind ja alle dafür. Alſo wenn Sie es für Recht und in unſrer Lage für das beſte halten, ſo mag es geſchehen. Aber unter keiner andern Bedingung, als daß Sie beide Handlungen verrichten, weil das allerſtrengſte Geheimnis dabei notwendig iſt, das nur zu ſeiner Zeit offenbar werden muß. Fichte und Alexander Dohna ſehe ich nächſt Ihnen als meine beſten Freunde an, und dieſen beiden mögen Sie alles mitteilen, und mit ihnen überlegen, wie es am beſten zu veranſtalten ſei. Ihr alle würdet Euch doch beſſer in uns finden, wenn wir getraut werden; auch Hardenberg und Charlotte; wer wird nun ſolchen Freunden zuliebe nicht tun, was man auch ſonſt vielleicht nicht getan hätte?

Von Friedrich

Ohne Datum

Hier iſt, was ich neulich vergeſſen habe. Auch noch etwas Neues, worüber Du Dich hoffentlich ergötzen wirſt. Das eine Exemplar iſt für Dich, das andere für Fichte, deſſen Adreſſe weder Schelling noch Wilhelm bis jetzt weiß. Noch habe ich vergeſſen, Dir zu ſchreiben, daß der Druck ſehr bald anfangen wird, und freilich es iſt hohe Zeit. Sei nun aber auch ſo gütig und eile. Der Brief von Karoline iſt ſehr zierlich und lieblich; laß uns nicht lange warten auf das Folgende. Die Genoveva habe ich wieder geleſen und wünſche doch, daß Du ſie bald recht gründlich lieſeſt. Mir iſt das Charakteriſtiſche im Eindruck das Schöne und Liebenswürdige. Sie macht einen ſehr ſanften und zarten Eindruck auf mich. Ad extra iſt wohl die Energie der Leidenſchaft das beſte darin, die den Leuten imponieren muß. — Vom Platon ſchreibe ich auf einem eignen Blatt. Uns gehts hier wie bisher.

Von Dorothea

Jena, den 28. April 1800

Ueber unſre liebſten wichtigſten Angelegenheiten ſchreibe ich Ihnen ein ander Mal. Ihre Gründe gegen die Heimlichkeit ſind triftig; auch war mir dieſe gleich ängſtlich, nur in der Angſt dachte ich ſie mir.

Die Lucindenbriefe, mein guter Freund, ſind echte Briefe, und nehmen Sie dafür mein Lob und meinen Dank. Was noch mehr iſt, ſie ſind weiblich; was noch mehr iſt, mädchenhaft, der von Karoline tranſzendental mädchenhaft.

Von Dorothea

Jena, den 16. Juni 1800

Die Lucindenbriefe habe ich zu mir genommen und muß Ihnen dafür danken. Denn es ist wahr, daß Sie mich manches in der Lucinde haben besser verstehen gelehrt, wenigstens ihm klar und bestimmt seinen Platz angewiesen, wo ich es hinzutun habe; sie sind eine erfrischend gereifte Frucht, aus der Lucindenblüte gesprossen, und Eleonorens Fragmente waren für mich der süße Kern. Mich dünkt, Sie haben so scharfsinnig noch nichts geschrieben, und so leicht und klar; Friedrich rühmte auch die religiöse Gewissenhaftigkeit. Soll ich Ihnen aber ein Geständnis ablegen? Eigentlich dürfte ich gar nicht darüber urteilen, denn ich fühle es deutlich, daß Sie es weit schlechter hätten machen können, und ich hätte mich dennoch damit gefreut: ich fühle es, daß die Absicht mich besticht; jede andere Polemik wäre überflüssig, die Absicht der Briefe ist an sich schon eine fürchterliche Rache, und die Zueignung ist vollends das Flammenschwert, das den Unverständigen am Eingang des Paradieses entgegenblitzt. Dem Himmel sei Dank, daß diese nicht ist weggenommen worden, wie Sie es anfangs willens waren. Sie sehen, wie aufmerksam ich die Briefe studiert habe, und wie sehr sie mich interessieren. Das muß ich Ihnen aber doch sagen, daß sie mir wenigstens so kühn wie die Lucinde selbst zu sein scheinen, und daß sie der Welt hoffentlich mit ihrer Gründlichkeit vollends den Kopf verrücken werden.

Von Friedrich

Ohne Datum

Es ist endlich Zeit, einmal vernünftig an Dich zu schreiben, und überhaupt muß es nun wieder öfter und ordentlicher geschehen, da die Hoffnung, uns zu sehen, für jetzt verschwunden ist. Ich kann mich noch gar nicht darin finden, habe auch keine Lust es zu tun, sondern habe etwas anders ausgedacht, was mir sehr tunlich scheint, und womit ich gleich anfange, denn es liegt mir sehr am Herzen. Du weißt, wir haben auf den Winter ein Logis gemietet; das ist nun geräumig genug für noch einen Freund. Wie herrlich wäre es, wenn Du uns im Herbst besuchtest auf einige Wochen, und wie leicht muß das eigentlich zu machen sein. Die ganze Reise kann Dir nicht über 40 Tlr. kosten; Du bist in drei Tagen hier und in ebensovielen zurück. Die Hauptsache ist, daß wir hier in acht Tagen mehr wirklich beisammen sein können, als in einem halben Jahre zu Berlin, wo die langen Straßen und die breiten Menschen einen so sehr trennen. Danach verlangt mich recht herzlich. Ueberlege Dirs ernstlich; wenn Du nicht schon etwa eine große Reise, etwa nach Preußen, in diesem Jahre machen mußt, wovon ich doch seit langem nichts gehört habe, so kann ja der Urlaub wohl auch keine Schwierigkeiten machen.

Von Friedrich

Ohne Datum

Ich bin sehr begierig, die Annahme unserer Einladung von Dir zu vernehmen. — Habe ich nicht Hoffnung, Dich bald zu sehn, so möchte ich Dir vorschlagen, daß wir uns über den

Plato in regelmäßige Mitteilung ſetzten: denn das iſt doch das wichtigſte, daß wir unſere Anſicht und Denkart zu dem gemeinſamen Werke ſo vollſtändig als möglich mitteilen. Ich würde es in kurzen Sätzen tun mit breitem Rande zu beliebigen Anmerkungen. Bloß kritiſche Gedanken über einzelne Stellen bleiben ausgeſchloſſen und verſpart auf die Ueberſendung von einem überſetzten Dialog: aber über die natürliche Ordnung, die Gattungen und die Echtheit einzelner Geſpräche würde manches vorkommen.

An Friedrich

Berlin, den 11. Juli 1800

Wunderlich biſt Du, daß Du mir ſo viel fremde Reize vorhältſt, um mich zu Euch zu locken! Als ob Ihr nicht tauſend genug wärt. Glaube nur, daß ich gewiß mein beſtes tun werde, um zu kommen, nur daß der verfluchte Kalender erſt fertig werden muß. Adieu, lieber Freund. Die kritiſche Epiſtel über den Platon erwarte ich wirklich nächſtens. Bernhardis grüßen.

[An Dorothea]

Hier, liebe Freundin, iſt endlich das Geld.

Aber wie ich den Friedrich immer wieder aufs neue bewundre über die Unverſtändlichkeit, das kann ich Ihnen gar nicht genug beſchreiben. Wie tummeln ſich alle Arten von Ironie darin, auch die doppelte, und wie zügellos mutwillig iſt das Ganze. Auf das Aergernis freue ich mich unendlich.

An Friedrich

Berlin, den 13. September 1800

Mein Kommen bleibt gewiß, und Eure Freude darauf freut mich herzlich und würde mich dazu bestimmen, wenn ich es nicht schon wäre: nur über die Zeit kann ich leider noch immer nichts sagen.

An Friedrich

Berlin, den 20. Oktober 1800

Das ist zu arg mit Euch, wie Ihr gar nichts von Euch hören laßt! Nein als ob Ihr aus der Welt wäret. Am Ende bin ich Euch freilich nach der Arithmetik einen Brief schuldig — wenigstens Dorotheen, denn Dein letzter Zettel ist gar nicht zu rechnen — aber denkt nur an die Trubeln, die ich gehabt habe: dergleichen könnt Ihr Euch gar nicht rühmen. Acht Tage beinahe hat mich das verdammte Ausziehn geschoren, und nun wohne ich denn endlich in der lieben Charité. Von dieser großen Begebenheit wäre noch viel zu sagen, wenn nur Zeit dazu wäre; ich kann aber auch heute noch kaum so viel aufbringen, daß ich über die nötigsten Dinge mit Dir reden kann.

Zu Fichte gehe ich jetzt gar nicht mehr, außer wenn Wilhelm mir etwas an ihn aufträgt. Es sieht mir nachgerade zudringlich aus, wenn ich ihn besuche, da er nie bei mir gewesen ist — ohneracht er oft bei Bernhardi war, der so sehr in meiner Nähe wohnte — und mich auch nie zu sich eingeladen hat. Auf der Straße sehe ich ihn fleißig mit Woltmann. Tieck ist hier; ich habe ihn aber auch noch nicht gesehen. Richter ist auch wieder hier. Dorothea grüße herzlich von mir und der

Herz und Eleonoren. Ueber die äußerlichen Angelegenheiten ſchreibe ich ihr nächſtens. Und nun lebe wohl, lieber Freund, und ſchreibe auch einmal ordentlich.

An Friedrich

Berlin, den 10. Januar 1801

Es ſcheint mir ſo ungeheuer lange her, ſeit wir gar nichts von einander gehört haben, daß ich mich nicht länger des Schreibens enthalten kann, ob ich gleich in lauter verzwickten Verwirrungen bin, aus denen heraus ſich eben nicht viel ſagen läßt, Verwirrungen in der Geſundheit, Verwirrungen im Beutel, in den bürgerlichen Verhältniſſen, und Gott weiß worin ſonſt. Das einzige Angenehme, was ich Dir zu ſagen weiß, iſt, daß ich im Plato bin, und zwar mit Leib und Seele. Ich überſetze am Phaedrus und leſe auch wacker darauf zu. Von dem erſten hoffe ich Dir noch dieſen Monat die erſte Ausgabe ſchicken zu können; von den Früchten des andern läßt ſich ſo aus der Mitte heraus wenig ſagen.

Von Dorothea

Jena, den 17. Januar 1801

Verwirrung in der Geſundheit? Die haben wir auch. Im Beutel? Die haben wir auch. In den bürgerlichen Verhältniſſen? Auch daran kann es uns nicht fehlen, und doch ſind wir vergnügter, als Sie unſer Freund es ſcheinen zu ſein; und doch iſt es wieder eben dieſer Freund, der mich ſo vorzüglich lehrte, aller dergleichen Verwirrungen ungeachtet und ſie ver-

nichtend vergnügt zu ſein. Alſo werde ich glauben müſſen, daß doch noch eine andre größere tiefere Verwirrung an Ihrer Verdrießlichkeit ſchuld iſt, als die gezählten. Was iſt Ihnen, lieber Schleyer? O wären Sie hier, könnten Sie mit uns leben! wie ganz anders, wie viel leichter werden einem die Fatalitäten hier zu ertragen als in Berlin! Aber ich verzeihe Ihnen nicht, daß Sie ſo gar nichts ſchreiben von dem, was Sie beunruhigt.

Lieber Schleyer, wenn Sie noch etwas auf mich halten, ſo verlieren Sie ſich in keine Rezenſionsanſtalt, und raten Sie auch dem Friedrich nicht dazu; ich haſſe dieſes ganze Weſen; und mein nächſtes Gedicht ſoll womöglich dieſen meinen Haß ausſprechen. Geſtern hat der Philipp ein Wort darüber geſagt, das mich herzinniglich erfreute. Er tobte nämlich im Zimmer umher und da ich ihm nun deutlich machte, daß wenn er lärmte, ſo ſtörte er mich im Arbeiten und wenn ich ſchlecht arbeite, ſo werde ich ſchlecht rezenſiert, ſo fragte er natürlich, was Rezenſiert ſei. Ich ſagte ihm, der Hofrat Schütz ſchriebe eine Zeitung, darin mache er jedem Schande, der ein Buch ſchreibt, das ihm nicht gefällt, und das nennt man Rezenſiert. Sei doch geſcheut, ſagte Philipp, und gräme Dich darum nicht. Tut das der Hofrat Schütz, ſo ſchreibe Du auch eine Zeitung und ſage darin, der Hofrat Schütz verſtände nichts davon; damit iſt die Schande aus. Sagen Sie ſelbſt, iſt dies nicht der Inbegriff aller Rezenſionsanſtalten, und kann man gründlicher darüber urteilen? Eure Konjekturen über den Plato und die Ueberſetzung dazu, das iſt die beſte Rezenſion. Adieu, ich habe heute noch eine Million Briefe zu ſchreiben.

Von Friedrich

Jena, den 23. Januar 1801

Was ſoll denn das mit den bürgerlichen Verdrießlichkeiten? Die gehören unter allen, dünkt mich, am wenigſten in Dein Leben. Ich bin ganz ängſtlich darüber und faſt böſe, daß Du nichts Näheres geſchrieben haſt. Traurig, ſehr traurig iſt es, daß die Hoffnung, Dich hier unter uns zu ſehen, ſich ſo weit hinausſchiebt. Glaube mir, Du kannſt die Lücke nicht tiefer fühlen als ich.

An Friedrich

Berlin, den 24. Januar 1801

Es geht mir ſehr ſchlecht, lieber Freund, und das bloß, weil ich ſeit einer unerhört langen Zeit gar nichts von Dir weiß. Es iſt mir nicht gegeben, gerade ein Unglück zu ahnden, was unter Euch vorgegangen ſein ſollte, aber nachgrade wird mir doch herzlich bange. Doch iſt das nur das wenigſte; ich leide aber wirklich Not am Geiſte, da unſre Gemeinſchaft ſo ganz unterbrochen iſt. Zwar habe ich nur kürzlich alle Deine Briefe geleſen, die nach Landsberg, die aus Dresden, die nach Potsdam, und alle alten Zettelchen von Dorothea, und mich aller gelöſten Diſſonanzen herzlich gefreut und alles deſſen, was mir von deinem Innern dabei wieder recht lebendig geworden iſt, und ſo manches Einzelnen in der früheren Zeit, was ich aus der ſpäteren beſſer verſtehe, und geſtern noch habe ich eine Stunde mit Tieck bloß von Dir geſprochen. Du weißt, wieviel das ohngefähr ſein kann, aber es war mir doch ein rechter Genuß. Denn ob ich gleich nicht glaube, daß er vieles von Dir eigent-

lich verſteht, ſo kann er doch manches recht gut wiedergeben. Aber ſage ſelbſt, iſt es nicht eine rechte Hungersnot, wenn man ſich ſo nähren muß?

Von Friedrich

Ohne Datum

Durch welche traurige Begebenheit, den Tod unſres unvergeßlichen Hardenberg, ich von neuem einige Tage in der Arbeit unterbrochen bin, wird Dir Wilhelm ſagen. Auch Du verlierſt ihn, mehr als wir, weil Du ihn noch weniger hatteſt. Ich bin zu angegriffen, um mehr darüber zu ſchreiben.

Von Friedrich

Ohne Datum

Geliebter Freund, Du erwarteſt vielleicht Entſchuldigungen. Aber ich habe größere Luſt, mit Vorwürfen anzufangen. Warum ſendeſt Du mir nicht Dein erſtes Sonett? Warum nicht Deine Predigten, die ich zu großem Erſtaunen im Meßkatalog finde?

An Friedrich

Berlin, den 27. April 1801

Da haſt Du mir freilich wieder einmal geſchrieben, lieber Freund; aber ich kann nicht ſagen, daß ich, was unſre und Deine literariſchen Angelegenheiten betrifft, ſonderlich davon

erbaut wäre. Ja, wenn ich aufrichtig sein soll, muß ich Dir gestehen, daß Du durch die Art, wie Du den Platon und meinen Anteil daran behandelst, das Mögliche tust, um mir die Lust zur ganzen Sache zu verleiden. Ich bot diesem Werke so gern die Hand, nicht weil ich glaubte, daß es durch meinen Beitritt besser werden würde, sondern weil ich mich innerlich freute, etwas Gemeinschaftliches mit Dir zu vollbringen, und nebenbei weil ich hoffte, die Rücksicht auf diese Gemeinschaft würde Dich zu etwas mehr Ordnung und Stetigkeit in der Sache bewegen. Beides ist, wie ich sehe, gar nicht der Fall; Du treibst den gewohnten Wechsel zwischen eilfertigen Anstalten und langen Zögerungen, zuversichtlichen Verheißungen an den Verleger und leeren Vertröstungen ebenso ungestört, als ob Du allein interessiert wärest. Und mit der Gemeinschaft will es auch nicht viel sagen. Auf meine Tätigkeit nimmst Du keine Rücksicht: keine Zeile Erwiderung auf alles, was ich schon gegen Dich geäußert habe, kein Schatten eines Urteils über alles, was Du nun schon seit länger als einem Monat von mir in Händen hast, so daß ich nicht einmal weiß, ob Du es schon gelesen hast oder nicht. Dies liegt über alle Entschuldigung hinaus; denn wie kann ich weiter arbeiten, ehe ich nicht weiß, ob ich nicht vielleicht Deiner Meinung nach auf einem ganz falschen Wege bin? Weder der Boccaz, noch die Korrekturen, noch der Tribut des Frühlings kann dies rechtfertigen. Und von Deinem Tun erfahre ich gar nichts. Kein Wort davon, ob Du schon etwas am Parmenides gearbeitet hast oder nicht, ob Du die Abhandlung über das Studium noch voranschicken willst, wie ich wiederholt gebeten habe, oder nicht; ja, nicht einmal was schon da ist — ich meine die Dissertation, die denn doch Ideen enthalten muß — teilst Du mir mit, welches ich, wenn

ich nicht so hohe Begriffe von Deiner Nachläſſigkeit hätte, eher für abſichtlich halten müßte, beſonders da Du nur eben ein Paket an Wilhelm geſchickt haſt. Du wirſt begreifen, daß, wenn ich mir dieſes ſo vier oder fünf Jahre hindurch immer fortgehend denke, mir, wie Du meine Natur kennſt, die Haare dabei zu Berge ſtehen müſſen.

Und nun, lieber Freund, habe die Liebe gegen mich und nimm dies alles nicht herber, als ich es geſagt habe; es ſind Klagen, deren ich mich nicht erwehren kann, die aber der Freundſchaft gar keinen Eintrag tun. Mit dem Protagoras bin ich faſt fertig.

Leider iſt an eine Reiſe zu Euch vor der Hand nicht zu denken. Mein erſtes Sonett iſt für gar keins zu rechnen, und was Du mit meinen Predigten willſt, begreife ich wirklich nicht, da es ganz ordentliche Predigten ſind, praetereaque nihil. Wenn Du hineinſehen willſt, ſo leihe ſie Dir doch nach der Meſſe aus einem Jenaiſchen Buchladen. Ich habe wahrhaftig kein Exemplar mehr als die Aushängebogen, die auf dem grauеſten Papiere gedruckt ſind. Leſſing, Hardenberg und alles Andre auf ein andermal.

Von Friedrich

Jena, den 14. Auguſt 1801

Geliebter Freund, ich ſollte Dir eigentlich heute nicht ſchreiben. Das iſt ein ſeltſamer Anfang für einen Brief, den Du ſchon viel eher zu erwarten das Recht hatteſt. Es iſt ſchon ſpät Abends oder Nachts, und früh um 3 Uhr reiſe ich. Ich habe mich ſehr mit Ungeduld quälen müſſen, indem ich heute zuerſt Nachricht erhalten habe von Dorothea aus dem Bade.

Das ist keine Entschuldigung für Dich. Halte Dich also an die Trägheit, zu der ich mich einmal bekannt gegen Wilhelm und die Du ergriffen hast. Eigentlich war es auch nur ein Wort, ein falscher Name, und ich hätte statt dessen ehrlich sagen sollen Traurigkeit. Sie hat mich oft mit Macht ergriffen, so daß ich sie nicht gleich überwinden konnte. Doch das ist eins. Nun kannst Du leicht ermessen, welche Scheu ich vor dem Inhalt des Briefes haben mußte, den Du mir über mein Verhältnis mit Wilhelm geschrieben hast. Laß mich jetzt darüber schweigen und glaube einstweilen, daß mein äußeres Handeln meinem innern entsprach.

Daß Du nicht gekommen bist, tut mir auch leid. Kannst Du irgend, ist es nur möglich, so komm noch den Herbst. Das wäre nebenbei auch gut für den Plato, mit dem es nicht so schlecht steht als Du denkst, wie ich Dir bald durch die Tat beweisen werde. Freilich bist Du mir sehr voraus, aber was mich wundert, ist, daß Du meine Einleitung, den Plan derselben, den ich Dir überschickt, so gar wenig in Anschlag bringst, da doch mehr als ein jähriges Studium zu dieser Arbeit gehörte, so viel vielleicht als zu einem Alphabet eigner historischer Arbeit. Kannst Du, so komm.

Von Friedrich

Ohne Datum

Du hast nun heute so viel zu lesen, daß es fast sündlich wäre, Dir noch mehr zu tun zu geben. Aber einiges mußt Du Dir noch gefallen lassen. Erst über Deine Predigten. Weißt Du wohl, daß ich sehr geneigt bin, sie für Dein bestes Werk zu halten, nämlich als Werk und das gar nicht aus Widersetzlich-

keit, ſondern aus reiner Zuneigung. Sie ſind ſo voll Ruhe und frei von jedem Schein von Gezwungenheit.

Von Friedrich

Jena, den 26. Oktober 1801

Herrlich wäre es, wenn wir uns wiederſehen könnten, aber noch weiß ich nicht, ob es möglich ſein wird. Wie ich dort wohnen und leben ſoll, das richte ganz ein wie Du willſt, denn ich komme ja bloß zu Dir. Da es aber doch noch ſo ungewiß iſt, ſo muß ich einige Fragen wegen des Plato an Dich ergehen laſſen.

Von Friedrich

Jena, den 16. November 1801

Ich eile, Dir die Beſtätigung zu geben, daß ich gewiß komme, und Dir zu ſagen, wie herzlich ich mich freue, daß Du die Nachricht davon ſo freundſchaftlich aufgenommen haſt. Gewiß kann ich den Tag meiner Abreiſe noch nicht beſtimmen, ich denke aber ſpäteſtens morgen über acht Tage. W. grüße und danke ihm wegen des gegebenen Rats wegen der Reiſe, den ich befolgen werde. Vor allen Dingen, lieber Freund, aber bitte ich Dich, daß Du Dich für dieſe Zeit ſo frei wie möglich von Geſchäften, ja auch Deinem Dir am erſten entbehrlichen Umgange machſt und halten wolleſt: denn lange darf ich ſchon wegen Dorotheens Kränklichkeit nicht bleiben. Und meine Abſicht geht, einige Verhältnisbeſuche und etwa einen Rede- oder Verſteheverſuch bei Fichte abgerechnet, lediglich auf Dich. Ich habe

viel, viel mit Dir zu reden. Was die Platonica betrifft, so rechne nur nicht auf viel Mitgebrachtes, außer in meines Herzens Geist und Empfindung.

Von Friedrich

Dresden, den 4. Februar 1802

Ich bin hier nun seit einigen Tagen unter den liebenswürdigen Menschen und lasse mirs wohlgefallen in der schönen Ruhe, und was am besten, ich fühle, daß ich werde arbeiten können. Ich hoffe mit Gewißheit, daß ich bis zu meinem Geburtstag den 10. März mit den platonischen Arbeiten ganz fertig sein werde. An meinem Fleiß sollst Du Wunder erleben.

Das Leben bei Dir dies letzte Mal wird mir unvergeßlich sein. Es war gewiß nicht weniger fruchtbar, als das erste Mal. Eleonore grüße herzlich von mir. Möchte doch Dorothea sie kennen, sie verständen sich gewiß beim ersten Blick. Die Einleitung zum Parmenides soll der zum Phädrus würdig werden. Ich umarme Dich aus rechtem Herzensgrunde.

Von Friedrich

Dresden, den 8. Februar 1802

Aber sage mir, wie Du so gegen unsre Reise nach Frankreich sein kannst? Oder weißt Du nicht, wie tief das mit meinem Innersten zusammenhängt, und daß dieser Dualismus des Lebens, den ich da suche, mir so gefehlt hat und ebenso notwendig ist, als der Dualismus in meiner Kunst und meinem Wissen? Ich kann nur zwei entgegengesetzte Leben leben oder

gar keins. Vielleicht aber weißt Du das und willst nur andeuten, daß was mir notwendig ist, Dir in der Zeit wenigstens nicht möglich scheint. Da magst Du leicht recht haben, sowie auch die Leute ganz recht haben, mehr als sie wissen, wenn sie mich für wahnsinnig halten. Das tust Du nun auch, oder solltest es doch tun und dann nicht mit solcher Vernunft drein kommen, die doch gar nichts darüber vermag, so daß es unheilig wäre, auch nur Rücksicht auf sie nehmen zu wollen.

Ich bin stark beim Plato. Ich habe der Leichtigkeit wegen mit der Republik den Anfang gemacht und schon vieles zur Einleitung aufgeschrieben. Es scheint mir jetzt oft, daß ich Platos Geist so hell durchschaue wie einen klaren Strom. Ich sehe mit Ungeduld dem Phädrus und Protagoras entgegen.

Von Friedrich

Dresden, den 25. März 1802

Bei der Entfernung von Berlin bedenke nur das, daß Du von jeher doch nur durch Aufopferung Deiner geselligen Bedürfnisse Deine Zwecke in der Wissenschaft erreichen konntest. Benutze nun den Zufall und laß uns erfreuliche Früchte aus Deiner Entbehrung hervorgehen sehen. Von nun an ist mir alles doppelt teuer, was Du hervorbringst und bildest. Die Einsamkeit ist die Mutter der Wissenschaft und Kunst. Machst Du Dir nicht die Kritik der Moral in Rücksicht der Gelehrsamkeit zu schwer, da sie doch wohl nur eine Kritik der wenigen notwendigen Systeme enthalten kann im allgemeinen, nicht die besondre Geschichte der zufälligen? Wenn Du nun zum Stoizismus noch den Seneca und Cicero zu lesen Dich überwindest nebst Deinem Arrian, so wüßte ich nicht, was Dir nach Plato

und Ariſtoteles fehlen könnte. Und dieſe alle mußt Du ja leicht ſelbſt in Stolpe haben können. Vor allen Dingen müſſen wir auch zwiſchen Paris und Stolpe recht lebhaft korreſpondieren. Alles organiſiert ſich mehr und mehr; die nächſten Schwierigkeiten ſcheinen überwunden. Drei Jahre bleibe ich gewiß in Frankreich und bis dahin muß auch ſchon der Hauptverſuch gemacht ſein mit dem franzöſiſchen Werk.

Von Friedrich

Leipzig, den 22. Mai 1802

Teuerſter Freund, ich habe nur einen Augenblick Zeit, um Dir und Eleonoren noch einmal ein herzliches Lebewohl zu ſagen. Es gehe Euch wohl! und ſchreibt nur bald!

Unſre Geſchäfte ſind alle glücklich arrangiert; wir können unſer Unternehmen mit frohem Mute antreten. Ich würde ohne alle Sorge ſein, wenn nicht noch etwas am Plato fehlte. Der Parmenides und Phädon (den ich mir alſo in jedem Falle vorbehalten muß, er mag in den erſten oder zweiten Teil kommen) iſt überſetzt, aber noch nicht ganz abgeſchrieben, auch ſind die Einleitungen noch nicht fertig. Frommann hat mir daher noch eine kurze Friſt geben müſſen.

Soweit war ich, Dorothea, Sekretär; nun grüße ich tauſendmal mit ganzer Seele und von ganzem Herzen und bitte Sie für uns um Ihren Segen und Ihr liebendes Angedenken.

Den Brief an die Herz geben Sie gütigſt ab.

Lebt wohl, lebt wohl, teure, liebe Freunde.

„Wir reiten dem Schickſal entgegen ſchnell.“

Von Friedrich

Paris, den 15. September 1802

Herzlich geliebter Freund, Du bist der erste der Unsrigen, dessen Rede ich hier vernommen habe. Du hast mir eine große Wohltat dadurch erzeigt und keine geringe Freude gemacht. Auch war es mir lieb, von Dir selbst nichts als Gutes zu hören. Ich gestehe Dir, daß ich bisweilen mit einiger Sorge an Euch dachte.

Von uns schreibe ich Dir nichts, als daß Dorothea Dich herzlich grüßt und fleißig ist; ich kann noch nichts bestimmen, also wißt, daß wir Freude, Liebe und Sorge vollauf haben. Ich lese, seit ich hier bin, alles, was von Dir gedruckt ist. Das ist recht reizend und eigen, hier im Sande so deutsche Luft zu atmen.

An Reimer

Stolpe, den 29. Dezember 1802

Daß es Dir mit Fr. Schlegel so schlecht geht, tut mir um so mehr leid, da er mir fest versprochen hatte, Du solltest nie über ihn zu klagen haben. Mich indes und Frommann behandelt er mit dem Plato nicht besser, und ich wollte, die Sache wäre nur erst auf eine gute Art auseinander, denn an ein fröhliches Gedeihen ist doch nicht zu denken. Das neueste von ihm habe ich kürzlich in den Zeitungen gelesen, ich selbst habe seit jener durch Dich erhaltenen Einlage nichts von ihm erhalten, und an Frommann hat er erst im Oktober die Einleitungen zu zwei Dialogen geschickt, aber noch keine Uebersetzung.

An Friedrich

Stolpe, den 15. März 1803

Du wirst Dich nicht wundern, lieber Freund, daß ich Deinen Brief an die Herz auch mir zu Herzen genommen und ihn als an mich geschrieben angesehen, bis auf die Hauptsache freilich, zu der ich leider nichts tun kann. Ihr armen Menschen, in welchem Zustande seid Ihr, und welch ein schreckliches Gefühl muß es sein, so zu leiden und zu wissen, daß durch etwas, was eigentlich so leicht herbeizuschaffen sein sollte als Geld, alle Pein könnte hinweggenommen werden. Ich bin vielleicht in einer andern Art ebenso unglücklich, aber ich habe doch das Gefühl, daß mir nichts Aeußerliches in der Welt helfen kann, und dieses ist sehr tröstlich und aufmunternd. Das Unglück bekommt dadurch einen ganz anderen Charakter; es ist doch ein vernünftiges Wort mit ihm zu reden, und es lohnt im schlimmsten Fall immer der Mühe, es kennen gelernt zu haben. Wollte Gott, ich hätte Geld; ich könnte es Euch mit jener derben Zunötigung anbieten, welche versichert, daß, wenn das Dargebotene nicht genommen wird, es doch nur für die Schweine geht. — Tu nur um Gotteswillen alles Mögliche, lieber Freund, um Dir irgend ein Schicksal zu fixieren, sonst ist es unvermeidlich, daß Ihr immer wieder in einen ähnlichen Zustand zurückfallt. Geht es in Frankreich nicht, so sieh Dich lieber nach irgend einem Kanal im südlichen Deutschland um.

Ich hätte nicht erwartet, so traurige Nachrichten von Euch zu hören, weder von Eurer Lage noch von Eurer Stimmung. Dein letzter Brief handelte so ruhig vom Plato; Dorothea selbst schien so gute Aussichten zu haben und sprach von der bevorstehenden Einrichtung als von einer Sache, deren

Schwierigkeiten überſehen und berechnet wären. Wenn ich Dich bitte, doch ja alle Deine Kräfte zuſammenzuhalten, um ſie der Sorge für ihr Gemüt zu widmen, ſo iſt es nicht als zweifelte ich, ſondern nur der natürliche Wunſch, daß, wenn Du in Deinem Namen ſchon genug getan, Du auch in meinem noch etwas tun mögeſt. Wie gern wäre ich um Euch; ich, der ich hier zu nichts nutz bin, und leider nichts zu verſäumen habe. Deine Sehnſucht nach mir hat mich unendlich gerührt: aber, lieber Friedrich, kannſt Du glauben, ich könnte Dich vergeſſen haben? Es waren die Erwartungen und die Täuſchungen meines eignen Zuſtandes, die mich gänzlich unfähig zum Schreiben machten. Laß mich auch jetzt nicht von meinem Zuſtande reden: warum ſoll ich in Deinem Leiden noch das Bild des meinigen anhängen?

Von Dorothea

Ohne Datum

Ich wollte, ich könnte mit Ihnen ſprechen, teuerſter Freund, das heißt, ich hörte Sie ſprechen, und ſagte nichts oder weniges, und Sie wären doch mit mir zufrieden; ſchreiben aber wird nicht gelingen, es iſt mir, als wüßte ich Ihnen gar nichts zu ſagen, und doch weiß ich, es iſt anders. Wiſſen Sie noch, lieber S., wie Friedrich nach Dresden gereiſt war, und Sie im Tiergarten mit mir ſpazieren gingen und mir zuredeten? Sie wiſſen vielleicht gar nicht einmal, was Sie mir taten; ehe ich Ihnen damals klagte, glaubte ich mich unglücklich wegen Friedrichs Abreiſe; nachdem Sie mir aber troſtreich zugeredet hatten, und ich allein war, und mich beſann, fand ich, daß ich gar nicht deshalb unglücklich war,

sondern daß ich nur geängstet wäre von der Ahndung, daß nun mein Schicksal unwiderruflich beschlossen sei, nicht mehr auszuweichen — welch eine Fülle von Ideen und Entschlüssen und Sorgen kamen in jenem Augenblicke über mich, und verdrängten alles Wehklagen; ohne Ihre Worte, ohne Ihren sanften eindringlichen Trost und Ihr festes Zureden hätt ich lange mich noch mit den wüsten, unnützen Wehklagen herumgetrieben. Wie oft gedachte ich seitdem jener Stunde.

Wir bleiben in Paris, bis sich uns eine Aussicht zu einem sichern Einkommen zeigt, es sei auch, wo es wolle; Friedrich ist entschlossen, allenthalben hinzugehen, wo er Ruhe findet, seine Plane auszuführen, allenthalben! Schleiermacher, denken Sie sich etwas für ihn aus, er selber bietet die Hände zu manchem hier, wozu der Entschluß ihm hart ankam; es sind mehrere Dinge eingeleitet, gebe Gott, daß doch nur eins glücklich ausgeführt wird; möchte uns doch der Himmel einmal wieder alle zusammenführen wollen! Aber das ist ein Wunsch, der uns nur manchmal leise, ganz leise im Herzen aufkommen darf; bittere Sorgen verdecken wie schwarze Gewitterwolken den blauen Himmel der Wünsche und Hoffnungen in uns. Himmelschreiend ist es, daß Friedrich hier nicht wenigstens ein Jahr lang ungehindert und ungestört studieren kann, welche Schätze wären sein und der ganzen Welt! Aber es will nichts, nichts gelingen; Sie würden jammern, wenn Sie sehen könnten, wie der Arme sich fruchtlos, unnütz bemüht und abarbeitet! Es hat sich in mir die Ueberzeugung festgesetzt, daß ich ihn am Fortkommen hindre, nämlich mein Schicksal war es von jeher, mich quälen zu müssen unter der Disharmonie, die mit mir geboren ward und mich nie verlassen wird, nun muß er auch darunter leiden! Ich glaube gewiß, es wird Friedrich nach meinem Tode recht gut gehn;

aber zu jener Disharmonie gehört auch mit dazu, daß ich trotz dieser Ueberzeugung nun doch noch immer fest an der Erde klebe und mich von eitlen Hoffnungen nicht rasch losreißen kann; ich finde noch zu viel Seligkeit im Leben mit Friedrich und mit Philipp, aber mit mehr Ruhe sehe ich schon der Abnahme meiner Kräfte zu, und ich reiße kein Mittel mehr an mich wie sonst, um gesund zu werden. Ich denke, ich werde so wie mein Vater sterben, nämlich aus Schwäche, ohne Schmerzen, ein bloßes Erlöschen; diese Vorstellung hat weiter nichts Bitteres für mich außer die Trennung meiner geliebten Menschen, diese bedeuten die beiden Tränen, die hier fielen, nicht mich selber, grämen Sie sich also nicht darüber.

An Reimer

September 1803

Sehr verlangend bin ich, bald zu hören, was es mit Friedrich eigentlich gibt. Jede neue Wendung seines äußeren Geschicks macht mich nur trauriger, und ich denke, was für unangenehme Verhältnisse ihm bei seiner Rückkehr nach Deutschland entgegenströmen werden. Gäbe es doch irgend einen Kanal, um ihm eine mäßige Sine cure place zu verschaffen, deren wir doch genug haben. Aber daran ist leider nicht zu denken. Die Art, wie er sich quält, wie die Welt und seine Freunde seines Daseins nicht froh werden, und das Aeußere doch auch auf seinen Geist einen offenbar nachteiligen Einfluß hat, drückt mich oft mehr als mein eignes Elend. An mir zweifle übrigens nicht, lieber Freund; ich bin schon ganz eingewöhnt mit meinem Schmerz und gehe ordentlich mit ihm um. Das ist ja alles, was Du verlangst, und mehr läßt sich auch wohl nicht tun.

An Ehrenfried v. Willich

Stolpe, den 19. Oktober 1803

Wie jemand kann für Novalis und mich, aber gegen Schlegel ſein, begreife ich auch nicht! Denn gerade, was Novalis mit mir gemein hat, haben wir auch beide mit Fr. Schlegel gemein.

Von Friedrich

Paris, den 20. März 1804

Wir bringen das Frühjahr am Rheine zu, in Köln (meine Adreſſe daſelbſt iſt bei Herrn Sulpicius Boiſſerée); vielleicht auch den Sommer. Dahin ſchreibe mir, und gib mir Deine direkte Adreſſe; ſo läßt ſich ein direkter Briefwechſel von da aus vielleicht beſſer führen als von hier.

Daß ich Indiſch gelernt, weißt Du vielleicht ſchon. Ueber alle Hauptſekten der indiſchen Philoſophie ſind ausführliche Werke hier, zum Teil ſogar die erſten Quellen; wieviel ich aber davon noch kopieren und mit mir werde fortnehmen können, weiß ich noch nicht. Bis jetzt habe ich mich, der notwendigen Methode ſtreng folgend, noch gar nicht darum bekümmern können.

An Friedrich

Stolpe, den 26. Mai 1804

Zur herzlichen Freude hat es mir gereicht, geliebter Freund, endlich einmal ein kaum mehr erwartetes Lebenszeichen zu

erhalten. Nur freilich für den langen Aufschub lange nicht genug, um mich mit Deinem und Dorotheens eigentlichen Sein und Ergehen bekannt zu machen. Ein Brief von ihr würde mir das weit besser geleistet haben. Du hättest die Arme womöglich statt nach Köln in das mittägliche Frankreich führen sollen; da würde sie gewiß ihre Gesundheit wiedergefunden haben. Warum und wozu Ihr grade nach Köln geht, dem finstersten und schlechtesten aller französisch-deutschen Orte, das ist mir überhaupt unbegreiflich.

Von Deinem indischen Studium habe ich erst aus Deinem Briefe etwas Bestimmtes erfahren. Du glaubst nicht, wie ich Deinen Eifer in den mechanischen Vorarbeiten bewundre als etwas, dessen ich gar nicht fähig gewesen wäre. Fast möchte ich es wagen, daraus zu weissagen, daß Du auch bis zu einer zweckmäßigen, vielumfassenden Mitteilung Deiner gesammelten Schätze gedeihen wirst. Fast, sage ich; denn ganz werde ich doch nicht glauben, bis ich sehe. Ich wünschte sehr, Du könntest bald einmal dazu kommen, mir eine kurze Uebersicht von Deinen Entdeckungen zu geben und von den Arbeiten, wozu sie Dich veranlassen werden.

An Friedrich

Berlin, den 10. Oktober 1804

Anstatt dieser wunderlichen, weder der Sache noch uns angemessenen Art von Empfindlichkeit, oder wie ich es nennen soll, hätte ich lieber über die Uebersetzung etwas von Dir gehört, was mir hätte lehrreich sein können, und ich lade Dich nochmals dazu ein, wenn Dir das Werk noch lieb ist, das nur durch Deine Schuld nicht das Deinige heißen kann.

Doch genug hievon. Und erzähle mir, sobald Du kannst, wie es Dir geht, was Du treibst, und was Du zu machen denkst?

Lebe wohl, und laß Dich nicht mehr auf solchen kleinlichen Bewegungen ergreifen, die Deiner unwürdig sind und die nur die Wahrheit verstellen.

Von Friedrich

Frankfurt a. M., den 5. Oktober 1806

Was Du mir über meine Bestimmung schreibst, hast Du sehr Recht; ich fühle es klar, wie es einzig mein Beruf ist, der Schriftsteller, Dichter, Geschichtschreiber der Nation zu sein. Aber noch ist das keiner vor dem funfzigsten Jahr geworden, und ohne brüderliche Mithülfe. Jenes Gefühl hält mich aufrecht; aber wenn mich immer nichts anweht als die tötende feuchte Nebelkälte der Gleichgültigkeit, so muß ich wohl endlich erschlaffen, wäre das Herz auch eitel Flamme und die Brust mit dreifachem Erze umkleidet. Du schilderst mir die Gemüter in Halle sehr schön; man hat aber außer dem reinen Gemüt auch noch andre Eingeweide im Leibe als ein Herz, ja andre noch niedere und doch auch notwendige.

Du mußt mir jetzt einmal tätig helfen. Meine Lage ist nun nach drei Jahre langer Anstrengung endlich die, daß alle meine wesentlichen Plane mißlungen sind, alle Hülfsmittel für jetzt abgeschnitten, nicht auf 14 Tage mehr zu leben, und keine Aussicht für den Winter, Schulden an sich nicht viele, aber doch für meine Lage drückend genug. Du bist frei, unabhängig, in einer guten Lage. Vielleicht kannst Du mir helfen. Weißt Du mir 30 bis 40 Friedrichsdor auf keine

andre Sicherheit als mein Leben und Deine Empfehlung für zwei oder doch für ein Jahr zu schaffen, so ist das Meiste geschehen. Denn wenn ich nur bis zum Frühjahr durchkomme, so will ich mir dann schon wieder eher helfen. Ich sollte eigentlich sagen: hilf mir, Du mußt; wenn Du aber glaubst, daß ich es nicht sagen kann, so erspare mir wenigstens den Erweis der Unmöglichkeit.

Von Friedrich

Köln, den 23. Juni 1807

Mit mir ging es auch anders als ich dachte, und wenigstens leidlich gut. Ich nahm die Einladung an, den Winter bei der Frau von Staël zuzubringen, und da ich Gelegenheit fand, mich durch eine Vorlesung nützlich zu machen, so konnte ich denn meinen Aufenthalt dort auch für den äußeren Vorteil benutzen. Indessen war die lange Trennung von meiner Frau hart; mir ward sie mehr ersetzt als ihr, da ich Wilhelm vor meinen Augen wieder besser werden und, durch meinen Umgang erheitert, wieder arbeiten und dichten sah.

Nun sollte ich noch den wichtigsten Teil Deines Briefes beantworten. Aber es wird sich schriftlich nicht gut tun lassen. Nur das Eine will ich Dir sagen: wenn Du einige Begebenheiten recht vollständig kenntest, so würdest Du doch etwas anders urteilen, wenigstens den Katholiken nicht zuschreiben, was den Freimaurern, den Juden noch mehr, am meisten aber der Gesinnung nach wohl eigentlich den Türken angehört. Es läßt sich nur unter vier Augen darüber sprechen; sobald man einen dritten ungebetenen Gast ahndet, ist Freud und Freiheit weg.

Von Friedrich

Köln, den 26. Auguſt 1807

Daß Du Dich an Preußen halten würdeſt, ſo lange es noch beſteht, habe ich mir wohl gedacht, und billige es von ganzem Herzen. Eigentlich finde ich Dich aber in allen dieſen äußeren Widerwärtigkeiten nicht bloß zu beklagen, ſondern auch zu beneiden. Es liegt eine beſondre Süßigkeit in einem ſolchen Verhältnis zu ſeiner Provinz ſelbſt in Widerwärtigkeiten, wie in den Leiden, die man mit der Geliebten überſteht. Ein ſolches beſonderes Vaterland ward mir nie; weder Hannover noch Sachſen konnten mir ſein, was Dir Preußen. Hier hätte ich mich ſehr anſiedeln und feſtwurzeln können, aber die franzöſiſchen Einrichtungen ſind zu ſtörend. Die Liebe zu dem ganzen großen Vaterlande aber findet faſt nirgends einen Anklang, und wird endlich zur Flamme, die den Einſamen verzehrt!

Von Friedrich

Dresden, den 9. Juni 1808

Reimer, mit dem ich einige frohe Stunden in Leipzig zubrachte, wird Dir hinreichend von mir erzählt haben, lieber Freund. Unſtreitig hat er Dir auch zwei Exemplare meines Werkes über die Indier mitgebracht.

Meine Frau iſt noch in Köln, ich hoffe aber bald wird ſie hier ſein. Wilhelm und die Staël ſind vor wenigen Tagen von hier nach Weimar abgegangen. Ich gehe nach Wien, um dort an der Bibliothek, wo mich Hormayr viel hoffen läßt, meinen Karl V. zu vollenden, und die alten Plane für deutſche Geſchichte endlich mehr zur Reife zu bringen.

Was Du in den Zeitungen über mich geleſen haben wirſt, iſt ſehr zur Unzeit öffentlich geworden. Zur Unzeit ſchon an und für ſich, noch mehr wegen des Irrtums der Angaben, und ſelbſt in äußrer Rückſicht. Doch was das betrifft, ſo bin ich nun ſchon ſo lange gewohnt, von meinen edlen Landsmännern verkannt und gemißhandelt zu werden, daß ich mich endlich wohl darein ergeben kann. Nur werde ich dadurch vielleicht eher, als gut und mir lieb iſt, zur Ausſtellung meiner Philoſophie und meiner theologiſchen Anſichten fortgetrieben und genötigt werden, da die nächſten zehn Jahre wenigſtens noch ganz der Geſchichte und Poeſie angehören ſollten. Doch das muß nun ſeinen Gang gehen.

Eleonore Grunow

Eleonore gehörte einem ganz anderen Kreise an als Henriette Herz, Friedrich Schlegel usw. Schleiermacher verdankte die Beziehungen zu ihr seiner Verwandtschaft mütterlicherseits. Unglücklich verheiratet mit dem Prediger Grunow in Berlin (sie hatte sich zwölfjährig mit dem Fünfzehnjährigen verlobt), war sie zunächst für Schleiermacher die hilfsbedürftige Frau. Aber seine Fähigkeit, solchen Frauen etwas zu sein, verwandelte sich ihr gegenüber bald in die innigste Freundschaft und endlich, als er ihren ganzen Wert erkannte, in ausgesprochene Liebe. Die mancherlei Phasen dieses über vier Jahre sich hinziehenden Verhältnisses liegen in den nachfolgenden Briefen klar zu Tage.

Das Werk, an dem Schleiermacher in Stolpe arbeitet, ist das 1803 erschienene: „Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre". Zu den letzten Briefen dieses Abschnittes vgl. S. 274.

An Schwester Charlotte

Berlin, den 20. November 1799

Recht viel inneren nagenden Kummer habe ich gehabt über meines Freundes Schlegel häusliche und öffentliche Angelegenheiten und die üble Lage, in welche er sich gegen die Welt gesetzt hat. Der guten Herz ist es ebenso in Rücksicht ihrer Freundin, der Veit, gegangen und da haben wir fleißig zusammen geklagt, uns getröstet und vergebliche Entwürfe gemacht. Dabei leidet die Herz schon seit sechs Wochen an den Folgen eines Falles, wobei sie sich die Hand beschädigt hat, und meine andere Freundin, die Grunow, hat mir auch das Herz schwer gemacht durch allerlei bittere Unannehmlichkeiten, die sie betroffen haben und die ich durch eine mit dem besten Willen und dem reinsten Eifer begangene Unvorsichtigkeit vermehrt und verlängert habe. Dies alles zusammengenommen wird es Dich nicht wundern, daß ich lange Zeit geistig unwohl und auch einige Tage körperlich krank gewesen bin.

den 21.

Die Herz und ihre Schwester haben mich recht niedlich beschenkt und die Grunow hat mich mit ihrer Schwester besucht und wir haben recht vernünftig aus dem Innern des Gemütes mit einander gesprochen.

An Charlotte

Berlin, den 28. Juli 1800

Das ist ehedem eine Liebe in der Kinderstube gewesen, als sie zwölf und er fünfzehn Jahre alt war, und als er von

Universitäten zurückkam, und sie wohl sah, wie wenig er für sie passe und wie wenig Liebe und Freude sie bei ihm zu erwarten hätte, glaubte sie aus überspannten Begriffen von Treue darauf nicht achten zu müssen, und ob er sie gleich schon damals mit seiner Lieblosigkeit, seinen unausstehlichen Launen und seinem gänzlichen Mangel an Charakter und sogar an Ordnung und Regelmäßigkeit in den äußeren Dingen quälte, eben wie jetzt noch, so hat sie ihn doch, sobald er versorgt war, geheiratet, weil er nicht einsehen wollte, daß es nicht tauge, und glaubt noch jetzt, daß es ihre Schuldigkeit sei, es auszuhalten, so lange es auszuhalten möglich ist. Dabei geht zwar nicht ihr Gemüt zu Grunde, welches zu viel Kraft hat, aber wohl ihr Körper; alles Leiden zehrt nach innen und ihre Gesundheit nimmt mit jedem Jahre ab — und das ist eine Frau, die einen vernünftigen Mann, der sie zu schätzen wüßte, so glücklich machen könnte, als ich kaum noch ein Paar kenne. Ich gehe ohne unterdrückte Tränen fast nie aus dem Hause.

An Charlotte

Berlin, den 20. Dezember 1800

Mein Geburtstag ist mir stiller und wehmütiger vergangen als wohl sonst. Ich erhielt am Morgen kleine Geschenke von der Herz und Alexander und ein freundliches Briefchen von der Grunow, dann Briefe aus Landsberg. Den Mittag aß ich bei der Herz, wo auch Alexander war; den übrigen Teil des Tages war ich wieder zu Hause, teils arbeitend, teils mancherlei Empfindungen Raum gebend. Ich wollte auch schreiben, das Papier lag vor mir, aber die Feder entfiel mir

immer wieder. Zu der Wehmut, die mich beherrſchte, gab größtenteils die Grunow Veranlaſſung, von deren trauriger Lage in ihrer Ehe ich ein paar Tage vorher aufs neue ein lebhaftes und nur allzu ſchmerzliches Bild vors Gemüt bekommen hatte. Daran knüpften ſich dann Gedanken und Sorgen um andere Freunde, Fragen und Vermutungen über meine eigene Zukunft, und wenngleich das Vertrauen auf eine höchſte Regierung bei mir ein beſtändiges Gefühl iſt, das mich eigentlich niemals verläßt, ſo kann doch damit eine innige Wehmut bei der Ausſicht, daß dieſer und jener geliebte Menſch zu immerwährenden Prüfungen und Leiden beſtimmt iſt, gar wohl beſtehen. Du wirſt mich verſtehn und darum erkläre ich Dir das nicht weiter.

An Charlotte

Berlin, den 1. Juli 1801

Eine romantiſche Begebenheit, die ſich mit mir ſelber zugetragen hat, muß ich Dir erzählen, ob ich gleich weiß, daß Du mich tadeln wirſt, wie ich mich ſelbſt getadelt habe; wenn ich Dir nur auch meine Bewunderung der Grunow ſo mitteilen könnte, wie ſie es verdient. Es war bei einer Gelegenheit, wo ſich G. ſehr unanſtändig gegen ſie betragen hatte, ich unaufgefordert mit ihr davon ſprach, und ſie mich, ohne daß ſie es merkte, in manche Teile ihres Verhältniſſes zu ihm tiefer hineinblicken ließ, die ich vorher noch nicht ſo gekannt hatte, daß ich ihr den Rat gab, und zwar mit ſehr vieler Wärme, ſich ja, je eher je lieber, von ihm zu trennen, nicht länger für nichts und wieder nichts ihr ganzes Gemüt aufzuopfern und ihre ſchönſten Kräfte unge-

nutzt zu lassen. Sie versicherte mich, daß sie die Wichtigkeit dieser Gründe sehr gut fühle, ihr Leben wäre verloren und für ihn wäre nichts dabei zu gewinnen, sie könnte mit allem Rat und Beispiel seine Gesinnung nicht ändern, und auch mit aller äußeren Anstrengung und Sorgfalt sein Unglück nicht abwenden. Sie hatte tausend von der äußeren Welt und den Verhältnissen darin hergenommene Bedenklichkeiten, die ich ihr dann aus unseren gemeinschaftlichen Grundsätzen widerlegte. Endlich sagte sie: Aber was würde ich denn gewinnen, wenn ich ihn aufgäbe? Er würde, wenigstens auf lange Zeit, noch unglücklicher sein; ich würde zu meiner Mutter aus tausend Gründen, die Sie wohl fühlen, nicht zurückkehren; ich würde allein leben von meiner Hände Arbeit, und dabei würden meine Kräfte sich auch nicht besser entwickeln können und mein inneres Leben würde auch nicht mehr gewinnen, als daß ich des beständigen Widerspruchs zwischen dem Inneren und Aeußeren nun endlich los wäre. „Ach," sagte ich, „Sie könnten meine Frau werden und wir würden sehr glücklich sein." Ich erschrak mich, als ich es gesagt hatte, und sie auch. Es war der unwillkürliche Ausbruch eines Wunsches, der sich erst mit diesen Worten zugleich gebildet hatte. Nach einer kleinen Pause sagte ich zu ihr: „Liebe Freundin, verzeihen Sie, das war eine entsetzliche Uebereilung, die uns beide in die peinlichste Lage setzen kann. Sie glauben mir, daß ich, als ich das Gespräch begann, mit keinem Gedanken an eine solche Aeußerung angefangen habe, und wenn wir auch nicht vergessen können, daß sie mir entfuhr, so muß sie doch auf unser Handeln auch nicht den geringsten Einfluß haben, das ist das einzige Mittel, wie Sie sich Ihre innere Ruhe und, wo möglich, Ihre Unbefangenheit erhalten können." „Jawohl, wo möglich," sagte sie, „um die

Unbefangenheit möchte es nun wohl geſchehen ſein. Werde ich nicht bei jeder Gelegenheit, auch bei dem entſchiedenſten Recht von meiner Seite, mich vor mir ſelbſt fürchten müſſen, daß nicht Ihr Wunſch von heute Einfluß auf mein Betragen hat?“ Und ſo iſt es auch ſeitdem ergangen. Sie quält ſich mit dieſem Verdacht gegen ſich ſelbſt und ſie duldet, was ſie ſonſt nicht würde geduldet haben.

Der Grunow konnte freilich ſchon ſeit lange unſere herzliche Achtung und Freundſchaft nicht verborgen ſein, ſo wenig als unſere in der Tat ſeltene Uebereinſtimmung in moraliſchen Dingen und in der ganzen Art, die Menſchen und das Leben zu behandeln; jene kleinen Aufwallungen hielt ſie aber mit Recht nur für ſolche, und es war ihr nie eingefallen, daß ich einen Grund haben könnte, ſie zu der Meinigen zu machen. Auch mir wäre es nicht eingefallen, bis in jenem Geſpräch die moraliſche Notwendigkeit, daß ſie ſich von Grunow trennen müſſe, mir ſo beſtimmt vor Augen trat, daß ich es äußerte. Darüber tadle ich mich, wie geſagt, ohnerachtet ich es ſehr natürlich finde; die Grunow glaubte überdies, einem allgemeinen Gerücht zufolge, daß ich eine andere Neigung hätte. Was nun daraus entſtehen wird, mag Gott wiſſen, ich weiß nur ſo viel, daß in mir keine andere Neigung entſtehen wird und daß ich mich ganz leidend verhalten werde, bis etwa Umſtände eintreten, wo ich mir ſelbſt bewußt bin, daß ich auch ohne ein ſolches Verhältnis als Freund die Verbindlichkeit, etwas zu tun, würde gefühlt haben. In unſerem Betragen gegen einander hat übrigens dieſe ganze wunderliche Begebenheit nicht die geringſte Veränderung gemacht. Wir gehen völlig auf demſelben Fuß miteinander um wie vorher.

An Charlotte

Berlin, den 10. November 1801

Alles ist mir nichts gegen die fast schon aufgegebene Aussicht auf ein stilles frohes häusliches Leben, und es würde mir gar nicht schwer werden, um dieses zu genießen, wenn es nicht anders sein könnte, mich in eine Lage zu setzen, die mich von dem Schauplatz einer großen Wirksamkeit ganz entfernte und meinen wissenschaftlichen Fortschritten sehr hinderlich wäre. Es ist doch alles in der Welt größtenteils eitel und Täuschung, sowohl was man genießen als was man tun kann, nur das häusliche Leben nicht. Was man auf diesem stillen Wege Gutes wirkt, das bleibt. Für die wenigen Seelen kann man wirklich etwas sein und etwas Bedeutendes leisten. Und wenn es mir noch beschieden, dieser Vortrefflichen und höchst Liebenswürdigen den Rest ihres Lebens — lang wird es schwerlich mehr sein, denn sie ist sehr schwächlich — zu verschönern, noch so viel Gutes und Schönes in ihr, was leider hat schlummern müssen, zur Entwicklung und zur Tätigkeit zu bringen und ihr gewissermaßen ein Ersatz zu sein für alles, was sie an einen Unwürdigen verschwendet hat: ein schöneres Los könnte mir gar nicht werden. Daß ich mich dieser Gedanken nicht enthalten kann, wirst Du natürlich finden; aber ich prüfe jedesmal aufs neue, ob nichts Unwahres darin ist. Ich fühle, daß, wenn sich Grunow auf einmal verwandelte — ich will nicht sagen, so daß er ihrer würdig würde, sondern nur so, daß ihre Aufopferungen bei ihm angewendet wären, und daß es eben ein leidliches Leben würde, ich mit sehr heiterer Ruhe allen meinen Wünschen dieser Art entsagen würde; ich bin mir bewußt, daß sie nicht von Selbstliebe und von dem Bestreben,

mein eigenes Wohlergehen zu fördern, ausgehen, sondern nur von dem Gedanken, daß es Sünde ist, ein solches Leben so zu verschwenden und daß ich ihr gern nicht sowohl ein angenehmeres als ein würdigeres Leben bereiten möchte.

An Charlotte

Berlin, den 21. Juni 1801

Mit der Ruhe sah es noch aus andern Gründen gar sehr mißlich aus. Von allen Seiten kamen mir unangenehme Gedanken und Empfindungen zugeströmt; Karl mit seiner nicht zu Ende gehenden Geschichte, die Grunow mit ihren immer erneuten und ebensowenig zu beendigenden Leiden, Schlegel mit seiner unangenehmen Lage, die sich noch auf eine mir sehr empfindliche Art verschlimmert hat, das alles und manches Geringere nahm mir das Gemüt auf eine drückende Art ein und ich wartete, außer der Zeit und Augenblicken von besserer Muße auch noch recht kindlich darauf, daß irgend etwas geschehn sollte, wodurch eine dieser Angelegenheiten auf eine erwünschte Art sich entwickeln könnte. Es ist aber nichts geschehn.

Den 23. Abends

Ich brach vorgestern hier ab, weil ich mich in ein Meer von Gedanken und Empfindungen versenkt hatte, aus dem ich mich nicht mehr herausfinden konnte. Dabei ergriff mich lebendiger als je die Sehnsucht, Deinen Wunsch befriedigen und Dich in diesem Jahre noch sehn zu können, und ich sann vergeblich hin und her, ob ich irgendwie eine Möglichkeit ausfindig machen könnte. Du hast gewiß eine Vorstellung

davon, wie ſo etwas angreift, und wirſt Dich nicht darüber wundern, daß ich ohnehin nach einem ermüdenden Predigttage bald genötigt war, im Schlaf Erholung zu ſuchen, der ſich mir ſelbſt in ſolchen Fällen nicht leicht verſagt.

Geſtern konnte ich kaum ein paar Vormittagsſtunden arbeiten; ich war den Mittag bei unſerm alten Onkel Reinhard und den Abend war ich bei Grunows, wo der größte Teil ihrer Familie war, die alle ſehr freundlich und liebevoll gegen mich ſind.

Von Friedrich Schlegel

Dresden, den 25. März 1802

Geliebteſter Freund, mit der größten Teilnahme habe ich die Nachricht geleſen, die Du mir gibſt. Ich wünſche und hoffe, daß alles glücklich gehen mag, d. h. daß Du mit ſo wenig Verdrießlichkeiten davonkommſt, als nur möglich iſt. Eleonoren wird es gewiß nicht an Mut fehlen, und ſo habt Ihr noch ein ſchönes Leben vor Euch.

Von Dorothea

Ihr letzter Brief enthielt nicht wenige Neuigkeiten, lieber Freund, wir wiſſen alle noch nicht, ob wir uns damit freuen oder betrüben ſollen? Meine erſte Bewegung war nach der Charte: Hilf Gott, wie weit hinauf liegt dieſes Stolpe! wie weit von Berlin entfernt, und von jeder ordentlichen Stadt; ſo himmelſchreiend nördlich, ſo weit weg von allem Schönen. Armer Freund, Sie haben viel Not vor ſich zu überſtehen. — Die Strecke von Paris nach Stolpe iſt wirklich unermeßlich!

auf der Charte die beiden äußersten Enden; und doch, ich kann es nicht verhehlen, glaube ich beinah noch eher, Sie einst in Stolpe wiederſehen zu können als in Berlin!

Friedrich Schlegel an Eleonore

Dresden, März 1802

Verehrte Freundin, mit Freude und Teilnahme habe ich den Entſchluß vernommen, den Schleiermacher gefaßt hat. Sie werden dem Beiſpiele ſeiner Entſchloſſenheit folgen und nach einem kurzen Kampfe den ſchönen Lohn eines heiteren Lebens gewinnen. Ich übergehe die leere Zwiſchenzeit, die doch auch nicht einmal leer ſein wird, und vor meinen Augen ſteht nur die feſtliche Zeit, wo das, was ſchon lange vollendet iſt, nicht mehr verborgen ſein wird, ſondern als ein ſchönes Geheimnis vor jedem Auge daſteht. Seid entſchloſſen und glücklich; allen Segen, den ein armer Weltgeiſtlicher wie ich verleihen kann, gebe ich Euch gern.

Es iſt nur gut von Schleiermacher, daß er Sie mir endlich einen Augenblick gezeigt hat. Ich werde es in dankbarem Herzen bewahren und die ſchöne Stunde nicht vergeſſen.

Ich bin unterdeſſen ſehr fleißig geweſen, aber gedichtet habe ich noch nichts, gar nichts, ſeit ich Sie ſah, man müßte denn das unreife Zeug, was ſich im Gefühle meldet, ſchon für Poeſie halten wollen.

Erhalten Sie mir eine Stelle in Ihrem Andenken, und begleiten Sie, wenn die Bitte nicht unbeſcheiden iſt, ſeine Briefe bisweilen mit einem Worte, damit ich ihn zwiefach vor mir ſehe.

Ihr Junius werde ich mit meiner Freundin am Ziele der

Vereinigung sein. Auch hier ist's nur eine leidlich bessere Vor- und Zwischenzeit. Leben Sie wohl.

Schleiermacher an Eleonore

Gnadenfrei, den 3. Mai 1802

Laß mich Dir von einer einsamen halben Stunde reden, die ich diesen Abend gehabt. Lotte verließ mich um sieben Uhr, um noch einer gottesdienstlichen Versammlung beizuwohnen; ich ging hinaus, um noch des schönen Abends zu genießen. Ein kleiner Berg, nenne ihn nur einen Hügel, dicht hinter Gnadenfrei, die Kuppe mit mäßigem Gebüsch bewachsen, in welchem Spaziergänge ausgehauen sind, war mein Ziel. Er ist der nächste an der Ebene und gewährt also eine herrliche Aussicht nach dem Gebirge hin. Die Gegend beschreibe ich Dir nicht, denn ich will nur von meinen Empfindungen reden. Nur dieses. Ich sah in das Schweidnitzer Tal hinein, zunächst Reichenbach, wo ich morgen Abend sein soll, und dann gewiß noch vier Meilen meines Rückweges, denn ich sah noch weit hinter den Türmen von Schweidnitz weg. Im tiefsten Hintergrunde sah ich, so hell war der Abend, mit bloßen Augen die Schneekoppe, den Schlußstein des Vaterlandes, vor mir, jenseits des Peiler Grundes den Fischerberg, wo mein Vater einige Jahre vor meiner Geburt in Lebensgefahr war: die Trümmer einer feindlichen Kanonenkugel zerschmetterten die Trommel, hinter der er das Morgengebet vor der Schlacht hielt. Die Sonne war im Begriff hinter den Vorgebirgen der Eule unterzusinken, und ich setzte mich unter eine vom Abendwind durchsäuselte Birke, um dieses schöne Schauspiel anzusehen. Als der untere Rand der Scheibe

beinahe den Rücken der Gebirge berührte, verſchwanden alle Strahlen und ich konnte ungehindert den hellen Feuerball klar begrenzt erblicken. So ging ſie ſtill und ruhig hinunter. Ich dachte an die Täuſchung und ich glaubte nun die Erde ſich wälzen zu ſehen und das Rauſchen der Berge zu hören, die ſich nach und nach ſchwärzten und zuſammenfloſſen, da ich vorher faſt jede Schlucht hatte unterſcheiden können. Unmittelbar nach dem Untergang der Sonne erhob ſich hie und da eine Nachtigall. Erſt gingen mir tauſend Gedanken durch den Kopf. Die Berge erinnern mich immer an die Geſchichte der Welt. Ich dachte mir die erſten Ankömmlinge in dieſem Paradieſe, die damalige Oede, die jetzige Herrlichkeit, die verſchiedenſten Jahrhunderte und Zeiten ſchwebten mir vor, und was konnte ich tun, als Dich an meine Seite wünſchen, um Dir alles mitzuteilen, was meine Seele bewegte. Da geſchah es denn bald, daß ſich alles in zwei Gefühle zuſammendrängte: ich betete an und ich liebte, ich hätte vergehen mögen vor Andacht und Zärtlichkeit. Dich und meine gute Lotte wünſchte ich an meine Seite, jedes ſeine eigene Frömmigkeit im Herzen, jedes gleich bewegt und alle in Liebe vereinigt und umſchlungen. Das Anbeten und die Liebe blieb; aber die Geſchichte der Welt hatte Platz gemacht der Geſchichte meiner Seele von den Kinderjahren an bis zu meiner heiligen und heiligenden Liebe zu Dir. So war ich aufgeſtanden und eilte unter dem Geſang der Nachtigallen und dem milden Glanze eines zarten Abendrots ohne Weg und Steg durch das Dickicht nach dem Gipfel des Hügels, wo einige ſteinerne Stufen die Ausſicht über das Gebüſch begünſtigen. Da hatte ich außer allem Vorigen noch zu meinen Füßen das heitere, ſtille Gnadenfrei, und hinter mir die Bergfeſtung Silberberg. Nur einmal ſchauderte ich bei dem Anblick der letzten. Es ging mir ſo

durch Mark und Bein, wie gewisse unangenehme Töne tun, die doch sonst nichts bedeuten. Und in der Tat bedeutete mir alles weltliche Tun und Treiben nichts in diesem Augenblick. Ich hatte nur den einen Wunsch, Dir mein ganzes Wesen so zu genießen zu geben, wie ich es fühlte, in diesem Augenblick. Da durchdrang er mich so, daß ich fühlte, er sei ewig und Du werdest ihn genießen, aber an das Schreiben, was ich jetzt tue, dachte ich nicht. Ich glaube, ich wußte kein einziges Wort. Selbst nicht Deinen Namen, denn ich sah Dein Bild und Deine ganze Seele. Ich ging durch das Dickicht den Berg hinunter am Rande eines erschöpften Steinbruchs vorbei, irrte noch ein paar Minuten auf einem Brachfelde umher, bis ein paar Gesellschaften Gnadenfreier Knaben mich vertrieben, die hierher spazieren geführt wurden. Ich schlug den Weg nach dem Gottesacker ein, und den Blick auf Gnadenfrei gerichtet dachte ich an das, was ich Dir neulich schrieb, daß, wenn ich diese Gesellschaft idealisieren könnte, ich nirgends lieber mit Dir leben möchte. Ich malte mir alle Reize der großen Welt vor, und weil so viel Wahrheit in mir war, alles, was meiner Eitelkeit schmeichelt, aber ich fühlte doch, daß ich mir und Dir nicht gelogen hatte. Ich dachte an Jette, und mir war, als müßte ihr auch wohl sein in einem solchen Leben. Der Gottesacker liegt auch am Abhange eines Hügels, von einer Buchenhecke eingefaßt und mit mehreren Reihen von Bäumen bepflanzt, die aber doch zwischen den Menschengebeinen nicht recht das Herz haben zu gedeihen. Auf der einen Seite liegen die Schwestern, auf der anderen die Brüder, eben wie sie im Betsaal sitzen. Jedes Grab hat einen Leichenstein, der aber keine Rezension enthält, sondern nur eine Anzeige. Lächeln mußt ich über die größeren adligen Steine. Ich idealisierte mir die Menschen nicht, die es nun bis hierher gebracht hatten,

ungebildet, beſchränkt, vom Univerſum wenig wiſſend und bei dem Aufſuchen des Göttlichen und Ungöttlichen nur in das kleinſte Detail der menſchlichen Seele hineingehend. So ſind gewiß die Meiſten geweſen, aber ſie trugen doch das Ewige im Herzen, ſie hatten doch den Sinn, der die Welt zuſammenhält, und wenn ſie auch viel Gutes nicht kannten, und es vielleicht ſchüchtern verworfen hätten, ſo würden ſie doch kein Böſes geliebt haben. Friede mit ihnen, dachte ich, ſie mögen jetzt mehr wiſſen und beſſer ſein, und ſo ging ich zwiſchen den Gräbern hindurch. Vom Gottesacker führt eine ſchöne Lindenallee in den Ort hinein, faſt auf meine Wohnung zu. Es ſchlug acht Uhr, ich ſetzte mich auf eine Bank in der Allee und wußte, daß Lotte jetzt mit ihren Schweſtern das Fußwaſchen feierte. Ich dachte bei dem ſchönen Symbol — in meiner Kirche dürfte es auch nicht fehlen — an die Demut und an Dich. Ich will Dir auch die Füße waſchen und Du ſollſt Dich dann herabbeugen und meine Stirne küſſen.

Denke nicht, daß ich dies unmittelbar nach meiner Rückkunft geſchrieben. Ich habe erſt die Zeitungen geleſen. Dann kam Lotte, nachdem ich die erſten Zeilen geſchrieben, um mir noch gute Nacht zu ſagen; die habe ich wieder nach Hauſe begleitet und dann getan, wie Du ſiehſt.

Es iſt mir alle Tage bange geweſen, daß Du mir nicht geſchrieben haſt und daß ich auch durch Jette nichts von Dir erfahren habe.

Eleonore an Charlotte

Berlin, den 4. Juni 1802

Hier haſt Du, meine gute, liebe Schweſter, worum Du mich bateſt; wehe auch Dich, wenn Du es wieder lieſeſt, der Geiſt der ſanften heiligen Rührung an, der über mich gekommen iſt. Auch Du kannſt ja dies heilige Gemüt verſtehn wie ich, und liebſt es wie ich. Er iſt geſchieden von mir, der freundliche Schutzengel meines beſſeren höheren Lebens, aber ſein Geiſt iſt übergegangen in mich. Ich fühle es, meine gute Lotte, wie Du ſo ſchweſterlich mich liebſt, mich, den Gegenſtand einer ſolchen Liebe, ich faſſe ſie kaum, aber ſtill anbetend nehme ich ſie an aus der Hand der Vorſehung, die mich ausruhen laſſen will von den Leiden meiner Jugend, die mir tauſendfachen Erſatz geben will für alle mir einſt verweigerte Liebe, für alle Schmerzen des Lebens. Eine ſchöne ſtille Ruhe iſt aufgegangen in mir ſeit der Stunde des Abſchieds; ich gehe gefaßt den Weg, auf dem mancher Dorn mich verwunden wird, aber ein mildes inneres Lächeln wird meine Tränen trocknen, jede der Dornen erzeugt eine Roſe für ſein künftiges ewiges ſchöneres Leben. Das äußere Leben, fühle ich und ſage es prophetiſch, geben wir der Welt zum Raube, aber ſie nehme es hin, mir hat nicht genügt daran, denn ich nehme Schaden an meiner Seele. Daß der arme Friedrich das einzige Weib ſeines Herzens — ja, das bin ich — ſo finden mußte, ſo! Aber Gott kennt die Kräfte ſeiner Kinder, er gab ſo viel hin, wo er nicht einmal ſo viel gewann wie bei mir, ich bin getroſt, alle Zweifel meiner Seele ſind geſchwunden, und welch eine ſchöne Welt bleibt uns noch außer uns ſelbſt. Ihr, unſere Lieben — ich nenne ſie auch mein, die ihm gehören — Ihr werdet Euch freuen mit uns.

Du haſt mir bald einen ausführlichen Brief verſprochen, werde ich ihn bekommen, und wie? Dein guter Bruder hat mir nichts geſagt, ich habe noch Deine Adreſſe von ihm, als er bei Dir war, ich vermute Deine Antwort durch Jette, ſie grüßt Dich herzlich, ich habe ſie geſehn, ach, ich muß von ihm doch ſprechen, ſonſt bräche mir das Herz. Gott ſei mit Dir, meine Gute, Liebe, lebe wohl.

Schleiermacher an Eleonore

Stolpe, den 21. Juni 1802

Verwöhnt bin ich nun ſchon, oder ſoll ich lieber ſagen eingewöhnt, durch Ihr Verſprechen und die bisherige Erfüllung desſelben, und es iſt gar keine Frage, daß ich mir ängſtliche Gedanken machen würde, wenn Ihr Brief einmal ausbliebe, ohne daß Sie mich darauf vorbereitet hätten. Denken Sie ſich aber auch nur recht, wie ich mit Ihren Briefen umgehe, wie ſie erſt verſchlungen, dann geleſen, dann genoſſen, dann gründlich überlegt werden und zuletzt noch allerlei kritiſche Vermutungen über einzelne Stellen hinzukommen, wie ich mich allen Erinnerungen hingebe, die ſie in mir wecken, allen Bewegungen Ihres Gemütes und Ihrer Geſichtszüge, die ſehr lebhaft vor mir ſtehen, zuſchaue und gern, ja mit rechter Freudigkeit, in meinen Buſen greife, wenn Sie mir etwas von mir ſelbſt ſagen.

Dienstag

Sie glauben doch nicht aus dem vorigen, daß ich meine Trägheit beim Viſitenmachen verteidigen will? Nein, die bleibt in ihren Würden — nur daß ich hoffe, ich würde ſie nicht ausgeübt haben, wenn Sie hier geweſen wären. Aber

das kann ich nicht gelten lassen, daß Sie mein ruhiges Suchen und Findenlassen mit zur Trägheit rechnen. Nein, liebe Freundin, entweder verstehen wir uns hier nicht oder Sie denken sich das anders als es ist. Dabei verhalte ich mich nicht passiv. Ich sehe mich wohl um und suche, wo jemand ist, der mich verstehen möchte. Das Suchen und Finden muß gegenseitig sein, aber es muß nur durch die natürliche Anziehungskraft verwandter Gemüter zustande kommen. Je mehr Absichtliches dabei ist, je mehr man fördern will, desto mehr ist man in Gefahr zu verderben. Jeder Mensch verrät sich von selbst genug für den, der fähig ist, ihn zu verstehen, und der Augen und Ohren offen hat, und so nähert man sich von selbst und im rechten Maße und auf die Art, in welcher allein reine Wahrheit ist und an reine Wahrheit geglaubt werden muß. Alles Absichtliche ist dem Mißverständnis und dem Mißtrauen ausgesetzt. Keine Verzögerung, die aus der Anhänglichkeit an diesen Grundsatz (der mein eigentlicher positiver Charakter ist, und nicht mein negativer oder meine Trägheit) entsteht, hat mich jemals gereut oder wird mich reuen, und versäume ich irgend etwas darüber ganz, so tröste ich mich damit, daß es mir nicht beschieden war. Denn, was ein Mensch nicht ohne Verletzung seiner eigentümlichen Sittlichkeit erlangen kann, das ist ihm nicht beschieden, ebenso wie das, was ihm physisch unmöglich ist. In einer ganz andren Absicht bin ich diesen Nachmittag über die Fragmente im Athenäum geraten; ich weiß nicht, ob ich Ihnen einmal die, welche darunter von mir sind, ausgezeichnet habe; es gibt mehrere, in denen ich meine Denkungsart über diese Sache so klar gemacht habe als ich irgend kann. Sie dürfen sich übrigens gar nicht zum Beispiel anführen. Allerdings ist das Eigne und das wahre Innere Ihres Wesens sehr

schwer zu finden. Wer ist denn so glücklich gewesen, Sie zu verstehen vor mir? Nun die Fahrt einmal auf der Charte verzeichnet ist, finden Andre auch wohl den Weg. Bei Ihnen nun fand ich die eine von diesen Kräften ganz gebunden und zurückgedrängt. Wissen Sie, womit ich Sie vergleichen möchte? mit einem Magneten, der sich ganz in Eisenfeile gehüllt hat, weil er kein solides Stück Eisen fand. Kommt ihm nun eins an, so kann es ihn vor dieser Umgebung nicht erkennen, sondern höchstens ahnden, und es kommt auf einen herzhaften Griff an, mit dem man die Eisenfeile abstreift. Als ich dachte: „Aus der Frau ist etwas zu machen", hatte ich Ihr innerstes Wesen noch nicht gefunden — denn das ist und braucht weiter nichts daraus gemacht zu werden —, sondern nur Ihren Verstand, und Sie wissen, daß der Verstand allein mich eben nicht sehr persönlich affiziert. Sie konnte ich der Hauptsache nach nicht anders finden, als ich Sie gefunden habe, durch eine Offenbarung der Liebe. Und was hätten Sie denn auch ohne die mit meinem Zutrauen gemacht? Haben Sie mein Inneres nicht auch erst nach dieser Offenbarung und durch sie gefunden? Hielten Sie sich nicht vorher auch nur an meinen Verstand oder meinen Geist, wenn Sie wollen, und etwa an meine Art, die Welt anzusehen? Und wären wir auf diesem Wege viel weiter gekommen, als eben zu den Mitteilungen unsres Verstandes?

Doch ich will mich jetzt gar nicht weiter in uns vertiefen, sondern auf meine Trägheit zurückkommen. Sie besteht eigentlich darin, daß ich auf gewisse Dinge keine Gedanken wenden will und es nicht der Mühe wert halte, sie zu überlegen; so wende ich denn lieber Zeit darauf. Und nur deshalb, weil, wie Sie allerdings recht haben, diese Zeit mich doch um Gedanken bringt, rechne ich sie mir zum Fehler an, sowie die

Maxime, lieber Geld auf etwas zu wenden, als Zeit, auch für diejenigen zu tadeln ist, die das Geld dann wieder für Zeit kaufen müssen.

Stolpe, den 8. Juli 1802

Ihre Reisebeschreibung haben Sie sehr in nuce abgefaßt. Daß die Kunst alles bei uns durch Wirtlichkeit verdirbt, ist ein sehr allgemeiner Fehler. Es erinnert mich an ein schönes Wort eines Franzosen darüber, que tout étoit très beau chez nous, mais qu'il y manquait toujours un écu. Als ich das hörte, schrieb ich mir in mein Gedankenbuch, es wäre recht mein Charakter. Finden Sie das nicht auch? Nicht als ob alles très beau oder auch nur très bon an mir wäre, aber auch allem, was so ist, fehlt immer un écu, es sei nun un écu von Fleiß oder von Genie oder von guter Lebensart. An allen meinen Arbeiten sehe ich es recht, wenn sie fertig sind und sich also übersehen lassen, denn es ist mir ganz klar, wo ich den écu hätte hineinstecken sollen; gehabt hätte ich ihn auch wohl, wie es bei den Preußen auch größtenteils der Fall ist; es ist nur eine übel angebrachte und unverständige Sparsamkeit. Auch in meinem Betragen gegen die Menschen ist es so. Im ganzen ist es gewiß nach einem richtigen Plan angelegt, und von meinen Grundsätzen möchte ich um keinen Preis etwas ab- oder zutun. Auch mit meiner Manier bin ich im Ganzen zufrieden; aber bei allen Aufopferungen im Großen, die ich oft der Gesellschaft und den Menschen mache, fehlt fast immer un écu, weshalb sie oft das Uebrige gar nicht genießen können. Lehren Sie mich doch diesen écu überall bei der Hand haben. Wieviel wäre ich dann gebessert!

Es wäre ein großer Edelstein in der Krone Ihrer Verdienste um mich.

Mittwoch war die Synodalversammlung der hiesigen Diözese, und der Probst hatte die Artigkeit, mich dazu einzuladen. Damit ging fast der ganze Tage hin. Das hat mir einmal wehmütige Empfindungen gemacht! Ach, liebe Freundin, wenn man so unter 35 Geistlichen ist! — ich habe mich nicht geschämt einer zu sein; aber von ganzem Herzen habe ich mich hineingesehnt und hineingedacht in die hoffentlich nicht mehr ferne Zeit, wo das nicht mehr so wird sein können. Erleben werde ich sie nicht; aber könnte ich irgend etwas beitragen, sie herbeizuführen! Von den offenbar infamen will ich gar nicht reden, auch wollte ich mir gern gefallen lassen, daß einige dergleichen unter einer solchen Anzahl wären, besonders so lange die Pfarren noch 1000 Rthl. eintragen — aber die allgemeine Herabwürdigung, die gänzliche Verschlossenheit für alles Höhere, die ganz niedere, sinnliche Denkungsart — sehen Sie, ich war gewiß der einzige, der in seinem Herzen geseufzt hat; gewiß, denn ich habe so viel angeklopft und versucht, daß ich sicher den zweiten gefunden hätte!

Daß ich den Friedrich nicht liebe, lassen Sie sich ja nicht von Jette einreden. Daß sie es glaubt, ist ganz natürlich. Sie weiß, daß Friedrichs Charakter dem meinigen ganz heterogen ist, und sie glaubt nicht, daß man das Heterogene lieben kann. Dann habe ich auch vieles an ihm mit meiner bekannten Offenheit gegen sie getadelt und ihren Tadel eingestanden. Sie weiß, daß Friedrichs übermächtige stürmische Sinnlichkeit mir in einigen ihrer Aeußerungen unangenehm und gleichsam meinem Geschmack zuwider gewesen ist, auch daß ich mit großer Mißbilligung gesprochen von der Leichtig-

keit, mit der er ſich bisweilen einem unrechtlichen Verfahren in ſeinen Angelegenheiten nähert, und nun erſcheint ihr das als das Weſentliche ſeines Charakters, weil das Gegenteil davon, Ruhe und Ordnung, das Weſentliche des ihrigen iſt. Sie weiß, daß es ihm an Sinn fehlt für manches, was mir viel wert iſt, und nun glaubt ſie, es fehle ihm an Gemüt überhaupt, und meint, es wäre eigentlich nur ſein Geiſt, was mich anzöge, und ich wäre mir ſelbſt nicht klar. Aber ich verſtehe mich hier ſehr gut! Des Geiſtes wegen liebe ich niemanden. Schelling und Goethe ſind zwei mächtige Geiſter, aber ich werde nie in Verſuchung geraten, ſie zu lieben, gewiß aber auch es mir nie einbilden. Schlegel iſt aber eine hohe ſittliche Natur, ein Mann, der die ganze Welt, und zwar mit Liebe, in ſeinem Herzen trägt, die Sinnlichkeit iſt gar nicht in einem unſchönen Mißverhältnis zu ſeinen übrigen Kräften, er iſt auch dem Geiſte nach gar nicht unrechtlich, wenn er es gleich dem Buchſtaben nach bisweilen wirklich wird. Ich habe das der Jette öfters angedeutet; ſie hat es aber nicht finden können, und ſo habe ich mir weiter keine vergebliche Mühe gegeben. Ich verlaſſe mich darauf, ſie wird ihn noch ſehen, wenn er wird fertig geworden ſein in Abſicht auf die Darſtellung ſeines Weſens, und dann wird ſie ihn und mich beſſer verſtehen. Machen Sie auch noch einen Verſuch, ihr das zu lehren und zu kommentieren; vielleicht gelingt es Ihnen beſſer!

Stolpe, den 19. Juli 1802

Sie ſetzen meinen Glauben auf die Probe, beſte Freundin, denn dieſer Montag hat mich wieder leer ausgehen laſſen

von Ihnen. Natürlich werden Sie es finden, daß ich nun zur Schadloshaltung wenigstens ein Viertelstündchen mit Ihnen plaudere. Viel länger wird es mein Gewissen nicht zulassen, denn ich habe mir ein Arbeitspensum gesetzt, durch dessen Vollendung ich es mir erst verdienen will, meinem Herzen gütlich zu tun. Dies ist eine Maßregel, die mir bisweilen sehr heilsam ist. Indessen, wie weiß sich der Mensch auch dies bequem zu machen. Einmal ergreife ich sie selten anders, als wenn ich zu dem, was mir sonst eigentlich lieber wäre, nicht recht aufgeregt bin, und dann, wenn mir das bei der Arbeit kommt, wie gewöhnlich, so gibt es so viele Hilfsmittel. Jetzt z. B. ist es die Uebersetzung eines Platonischen Dialogs, wobei ich mir bestimmte Aufgaben mache. Kann ich nun mit der Uebersetzung eines philosophischen Kunstwortes nicht einig werden, so wird geschwind dekretiert, dieses bis zur letzten Ueberarbeitung zu versparen, weil es sich dann besser werde beurteilen lassen; bisweilen ist dies in der Natur der Sache gegründet und eine wahre Zeitersparung, bisweilen ist es Bequemlichkeit und eine wahre Zeitversplitterung. Genau untersuche ich nicht, welches jedesmal der Fall sein mag. Denn das wäre öfters wohl auch eine Zeitversplitterung. In diesem Augenblick kann ich mich dessen nicht anklagen. Denn das ist einmal in der Regel; wenn ich Briefe erhalten oder auch nicht erhalten habe, bin ich zur Arbeit eine Zeitlang nicht tüchtig. Ich muß mich erst in die nach fehlgeschlagener Hoffnung nötige Gemütsverfassung setzen, oder, was darin gestanden, recht mit Muße in mich aufnehmen, worin bei mir ein auffallender Unterschied zwischen einem Briefe und einem Gespräch ist. Wie oft bin ich unmittelbar von Ihnen und nach solchen Unterhaltungen, bei denen wir uns am meisten liebten und genügten, sogleich zur Arbeit gegangen,

und wie schön und glücklich ging es mir dann von statten. Nur den Gang durch den Garten widmete ich noch dem reinen Genuß, dem rechten Verarbeiten des gemeinschaftlich hervorgebrachten und angeschauten Schönen durch die ganze Seele. Bei einem Briefe, auch dem schönsten, brauchen Phantasie und Sehnsucht mehr Zeit, um ihr Recht auszuüben.

Stolpe, den 29. Juli 1802

Ich lese jetzt täglich, wenn auch nur ein halbes Stündchen, irgend etwas Schönes! Besonders habe ich den Ofterdingen vor. Den müssen Sie doch auch haben, und sobald Reimer aus seinem Vaterlande zurück ist, soll er Ihnen ein Exemplar schicken. Dies geht nicht allein auf die Liebe und auf die Mystik — die kannte ich ja schon im Hardenberg, sondern auch auch auf die dem Ganzen zugrunde liegende große Fülle des Wissens, auf die bei solchen Menschen so seltene Ehrfurcht vor dem Wissen, und auf die unmittelbare Beziehung desselben auf das Höchste, auf die Anschauung der Welt und der Gottheit. Gewiß, Hardenberg wäre neben allem Anderen ein sehr großer Künstler geworden, wenn er uns länger gegönnt worden wäre. Das war aber freilich nicht zu verlangen; er war nicht sowohl durch sein Schicksal, als durch sein ganzes Wesen für diese Erde eine tragische Person, ein dem Tode Geweihter. Und selbst sein Schicksal scheint mir mit seinem Wesen zusammenzuhangen. Ich glaube nicht, daß er seine Geliebte richtig gewählt oder vielmehr gefunden hatte, ich überzeuge mich fast, sie würde ihm zu wenig gewesen sein, wenn sie ihm geblieben wäre. Meinen Sie nicht auch, daß man dieses aus seiner Mathilde schließen kann? Scheint

ſie Ihnen nicht im Vergleich mit der Art, wie alles Andre ausgeſtattet iſt, etwas zu dürftig für den Geiſt? und würde er nicht eine Andere haben ſchildern müſſen, wenn ihm ſein Gemüt mit dem Bilde einer reicheren Weiblichkeit wäre erfüllt geweſen? Damit tröſte ich mich wenigſtens für ihn. Doch läßt ſich eigentlich nichts Beſtimmtes darüber ſagen, da leider das Ganze nicht vorhanden iſt.

Stolpe, den 7. Auguſt 1802

Recht oft ſchon, liebe Freundin, erfreue ich mich an dem Gedanken, daß Ihre gute Mutter bei Ihnen draußen iſt, ohnerachtet es ſchwerlich jetzt ſchon der Fall ſein mag. Aber es iſt mir die angenehmſte Vorſtellung, die ich mir von Ihrem Zuſtande machen kann, und darum halte ich mich ſo gern daran. Wie werden Sie die würdige Greiſin pflegen, und wie wird die kindliche Liebe, die Ihrem Herzen ſo tief eingewurzelt iſt, noch einmal ganz neu treiben und blühen! Ach, es gibt wenig Schöneres in der Welt, ja, ich kenne ſogar nichts — denn iſt nicht dies ein weſentlicher Beſtandteil alles anderen Schönen und Herrlichen? Sie wiſſen, wie lange ich verwaiſet bin, aber es gibt wohl nicht leicht einen Tag, wo ich nicht mit Liebe, beſonders meines Vaters, gedächte. Zwar habe ich mit meiner Mutter mehr gelebt, aber ich verlor ſie zu früh. Ihn hingegen habe ich noch, wenigſtens im Anfang meines reiferen Lebens gekannt. Ein unſeliges Mißverſtändnis hatte ſein Herz mehrere Jahre von mir entfernt. Er glaubte mich auf einem verderblichen Wege, er hielt mich für aufgeblaſen und eitel, indes ich nur ganz einfältig meiner innerſten Ueberzeugung gefolgt war, ohne auch nur einen Schritt weiter

hinaus zu denken, oder irgend etwas zu wünſchen und zu hoffen. Ich litt viel, ich dachte, welch ein ſchönes Verhältnis zwiſchen uns ſtattfinden könnte, und es war nicht! Ohne meine Schuld. Mich rührte ſeine zärtlich ſorgende Liebe, die auch, ohnerachtet ſeines Kummers um mich, nie von mir wich. Aber Sie wiſſen, wie ich bin; ich tat nie etwas Beſonderes, um ihn mir näher zu bringen, ſondern ging nur ſtill meinen Gang fort, beſorgend, jenes möchte nur verkehrt auf ihn wirken. Nach und nach nur folgte ſein Urteil und ſein Verſtand ſeinem Herzen; aber nur eben hatte ich das vollſte und ſicherſte Zeugnis in Händen, daß er ganz wieder mein war, als er mir genommen wurde. Wäre es mir ſo gut geworden, ſeine letzten Augenblicke zu verſchönern, mit kindlicher Hand ſeine Augen zuzudrücken! — Gern hätte ich das Denkmal davon an meiner Geſundheit ſo lange tragen wollen als Sie! O, liebe Freundin, genießen Sie jetzt mit wehmütiger Beſonnenheit, recht ungeſtört, von allem abſehend, was Sie mit Recht darin ſtören könnte, das letzte große Mahl, das vielleicht Ihr kindliches Herz ſich bereitet hat, und die Augenblicke, welche Sie mir ſchenken von der Gegenwart Ihrer Mutter — nur die ſollen es ſein, wenn ſie ruht —, werden mir doppelt heilig ſein, mit allen Ausdrücken und Spuren Ihres wunden Gefühls.

Stolpe, den 12. Auguſt 1802

Ich reiſe nach Rügenwalde, halte Montag auf dem Rückweg wieder Gottesdienſt in S..., und komme erſt an dieſem Tage gegen Abend zurück. Das erſte, was mich erfreut, wird dann Ihr Brief ſein, und das zweite mein kleiner Penſionär.

Freundlich bin ich ihm, darauf verlassen Sie sich; es ist mir eben natürlich, und ich bin überzeugt, es wäre mir nie möglich, anders gegen Kinder zu sein, wenn ich sie allein oder in Gemeinschaft mit einer befreundeten Seele zu behandeln hätte. Als Hofmeister war ich es nicht immer, das war aber eine Folge der Umstände, und nur ein kleines Uebermaß davon mag Unbeholfenheit gewesen sein. Ich konnte den Kindern wenig Gutes tun, ihre kleinen Freuden hingen nicht von mir ab, und bei ihren ernsten Beschäftigungen hatte ich allein die Last, allen Vernachlässigungen, Unordnungen und dem eingewurzelten Hange zur Ungründlichkeit entgegenzuarbeiten. Das war ein schwerer Stand, und es brach auch endlich über diesen Punkt zwischen mir und den Eltern. Uebrigens haben Sie sehr Recht, daß die Männer gewöhnlich den Himmel leer lassen, nämlich die Phantasie, aus welcher die Liebe und der Himmel hervorgehen müssen. Sie habens nur immer mit der Vernunft, und zwar mit der auf die bürgerlichen Verhältnisse gerichteten, in welchen allein sie leben, weben und sind; auch alle Sittlichkeit, welche sie anerziehen möchten, ist nichts Anderes als dieses. Darum ekelt mir so unmenschlich vor ihren pädagogischen Büchern und ihrem Tun; einmal habe ich schon mein Herz darüber ausgeschüttet, es wird aber noch öfter kommen! Schon vor zwei Jahren habe ich halb im Scherz der Eichmann ihrem Franz versprochen, ein Kinderbuch zu schreiben; wer weiß, ob ich nicht einmal Ernst daraus mache.

Auch über den Osterdingen habe ich Sie verstanden, und, wohl zu merken, nicht nur mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen und der Phantasie. Sie haben da, wie oft, in aller Kürze ein großes Wort gesagt, von dem gewiß in Bergks Kunst zu lesen, einem Werke von mehreren Bänden, keine Silbe steht. Es ist etwas gar Jämmerliches, wenn man ein

Buch nur mit dem Verstande versteht, und ist gewöhnlich entweder an dem Leser oder an dem Buche nichts weiter. Wem aber das größere Verstehen mit der Phantasie gegeben ist, der kann jenes kleinere, nachdem er will, leicht lernen oder leicht entbehren. Darin sind nun die Frauen stark, bloß weil man ihnen so viel Ruhe läßt, und wenn es sich irgend verteidigen läßt, daß sie in der eigentlichen Wissenschaft und in der bürgerlichen Welt keine eigne Stelle haben sollen, so ist es nur in dieser Beziehung, daß die bürgerliche Welt die Phantasie unterdrückt, und daß, je weniger sie eigentlich wissen, desto deutlicher hervorstrahlt, *wie* sie alles wissen könnten. Das wäre nun das rechte Meisterstück, wenn Sie M. lehrten die Monologen mit der Phantasie verstehen (das Herz ist mit darunter begriffen).

Stolpe, den 19. August 1802

Ja wohl, meine liebe Freundin, tun Sie etwas Gutes und Schönes, wenn Sie an mich schreiben. Sie können es getrost unter die guten Werke zählen, und ich hoffe auch unter die Taten der Freude und der schönen Muße. Denn Freude muß Ihnen das Gefühl machen, wie Sie mir wohltun, und gibt es eine schönere Muße, als die innige stille Selbstbeschauung, das freie Spiel Ihrer tiefsten Gefühle, dem Sie sich überlassen, wenn Sie an mich schreiben? Sie haben recht, daß uns alles Gute geworden ist, was nur die Kinder des Höchsten erwarten können. Denn vereinigt sich nicht auch bei dieser traurigen Entfernung alles Schöne und Gute in unsrer Verbindung? Ich erfreue mich jetzt recht meiner schweigsamen Natur. Wenn ich einen Brief von Ihnen lese, ist mir, als wäre ich bei Ihnen

— denn tat ich oft viel mehr, als Ihnen zuhorchen und mich weiden an meiner inneren Freude über Sie? Das tue ich jetzt auch, ja, auch an den Tränen habe ich meine Freude, deren Spuren mir nicht entgehen. Ich sehe noch, wie groß und klar, gleich dem Gefühl, aus welchem sie entsprungen sind, sie in Ihren Augen geglänzt haben und wie majestätisch still sie sich dann plötzlich herunterstürzten auf Ihre Wangen. Genießen Sie ihn recht, den Reichtum von Gefühlen, der jetzt in Ihnen ist — er gleicht einem Moment in einem großen musikalischen Kunstwerk, worin der Unkundige die widersprechendsten Töne zu vernehmen glaubt, worin aber doch alles Harmonie ist, eine Harmonie, die gewiß jedem noch lange nachklingt, der nur alle Töne vernommen hat, und wer das nicht kann, dem würde gewiß, wenn ihm der Sinn nicht versagt ist, jeder einzelne wohltun, wenn Sie sie ihm nacheinander mit Ihrer süßen Hingebung wiederholen wollten. Auch sorgen werden Sie nicht zu viel, sondern ruhig, wenngleich in Schmerzen, abwarten, welche Seite Ihres Gefühls die nahe Zukunft zuerst gewaltig berühren wird.

Lassen Sie sichs nicht wundern, daß Ihre gute Mutter dem Leben anhängt. Sollte sie nicht? Sie ist unabhängig, sie hat Freude an ihren Kindern und wird ihrer Liebe froh. Das Leben *verachten* ist ein ungeheurer Stolz oder ein widriger Leichtsinn; gleichgültig dagegen sein darf nur der, der als eine reife Frucht sich selbst fühlt und genießt, oder der, dem das eigentliche Leben schon zerstört ist, und für den der Tod nur noch eine äußere Formalität ist — aber, sich mit aller Anhänglichkeit der Natur ruhig davon *losmachen können*, das ist der Triumph des Glaubens und der Religion. Er bildet sich oft schnell, der letzte strahlende Moment, auch in solchen Seelen, in denen das ewige Licht nicht immer hell geleuchtet hat. *Sie* werden ihn wahr-

nehmen an Ihrer Mutter, gewiß, wenn auch andere die eilende Erscheinung versäumen. Aber ich glaube noch nicht, daß Ihre traurigen Ahnungen gegründet sind.

Zwei Briefe habe ich schon von der Herz; freilich hat sie auch nachzuholen genug. Sie will, ich soll mich hier als König fühlen, und frei und reich — kurz, ganz wie der stoische Weise und etwas besser. Unrecht hat sie nicht, bei Lichte besehen. Ich schmeichle mir, Reichtümer zu besitzen, von denen in den Deklamationen der Stoiker nichts zu lesen ist; und wenn ich Sie nun noch als Prophetin grüße, so muß ich mich ja der Oede und Leere um mich her recht freuen, damit mir nichts den Platz wegnimmt für meine schönen Phantasien. Erhält mir nur Gott die Posttage, an denen ich mich nähre und labe, und einen leidlichen Zustand der Augen, mit denen ich allerdings nicht zufrieden bin, so soll der Winter, als Zwischenakt zwischen der letzten Generation der heurigen Rosen und der ersten des künftigen Jahres, auch noch seine Früchte tragen. Denn wenn ich Paradoxien über den Weisen sagen sollte, so würde die erste eine sein, welche die Stoiker vergessen haben, daß nämlich der Weise allein etwas tue. Befehlen Sie mir doch kategorisch, wann ich anfangen soll, an der Kritik der Moral wirklich zu schreiben; aber Sie müssen mir einen Termin setzen, vor dessen Ablauf ich noch vieles lesen kann, etwa nach meiner Rückkunft von Marienfelde, wohin ich den 24. September zu reisen denke. Nachgerade muß ich eine solche Anstalt machen, sonst schiebt sich die Sache immer weiter hinaus. Und das Befehlen hilft bei mir; das Zeugnis werden Sie mir doch geben!

Wissen Sie wohl, daß Friedrich einmal seinem Bruder Wilhelm einen Einfall ordentlich verkauft hat? und zwar für ein flanellenes Nachtkamisol. Wenn Sie sich auf einen solchen

Handel legen wollen, so schicken Sie mir nur alle Ihre hellen Gedanken, wie Sie sie nennen; über den Preis werden wir einig werden, denn ich dinge gar nicht. Nur das müssen Sie nicht verlangen, daß ich erst noch etwas daraus machen soll.

Sie wissen, ich habe es mir vorlängst als eine Belohnung nach den Katechisationen ausgemacht, an Sie zu schreiben, und heute will ich es mir (ohnerachtet ich des Tages Last und Hitze nicht sonderlich getragen habe, sondern von unbedeutenden Dingen fast den ganzen Tag heimgesucht worden bin) nicht entgehen lassen, besonders, weil ich sehr zufrieden gewesen bin mit meiner Katechisation. Gar oft wünsche ich mir Sie dabei als Zuhörerin, und ich glaube, ich würde viel lernen können aus Ihren Bemerkungen. Ich habe mir trotz des Urplans unseres — nicht Heidelbergischen, sondern, Gott sei Dank, nur Heringschen — Katechismus, dem ich folgen muß, einen eignen Plan gemacht, mit dem ich recht zufrieden bin; nur in der Ausführung lasse ich mich noch zu sehr gehen in dem, was mir das Interessanteste ist. Doch lenke ich gern ein, wenn ich merke, daß ich auf einem den Kleinen unzugänglichen Felde bin. Im Allgemeinen ist gewiß Platon der beste Lehrer der katechetischen Kunst, im Einzelnen muß es eine Frau sein; denn diese sind ja immer unsre Lehrerinnen in dem, was zur Geistesgegenwart, zur schnellen Beurteilung eines bestimmten Falles gehört.

Mit meiner Erziehung geht es auch ganz leidlich; ich erweitere das Gebiet derselben täglich und werde bald den ganzen kleinen Menschen umfaßt haben mit meiner Sorge. Er wird zu meiner Freude schon etwas dreister und etwas artiger. Sie wissen schon, wie ich das letztere nehme, wenn ich es rühme, und daß nur das ungeleckte Bärentum der Gegensatz davon ist, nichts echt Menschliches aber dadurch ausgeschlossen wird.

Gefühl merke ich eben noch nicht viel bei ihm, denn seine Anhänglichkeit an mich ist nur das Bewußtsein der Abhängigkeit und des erhöhten Wohlbefindens. Aber ich mache mir aus dem Mangel des Gefühls nicht viel bei Kindern, sondern schätze mehr an ihnen den Verstand und den Eigensinn. Haben wir darüber schon zufällig gesprochen? Ich glaube, es hängt genau damit zusammen, daß ich eben das echte Gefühl für das beste im Menschen halte. Dieses ist nach meiner Ansicht nichts anderes, als die ununterbrochene und gleichsam allgegenwärtige Tätigkeit gewisser Ideen. Dessen nun sind Kinder nicht fähig, sondern, was man bei ihnen Gefühl nennt, sind nur Aeußerungen des Instinkts, wodurch sie selbst und andre zu dem Glauben verleitet werden, als hätten sie nun das rechte. Der Verstand und der Eigensinn aber sind mir Vorboten der Vernunft und der Selbständigkeit, und mit der Phantasie kann man dann erwarten, daß das Gefühl auch kommen wird, wenn man nur die Phantasie nicht unterdrückt. Sagen Sie mir doch, ob Sie schon als Kind recht viel Gefühl gehabt haben! Es sollte mich wundern, wenn das so wäre, und ich würde Sie dann ganz aufs neue bewundern, daß Sie über das Falsche so glücklich Herr geworden wären! Ich kann es von mir verneinen; das erste, was sich entwickelte, war unmittelbar das religiöse; ich kann mich noch seiner ersten Regung entsinnen auf einem Spaziergange mit meinem Vater. Er ließ es mir nie aus den Augen, nachdem er es zuerst entwickelt hatte, und so war es kein Wunder, daß er mich mißkannte, als ich eine Gesellschaft verließ, in die er mich mit vieler Zuneigung und großen Hoffnungen und nach meinem eignen Wunsche gebracht hatte, um es mir zu retten gegen die vereinigte Macht der Welt und des skeptischen Verstandes, die er nicht in mir verkannte. Er hielt für das Treiben eines eitlen Herzens, für die verderbliche Sucht,

in den Abgrund des Skeptizismus zu stürzen, was in mir nur Wirkung des Wahrheitsgefühls war, ohne alle Lust oder Unlust zu dem, was nun kommen würde. Das eitle Wesen in der Welt fürchtete ich, weit entfernt es zu lieben, und hätte ich einen andern ähnlichen Winkel gewußt wie die Herrnhuter, ich wäre lieber dorthin gegangen. So habe ich auch auf der Universität gelebt und hernach wie ein echter Herrnhuter, ohne mich um mein Schicksal zu bekümmern, und wenn mein Onkel nicht gewesen wäre, ich glaube, ich wäre buchstäblich niemals auf den Einfall gekommen, zum Examen zu reisen, damit ich auch die Anwartschaft bekäme auf ein Amt.

Da haben Sie ja ein ganzes Fragment von meiner Lebensgeschichte, und ein nicht unbedeutendes; ja ich habe darüber wider meinen Willen dieses Blatt angefangen, welches ich abschneiden wollte. Nun plaudre ich aber gern noch ein Endchen weiter. Zuerst lassen Sie sich noch ein Zeugnis mitteilen, oder vielmehr eine Schilderung, die, ich weiß nicht mehr wer, meinem Vater von mir gemacht hat, als ich auf der Universität war. Er teilte sie mir hernach mit, und ich begreife noch jetzt nicht, wer mich damals so genau gekannt haben kann, da ich fast mit niemandem umging. Ich wäre, hieß es, in meinem Aeußeren sehr nachlässig, hätte ganz das Wesen eines in sich gekehrten Menschen an mir, zynisch in meiner ganzen Lebensart, für mich sehr genügsam, aber in Gesellschaft, und meinen Freunden zu gefallen, alles aufopfernd, auch das Notwendigste; fleißig für mich, aber nur sehr stoßweise, und immer ein schlechter Besucher der Kollegien, die ich zu verachten schiene; übrigens die Verborgenheit fast geflissentlich suchend; aber wenn ich unter die Vornehmen und Reichen käme, so, als wäre ich Beides noch mehr als sie; kalt und stolz gegen alle Höheren, und vorzüglich gegen meine Lehrer und Vorgesetzten. — Kennen Sie mich in

dieſem Gemälde? Einige fremde Züge hatte es wohl, wie jedes Bild, weil der Zeichner nicht immer denſelben Geſichtspunkt mag gehabt haben, aber ſehr viel Aehnliches war doch darin. Nur müſſen Sie bedenken, daß damals noch ſehr Vieles tief in mir ſchlief. Ich hatte ſchon damals einen ſo richtigen Takt für das Falſche, Gemeine, Halbe und Verkehrte in allen Dingen, aber das Rechte hatte ich noch nicht gefunden. Die Kunſt und die Frauen kannte ich noch gar nicht. Für die letzteren ging mir der Sinn erſt in dem häuslichen Zirkel in Preußen auf. Dieſes Verdienſt um mich hat Friederike mit in die Ewigkeit genommen, und es wird, hoffe ich, nicht das geringſte ſein, was ihr ſchönes Daſein gewirkt hat. Und nur durch die Kenntnis des weiblichen Gemütes habe ich die des wahren menſchlichen Wertes gewonnen.

Stolpe, den 26. Auguſt 1802, Abends

Eigentlich, meine teure Freundin, verdiene ich wohl nicht, nach einem ziemlich verſchleuderten Tage an Sie zu ſchreiben. Ich habe mich zwar nach dem Tee wieder ans Arbeiten gegeben, um das Gefühl dieſer Unwürdigkeit etwas zu mildern, aber im ganzen bleibt es mir doch und ich demütige mich vor Ihnen, wie oft, wenn ich daran denke, wie Sie gerade jetzt die Beſchickung aller beſchwerlichen Geſchäfte des gemeinen Lebens mit der Erfüllung der ſchönſten Pflichten auf die tätigſte Art vereinigen und wie ich dieſen Kleinigkeiten regelmäßig unterliege. Sie werden lächeln, wenn ich Ihnen meine Rechenſchaft ablege, unſre Freundin Jette aber würde ihr Aergernis daran haben. Des Vormittags habe ich freilich einige Stunden gearbeitet, wiewohl auch ohne ſonderlichen

Succeß, teils weil die Hoffnung mehrerer Briefe mich hintergangen hat (in solchem Fall pflege ich dann mit desto größerer Genauigkeit und Zeitverschwendung die Zeitungen zu lesen), teils auch, weil ich wußte, was mir bevorstand. Nämlich, nachdem die Hofpredigerin auf einige Tage wieder hier gewesen und das Haus nun ganz geräumt hat, beschloß ich, von oben herunter zu ziehen, und dieses große Stück sollte heute ausgeführt werden. Die Leute kamen auch zur gehörigen Zeit, um den großen Secretair auseinander zu heben und herunter zu transportieren. Um mich von der schweren Arbeit, die Schiebladen einzusetzen und die Papiere wieder an ihren Ort zu legen, einigermaßen zu erholen, ließ ich mirs ein paar Stunden recht wohl sein in Hippels Biographie zu lesen und in Schwarz' Erziehungslehre zu blättern, die eben angekommen war. Erst gegen Abend konnte ich mich entschließen, zu dem großen Werke des Büchertransportes zu schreiten. Die Bücher wurden mit Hilfe der alten Hausehre ausgepackt, und nun wollten wir das Repositorium herunterschaffen, aber damit sind wir stecken geblieben; es widersetzte sich hartnäckig die letzte Hälfte der Treppe herabzusteigen, und meine Mathematik reichte nicht hin, um die Richtung auszufinden, in der ich es dazu zwingen könnte. Den Tischler schämte ich mich wieder kommen zu lassen — denn es mußte ihm ja natürlich einfallen, daß, wenn ich so klug gewesen wäre, die Bücher vor seiner Ankunft auszupacken, er dies Stück Arbeit gleich hätte mitbesorgen können — wiewohl ich ihm gewiß, wenn er morgen kommt, um kein Prozent klüger erscheinen werde, und so wohnt also das hölzerne Ungeheuer auf der Treppe, die Bücher liegen teils oben, teils hier auf der Erde herum, und der Spaß muß morgen von neuem angehn, wobei mir jedoch vor nichts so sehr graut, als vor der

Scham vor dem Tischler. Ausgelacht habe ich mich genug, und mir besonders Jette recht lebhaft gedacht, wie mich die würde gescholten und mir augenblicklich zu sagen gewußt haben, wie ich die Sache klüger hätte anfangen können. Sonderbar genug, daß es mir grade den nämlichen Spaß machen kann, über die Ausbrüche solcher Ungeschicktheit mich selbst auszulachen, als wenn es ein andrer wäre.

Hippels Biographie — auch die hatte ich eigentlich nicht verdient heute zu lesen — ist mir sehr merkwürdig gewesen, ohnerachtet manches wegen meiner Unbekanntschaft mit den Lebensläufen den vollen Eindruck auf mich nicht hat machen können. Gar vieles hätte ich Ihnen darüber zu sagen, ich behalte es mir aber auf ein andermal vor. Nur darüber möchte ich mit Ihnen reden, was hinten, teils, wie es doch scheint, auf das Zeugnis seiner eigenen Papiere, teils aus Faktis, teils aus dem Munde seiner Freunde über das wunderbare Gemisch in seinem Charakter, über die vielen Winkelzüge und Fehler in demselben gesagt wird. Daß etwas Verkehrtes in ihm gewesen, habe ich besonders immer aus der Aeußerung geschlossen, daß bei einer gänzlichen Offenherzigkeit auch die besten Freunde einander verachten müßten, habe oft Konjekturen gemacht, was das Schlechte in ihm wohl gewesen sein möchte. Das, worauf ich geraten, — habe ich auch gefunden. Ich habe außerdem noch so vieles gefunden, was mich auf eine andre Art wehmütig bewegt hat, was nämlich von seinem Geiz, seiner Herrschsucht und seiner bis zur Falschheit gehenden Verschlossenheit gesagt wird, weil ich daraus so deutlich sehe, wie auch so ausgezeichnete Menschen, als seine Freunde, ihn mißverstehen und verkennen konnten. Dies alles kann Hippel in dem Sinn unmöglich gewesen sein, und ich weiß gewiß, daß ich alle die Fakta, welche dies beweisen sollen, wenn

ich ſie beiſammen hätte, übereinſtimmender und anders erklären wollte. Ach, liebe Freundin, auch um das Schattenbild des Menſchen, um das Urteil, das von ihm gefällt wird, um die Vorſtellung, welche von ihm zurückbleibt, ſteht es ſchlimm, wenn er nicht geliebt worden iſt, im ganzen Sinne des Worts, oder wenn er nicht eine gewiß noch weit ſeltener vollkommene Freundſchaft gefunden hat. Die Liebe iſt blind, das iſt die gemeine Rede, deren Stempel nicht zu verkennen iſt; aber iſt ſie nicht im Gegenteil allein ſehend? und allein wahr?

Was ich weiter ſagen wollte, ſage ich mir ſtillſchweigend und wünſche Ihnen eine gute Nacht mit Ihrer Mutter. Morgen habe ich Katechiſation, an die wollte ich noch denken beim Schlafengehen, damit ich es mir morgen beſſer verdiene, mit Ihnen zu reden.

Sonnabend, den 28. Auguſt

Ich bin nun förmlich unten wohnhaft, und alſo doch einer dauernden und wünſchenswürdigen Art zu exiſtieren etwas näher, wiewohl doch auch alles nur proviſoriſch iſt. Meine Bücher ſtehen an dem einzigen Ort in der Stube, an welchem noch ein kleiner Secretair ſtehen könnte, deſſen Bedürfnis ich je länger je mehr fühle, und von dem, wie meine Phantaſie mir ſagt, die lieblichſten Sachen werden geſchrieben werden, die noch von hier ausgehen ſollen. Die Gardinen fehlen noch, weil ich noch keine Bretter bekommen kann, und das Ameublement ſieht noch ziemlich mager aus. So bleibt auch in ſolchen Dingen das meinem Herzen ſo köſtliche Gefühl der Unvollkommenheit und der Sehnſucht nach dem Vollkommneren.

Doch will ich mich in dieſelbe nicht vertiefen, ſondern Ihnen

lieber noch allerlei ſagen, wobei Sie ſich an Ihren letzten Brief erinnern müſſen. Können Sie denn im Ernſt glauben, daß ich Ihnen etwas übel nehmen könnte? Und zweifeln Sie, daß ich ſelbſt im Schreiben daran gedacht habe, wie Sie mir ſchon geſagt und geſchrieben haben, daß ich eigentlich immer (faſt dürfen wir doch nicht auslaſſen zur Steuer der Wahrheit) recht habe? So etwas tut mir zu wohl, als daß ich es jemals ſollte vergeſſen können, und ich mußte ja wiſſen, in welchem Grade es auch hier ſeine Anwendung finden würde.

Stolpe, den 3. September 1802

Ihr Herrſcheramt üben Sie nur ganz nach Ihrer Weiſe aus. Sie iſt Ihnen natürlich, und gewiß iſt ſie die beſte — für mich wenigſtens. Jette iſt mir wohl auch recht nützlich geweſen und iſt es noch; aber ſo unmittelbar und ſicher kann ſie nicht auf mich wirken, und zwar, was den Triumph erſt vollkommen macht, liegt der Unterſchied nicht da, wo ſo mancher andre liegt, ſondern bloß im Charakter, in der Art und Weiſe.

Hüten Sie ſich aber nur um Gottes willen, liebe Freundin, daß es Ihnen nicht am Ende noch mit der Luſtigkeit geht, wie mir mit der Klugheit. Es hat mich ſo oft verdroſſen, daß die Menſchen mehr die Klugheit, die Satyre und, Gott weiß was, in mir ſahen als das Gute, das ich in mir fühlte und wußte, und daß mich ſelbſt meine Freundinnen oft den „klugen Schleier" nannten. Nun bin ich mit dem Guten wohl durchgedrungen, aber mit der Klugheit ſteht es ſo übel, daß ich — ohne mir einiger weſentlicher Aenderung bewußt zu ſein — in der halben Welt — meiner nämlich — für dumm verſchrien bin. Halb und halb iſt noch eine gewiſſe Aehnlichkeit

in den beiden Fällen; denn bei mir war eben bei weitem nicht alles Klugheit, was man dafür hielt, und so ist es mit Ihrer Lustigkeit nicht selten auch.

Doch ich komme auf Ihr Herrschen und Befehlen zurück, von dem ich eigentlich ausgegangen war. Helfen soll es wohl, und fast ebensoviel sollte Ihre Neugierde auf die Kritik helfen, wenn ich Ihnen diese nur lassen könnte. Allein ich glaube fast, Sie werden sich diese auf die Moral selbst versparen müssen, und in der Kritik von dem, was Sie suchen, nur einzelne Winke finden. Denn da ich meine moralischen Grundsätze nicht voranschicke, so kann ich auch die bisherigen Moralen nicht von der Seite angreifen, daß ich sie für unmoralisch halte, sondern nur von seiten der wissenschaftlichen Unvollständigkeit und Schlechtigkeit, wobei also jenes nur sehr seitwärts durchschimmern kann. Träge bin ich übrigens eigentlich nicht und komme jetzt täglich mehr ins Arbeiten hinein. Aber Sie glauben nicht, wie mir das Lesen, sobald es irgend in kritischer Hinsicht geschehen muß, langsam vonstatten geht. Ein Teil dieses Mangels kommt freilich nur von einem Unglauben an mich selbst, den ich nachgerade überwunden haben sollte, ein anderer aus Gewohnheit, aber einer so alten, daß ich sie von dem übrigen, was wirklich Natur ist, nur schwer zu unterscheiden weiß. Sie glauben nicht, wie arg dies ist; denken Sie es sich aber an dem Beispiel, daß einen Dialogen des Platon so zu verstehen, wie ich wünsche — wobei ich alles, was die Sprache betrifft, schon voraussetze — mir gut und gern noch einmal soviel Zeit kostet, als ihn bis zur Vollendung zu übersetzen. Und dabei ist Platon unstreitig der Schriftsteller, den ich am besten kenne, und mit dem ich fast zusammengewachsen bin.

Nun nehmen Sie an, was ich alles zum Behuf der Kritik lesen muß, wie alles davon um so schwerer zu verstehen ist, je

verwirrter und gebrechlicher es ist. — Viel Mühe wird es mich kosten, in diesem Buche überall die Milde vorwalten zu lassen, welche für die gründliche Strenge eine so schöne Begleiterin ist. Ich will aber recht viel an Sie denken, das wird das beste Hilfsmittel sein, und nächstdem will ich mir die Aussicht eröffnen, mein Mütchen an den Dialogen zu kühlen, wo ich es ohne Bitterkeit in dem leichten und gefälligen Gedankenspiel der platonischen Ironie tun kann. Diese Dialogen sollen nebenbei auch für die Welt das beste werden, was ich noch gemacht habe, wenn ich auch nur halb das Ideal erreiche, was mir davon vorschwebt.

Stolpe, den 16. November 1802

Ein Jahr älter, meinen Sie, werde ich geworden sein, wenn Ihr nächster Brief kommt. Ei, ei, liebe Freundin, vergessen Sie so unsres Bundes? Nein, auch die Trennung und die Schmerzen sollen uns nicht älter machen. Verbinden Sie sich nur aufs neue zu diesem Vorsatz mit mir. Ich weiß, wie viel Sie leiden, aber ich leide es mit und ich weiß auch, was für Kraft in einer Seele ist, die da steht, wo Sie stehn, und wie auch in der Wehmut Mut ist, und wie schön Leiden und Handeln sich paaren lassen. Nur gehen Sie gut mit sich um und behutsam. Die ewige Jugend wächst doch nicht wild, sondern will gewartet sein.

Von Dorothea

Paris, den 21. November 1802

Wie ſehr bedauern wir Sie, lieber Freund, daß Sie noch allein ſein müſſen! es iſt recht hart: aber auch wie allein ſind Sie! und die arme Leonore ſo allein, die arme Jette ſo mehr noch als allein, in ſchlechter Geſellſchaft! welcher Sturmwind hat euch arme Menſchen ſo auseinander gejagt!

Uebrigens leſe ich hier in Paris als ein Gegengift viel in der Bibel; Luthers Ueberſetzung. Man iſt wohl nicht geſcheut, wenn man jemals glaubt, die Bibel hinlänglich geleſen zu haben. Ich leſe mit Aufmerkſamkeit, beide Teſtamente, und finde nach meinem Gefühl ſelbſt das proteſtantiſche Chriſtentum doch reiner, und dem katholiſchen weit vorzuziehen. Dieſes hat mir zu viel Aehnlichkeit mit dem alten Judentum, das ich ſehr verabſcheue. Der Proteſtantismus dünkt mich aber ganz die Religion Jeſu zu ſein und die Religion der Bildung; im Herzen bin ich ganz, ſoviel ich aus der Bibel verſtehen kann, Proteſtantin; das öffentliche Bekenntnis davon halte ich nach meinem Glauben gar nicht für nötig, denn ſogar in dieſem öffentlichen Bekenntnis liegt mir eine katholiſche Oſtentation, Herrſchſucht und Eitelkeit. Genug, daß ich es weiß und es glaube. Haben Sie wohl je das Leben der Madame Guyon geleſen? Ich las es kürzlich, und es hat mich ſehr intereſſiert, obgleich ich ſie unerhört ſtolz und eitel finde; aber ich verſtehe einige Gemälde von chriſtlich-myſtiſchen Sujets durch die Guyon ſehr gut, die ich erſt gar nicht verſtand.

Es iſt ſehr ſpät und wie Sie an meiner Schrift ſehen, bin ich ſchläfrig. Jetzt fällt mir es erſt ein, daß Sie es lächerlich finden werden, daß ich gerade Ihnen dieſes Glaubensbekenntnis abgelegt habe.

An Eleonore

Stolpe, den 24. November 1802

Wie bin ich in diesen Tagen bei Ihnen gewesen, teure leidende Freundin! Sie im Traume zu sehen, so gut wird es mir nicht, aber wachend hat die Phantasie Sie mir vorgemalt mit einer Lebendigkeit, über die ich erschrecken könnte. So sehe ich Sie am Krankenbette ihrer Mutter, Ihre stillen, stummen Tränen, Ihr aufgelöster Gang, Ihr Blick, in dem Ihre ganze schöne Seele sich malte.

Ein solcher Tag, wie Sie vorgestern erlebt haben, gehört zu den merkwürdigsten Erfahrungen des irdischen Lebens. So mit Bewußtsein von beiden Teilen — denn auch Ihre Mutter fühlt nun gewiß ihren Zustand — ein Tag, der nicht wiederkommt — das ist der wahre Abschied, das wahre Sterben. Wenn nur die heiligen Schmerzen und die mancherlei sich kreuzenden Gefühle Sie haben kommen lassen zum Genuß der ruhigen Wehmut. Haben Sie sich auch freuen können mit Ihrer Mutter und über sie, daß ihr vergönnt ist, in einer so schönen Umgebung die letzten besonnenen Tage des Lebens zu begehen? Haben Sie auch, über die äußeren Verhältnisse hinweg, teilen können Ihre heilige stille Freude darüber, was innerlich aus denen geworden ist, denen sie das Leben zu geben so glücklich war? O die unendliche Welt von Gedanken und Empfindungen, die jetzt in Ihnen ist! Erliegen Sie nur nicht darunter! Erleichtern Sie sich dadurch, daß Sie, so viel Sie immer können, davon aussprechen. Gönnen Sie doch denen, welchen Sie verständlich sind, recht viel davon — auch für mich bitte ich es. Zwar haben Sie recht, daß ich wohl alles weiß, aber das lebendige Gefühl von diesem Wissen, wie kann es mir besser werden, als durch Ihr unmittelbares Mitteilen? Und Sie wissen, wie

dieſes Wiſſen das Beſte iſt, was ich habe. Sprechen Sie ſich recht aus überall, wo Sie gehört werden können. Wenige Menſchen haben eine ſo liebenswürdige Gabe und Art, ſich aufzuſchließen. Laſſen Sie Ihre Freunde den Genuß nicht miſſen in dieſen merkwürdigen Momenten des Lebens.

An meinem Geburtstage habe ich recht tief die Liebe aller meiner Freunde gefühlt und mitten unter allen Schmerzen, nicht etwa trotz ihrer, ſondern auch durch ſie, das ſeltene Glück meines Lebens. Es hat ſich lange im ſtillen bereitet; ohne den ruhigen Sinn, abzuwarten und zuzuſehen, ohne das richtige Gefühl, das mich von dem minder Beſſeren immer zurückhielt, würde ich es mir längſt verſcherzt haben — aber angegangen iſt es doch erſt ſeit wenigen Jahren; ich umfaſſe es noch mit allen Reizen der Neuheit, die auch nie vergehen werden, ich ſehe mich noch um in allen Teilen desſelben, und frage mich, ob auch alles mein iſt. Und dann wieder, von dem friſchen Lebensglanz hinweg, auf den trüben Nebel, der vorüberzieht, in dem ſich noch höhere Schönheit und Fruchtbarkeit bereitet, aber der doch auch ganz gefühlt ſein will, mit allem Beengenden für die Bruſt, Umdämmernden für die Sinne! Auch das ſegne ich, alles gefühlt zu haben — das iſt der Reichtum des Lebens — alles, was ein liebendes Herz bewegen kann, gleichviel, wie und was.

Sinnen Sie immer auf ein Geſchenk für mich. Sind das nicht die ſchönſten und die einzig wahren Geſchenke, deren man nicht bedarf? — Ein ſchönes Geſchenk haben Sie mir gemacht mit den kurzen Worten, daß Ihre Mutter mir gut iſt, es liegt etwas ſo wohltätig Beruhigendes in dem Gefühl, ich möchte es nicht miſſen.

Leben Sie wohl, teure Freundin, Gott ſtärke Sie in allem, was Sie noch zu überſtehen haben. Ruhen Sie ſich bisweilen

wärmend aus in dem schönen Gefühl, wie Sie erkannt und wie Sie geliebt werden.

Stolpe, den 27. November 1802

Wie sehnlich wünsche ich, meine teure Freundin, recht bald zu hören, wie Sie den wehmütigen, heiligen Tag zugebracht haben. Möge nichts, auch kein eigener Gedanke Sie in Ihren zwar traurigen, aber doch schönen Empfindungen gestört, nichts die Reinheit derselben getrübt haben. Wohl wird Sie der Gedanke nie verlassen haben, daß es der letzte ist; er wird allen Ihren Geschwistern gegenwärtig gewesen sein und auch Ihrer Mutter sich aufgedrungen haben. Wenn es nötig wäre unter Ihnen, so hätte gewiß dieser Tag noch ein neues festeres Band der Liebe und Eintracht geknüpft. Möchte es nie durch etwas Zufälliges oder Unvermeidliches auch nur augenblicklich gelöst werden. Wie gern hätte ich auch den Anteil eines nahen Freundes — ich fühle mich Ihnen allen so innig nahe — an Ihrer wehmütigen Feier und an Ihren kindlichen Schmerzen genommen! wie gern besonders alle Ihre Gefühle genossen und geteilt. Hart ist unter diesen Umständen die Entfernung, bei der uns nichts übrig bleibt als der tote Buchstabe, der unzulängliche und noch überdies so oft mißverständliche tote Buchstabe. Ich habe seit kurzem eine solche Abneigung gegen alles Schreiben, bin so durchdrungen von der Schlechtigkeit dieses Hilfsmittels, daß es mich in meinem Zustand wohl elend machen muß, wenn mir dieses Gefühl bleibt.

Doch es wäre auch Zeit, jetzt Ihnen von mir und meinen vielleicht selbstverschuldeten Anwandlungen zu reden! Nein, Sie haben recht, liebe Freundin, daß Sie mir immer von sich

und nur von ſich reden. Könnten Sie nur alles herausreden, was in Ihnen iſt, wie glücklich wäre ich. Selbſt das höre ich ſo gern, wozu ich eigentlich nicht Ja ſagen kann, wenn Sie mir ſchmeicheln, daß irgend etwas in Ihnen, noch gar das Schönſte, was Sie haben, Ihre feſte innere Ruhe, mein Werk ſei. Ich weiß zu gut, wie ich höchſtens nur die Veranlaſſung war, daß Sie ſich tiefer beſonnen und ſich ſelbſt inniger angeſchaut haben, und ich bin ſehr zufrieden mit dieſem Ruhm. Das Innere eines Menſchen kann nicht das Werk des andren ſein. Dies kann nur geſagt werden von ſolchen Eigenſchaften, welche nur ein Werk der Uebung ſind, wobei eine neue Richtung der Gedanken oft entſcheidend iſt und oft die freundliche Aufmerkſamkeit einer teilnehmenden Seele unparteiiſcher, ununterbrochener, ſcharfſichtiger iſt als die eigene. Wie vieles an mir iſt auf dieſe Art ſchon Ihr Werk und wieviel mehr würde es noch werden, wenn ich wieder in Ihrer Nähe lebte. Es iſt an meinem Geburtstage ein eigner Gegenſtand meines frohen Nachdenkens geweſen. Unter allen Seelen, die mich angeregt und zu meiner Entwicklung beigetragen haben, iſt doch niemand mit Ihnen, mit Ihrem Einfluß auf mein Gemüt, auf die reinere Darſtellung meines Inneren zu vergleichen, und dieſe dankbare Ueberzeugung iſt das ſchönſte Gefühl geweſen, dem ich mich habe hingeben können. Doch ich kann Ihnen darüber nichts ſagen, was ich Ihnen nicht ſchon geſagt, nur, daß es mir immer lebendiger wird und mich immer ſchöner ergreift. Was ſollte mich auch tröſten in dieſer Entfernung, als eben dieſe Anſicht von Ihrem Verhältnis zu meinem Leben rückwärts und vorwärts.

Stolpe, den 10. Dezember 1802

Es wird Ihnen, liebe Freundin, umgekehrt ergehen, wie mir; einen Tag vor Ihrem Geburtstage werden Sie meinen Gruß zu demselben bekommen. Er wird sich anreihen an die wehmütigen Tage, die Sie bis jetzt verlebt haben, er wird sich vor allen seinen älteren Brüdern auszeichnen durch das zum letztenmal, das sich auch hier Ihnen aufdringen wird. Ich werde viel daran denken, und es wird mich schmerzen, daß ich Ihren Schmerz und Ihre Wehmut nicht gegenwärtig teilen kann. Es ist ein heiliges Jahr Ihres Lebens, was Sie vollenden und was Sie antreten. Sie vollenden das, worin Sie die Gegenwart eines Freundes verloren haben, der es mit wehmütiger Freude fühlt, daß er Ihnen immer etwas war und daß sein Dasein viel Schönes in Ihnen veranlaßt hat. Sie treten das an, was Ihnen Ihre teure so zärtlich geliebte Mutter rauben wird. Wie ich Sie um diese kindliche Liebe liebe und um alle Schmerzen, die sie Ihnen schon gemacht hat, davon sage ich Ihnen nichts mehr. Lassen Sie uns bei dem Gedanken an den merkwürdigen Gehalt Ihres neuen Jahres auch mit wehmütiger Freude daran denken, daß die Zeit, welche vergeht, doch eigentlich nichts mitnimmt, wie sehr es auch so scheine. Sie verlieren Ihre Mutter nicht mehr, denn schon jetzt ist Ihre schöne Liebe zu ihr und das Bild, das Sie von ihr im Herzen tragen, die einzige Art, wie Sie sie besitzen — und in eben dem Sinne — man kann fast die Worte beibehalten — haben Sie auch mich nicht verloren, und ich hoffe, Sie werden unsrem schönen Bunde treu bleiben, fest an der ewigen Jugend zu halten und auch das zeitliche Leben durch sie zu verjüngen, und Ihre Seele wird, wie es jedem Phönix gebührt, aus dem Feuer heiliger Schmerzen

schöner verjüngt wieder hervorgehn. So hoffe ich Sie in dem neuen Jahr Ihres Lebens zu sehen und Ihnen zu zeigen, daß auch mich unter allen Entbehrungen und nicht wenigen Schmerzen das frohe Gefühl meines schönen Geschicks dem Bunde dieses Tages treu erhalten hat. Möchte Ihnen nur in diesem Jahre alles Schöne werden können, das Ihnen mein dankbares Herz wünscht.

Ich hatte mir ein Geschenk für Sie ausgedacht, was Ihnen gewiß Freude gemacht hätte. Ich hoffte in Königsberg die seltenen früheren schriftstellerischen Versuche von Hippel sammeln zu können, allein es ist mir gar nicht gelungen, und so biete ich Ihnen jetzt nichts dar als die paar Kleinigkeiten von ihm und über ihn, die Jette Ihnen zustellen wird. Ich tröste mich leicht, daß es nicht mehr ist. Bei den Geschenken, die befreundete Herzen sich machen, ist eben auch die Gegenwart das Beste, die Liebe, die sich ausspricht im Nehmen wie im Geben, und die auch das Große erst zu dem machen muß, was es sein soll. Doch ich hätte beinahe vergessen, daß Sie, wenigstens ist es meine Absicht, auch den Heinrich von Ofterdingen empfangen werden. Nehmen Sie ihn schon jetzt, wie aus meinen Händen. Ein Buch wie dieses, ein Denkmal eines so reinen und hohen Gemütes, das jedes ähnliche zu sich hinzieht und sich auch in jede würdige Stimmung eines solchen willig fügt, ist zu jeder Zeit ein schönes Besitztum.

Sie sind, glaube ich, nicht mißverstanden worden von mir, aber lassen Sie mir meinen rechtmäßigen kleinen Krieg mit den toten Buchstaben. Leide ich doch jetzt gern so viel durch ihn als der Apostel durch Alexander den Schmidt, denn bedenken Sie nur, ich muß ja nun wirklich die Kritik der Moral schreiben. Wieviel tote Buchstaben über den heiligsten leben-

digſten Gegenſtand! Und ſo will ich über das, was ich von dem toten Buchſtaben geſagt, wenigſtens keinen weiter verlieren. Ungerecht bin ich aber auch hier nicht. Ich habe noch nie über den toten Buchſtaben geklagt, dem eine Frau das Leben gegeben, ſondern fühle, und gewiß ſehr innig, was mir Schönes, wahrlich nicht ein weniges, auf dieſem Wege geworden iſt.

Stolpe, den 10. Dezember 1802

Das muß ein ſchöner Morgen geweſen ſein, den Sie da gefeiert haben mit den Ihrigen, wohl würdig aller Schmerzen und Tränen, und wie tief eindringend in Ihr frommes, ſo vielſeitig erregbares Gemüt! Gewiß gibt es keine ſchönere Handlung als dieſe, um mit geliebten Seelen den recht beſonnenen Abſchied, den eigentlichen Schluß des Lebens zu machen, nach welchem nun der phyſiſche Tod kommen kann, gleichviel wann er will und ich möchte ſagen, wenn Chriſtus auch nur das Abendmahl eingeſetzt hätte, möchte ich ihn bis zur Anbetung lieben.

Stolpe, ohne Datum

Es hat mir geahndet, meine teure Freundin, daß Ihre gute Mutter den heutigen Tag nicht mehr ſehen würde. In tiefer Trauer wird er Ihnen vergehen. Fremd wird er Ihnen ſein, und wohl wollen wir wünſchen, daß glücklichere ihm folgen mögen, als er ſein kann. Selbſt dieſer Wunſch wird nur eine flüchtige Bewegung Ihres Herzens ſein, welches noch wenig anderes tun wird, als Leichenreden halten, wie ich eine vor

mir habe. Das ist einer der größten Vorzüge wirklicher Menschen, daß in allen ihren Schmerzen und Freuden, wenn sie gleich auch Vergängliches an sich haben, doch auch das Unvergängliche und Unsterbliche gleich da ist und bald die Oberhand hat. Als ich die Nachricht erhielt von dem Tode meines Vaters, machte man viel Umstände mit mir, um das Unerwartete zu mildern. Das ist so wenig gegen den wahren Schmerz, aber so viel bei den wunderlichen Empfindungen der gewöhnlichen Menschen. Ach, wohl haben Sie recht, daß man nichts so sehr fliehen muß mit einem heiligen Schmerz als die Menschengesichter. Es ist wohltätig, daß Sie der guten K. helfen wollen sie abzuhalten, und möge heute besonders Ihnen beiden keines beschwerlich fallen und das Duo Ihrer kindlichen und schwesterlichen Herzen stören. Wie viele Augenblicke wird es noch geben in Ihrer beider Leben, wo Sie die Vollendete zurückwünschen werden als Zeugin Ihres Friedens, Ihres Glaubens, als Zeugin der schönen Ernte, die aus der Saat der Sorgen und der Tränen heraufgewachsen ist. So wird sie oft noch in dem Kreise der Ihrigen sein, oder in dem Kreise dieses und jenes davon, wenn eine Zeit kommt, wo sie nicht mehr so nahe versammelt sind in ihrem Namen. Allein immer und unter allen Umständen wird dies Andenken ein Vereinigungspunkt für Sie alle sein, die sie jeder auf seine Weise so schön und innig geliebt haben. Auch das Verschwinden der Menschen von dieser Erde stiftet noch neue Kräfte und Regungen, und wieviel reines Gold zieht Ein kundiges Menschenherz aus dem Schoße der Erde herauf.

Was gäbe ich dafür hin, Eine Stunde auch nur bei Ihnen sein zu können, heute an dem mir so heiligen Tage. Es würde eine wehmütige Stunde sein, aber die Wehmut ist ja so schön, und wie manche solche zählen wir unter die köstlichsten Augen-

blicke unſres Lebens. Doch ſie wird noch kommen, und wenn ich Sie einſt wiederſehe und wir reden von dieſem Tage, ſo wird, ich weiß es, was rein und ewig iſt in Ihrem Schmerz, noch ebenſo in Ihrem Herzen leben, und es wird noch ein milder Tau aus Ihren Augen auf das Grab der Mutter fallen.

Stolpe, den 5. Januar 1803

Ich möchte immer noch behaupten, daß ich eigentlich nicht zum Schriftſteller gemacht bin, weil mich eine ſolche Arbeit jedesmal ſo ganz verzehrt, daß ich es kaum wage, mir während derſelben eine andere Lektüre oder eine große freie Ergießung des Herzens andrer Art mit der Feder zu erlauben; nur das Geſpräch wird mir um deſto mehr Bedürfnis. Und weit entfernt, daß die dringende Arbeit, wie man wohl denken könnte, der Einſamkeit vergeſſen macht, erregt ſie nur ſtärkere Sehnſucht, den toten Buchſtaben mit dem lebendigen zu vertauſchen. Auch iſt die Kritik der Moral ſchuld, daß ich den ſchönſten Teil meiner Jahresfeier noch nicht begangen habe. Nämlich das ſchöne Geſchäft, meine Papiere in Ordnung zu bringen und die eingekommenen Briefe aus dem gemeinſchaftlichen Umſchlag, in den ſie während des laufenden Jahres gelegt werden, jeden in den ſeinigen zu legen. Daraus entſteht dann immer ein ſchönes Verweilen auf den Ereigniſſen und Empfindungen der Vergangenheit, und eine erfreuliche Ueberſicht des ganzen Kreiſes derer, die ihre Gedanken und Empfindungen mit mir teilen. Das gibt einen Feiertag im ganzen Sinne des Wortes, nur daß es gewöhnlicher eine Nacht wird, und ich habe mir das Ganze noch verſpart, bis ich noch ein Stück Kritik der Moral hinter mir habe. Werden Sie etwa ſchelten,

daß mich dieſe nun ſo zu drängen ſcheint? Tun Sie es nicht; ich will zwar nicht ſo ſchnell, wie Jette pflegt, mit der Behauptung ſein, daß dieſe fehlerhafte Manier ganz eigentlich zu meiner Natur gehört; aber noch ſehe ich die Möglichkeit nicht, ſie zu ändern, weil die Ueberzeugung, daß ich mit der Sache ganz im klaren bin, mir nicht eher kommt, als bis es die höchſte Zeit iſt mit der Ausführung. Wollte ich mir aber gar keinen Termin ſetzen, ſo würde ſchwerlich jemals etwas zuſtande kommen.

An Reimer

Stolpe, den 12. Januar 1803

Mit dem Arbeiten geht es mir gut, und wenn ich nicht krank werde, halte ich dieſen Monat gewiß mein Wort. In nächſter Zeit aber ſteht mir Schweres bevor, weil Eleonore dann Schweres durchzumachen hat, und wie mir dabei in dieſer grauſamen Entfernung zumute ſein wird, kannſt Du Dir denken.

Aber wie kommſt Du darauf, lieber Freund, daß ich Dir Eleonorens Bekanntſchaft verweigere? Sie hätte weder Dir noch ihr irgend einen Nutzen oder Genuß gewähren können, ſo lange ſie in ihren jetzigen Verhältniſſen iſt, und ſobald ſie dieſe verlaſſen hat, ſollſt Du ſie gewiß machen. Wenn Du ſie vorläufig einmal bei der Herz geſehen hätteſt, das würde mich ſehr erfreut haben, und ich danke Dir ſehr dafür, daß Du den Verſuch dazu gemacht haſt. Es iſt lange mein Wunſch geweſen, daß Du und die Herz ſich näher ſollten kennen lernen.

An Friedrich Schlegel

Stolpe, den 9. März 1803

Wohl haſt Du recht, lieber Freund, mein Schickſal ſorgend in Deinem Herzen zu tragen. Denn wenn Du auch, wie ich, hoffeſt, daß der Friede meines Gemüts durch keinen Ausgang werde geſtört werden können, ſo hängt er doch davon ab, daß Friede und Ruhe in Leonoren ſei und für ſie. O wie kann eine ſchöne Seele ſich quälen, wenn es eine bedenkliche dunkle Stelle gibt, an welcher ſich die Zukunft aus der Vergangenheit entwickeln ſoll. Sie fürchtet, daß ſie kein volles Recht hat, die Folgen ihres Irrtums aufzuheben, und ſie fürchtet, daß es mehr als ihre Pflicht ſei, was ſie aus der Zukunft anſpricht.

An Reimer

Stolpe, März 1803

Es wird Dich wohl nicht wundern, lieber Freund, wenn ich Dir ſage, daß bis jetzt vom zweiten Buche der Kritik noch keine Zeile eigentlich fertig iſt, denn ich ſetze voraus, daß Du durch die Herz einigermaßen weißt, wie mir zu Mute iſt. Indeſſen hoffe ich, wenn die Nachrichten von Leonoren erſt beruhigend werden, recht gut nachzuholen.

Eine ſchwere Periode durchlebe ich jetzt. Es iſt ein Sturm, der mich wenn nicht zerſchmettert, doch höchſt wahrſcheinlich weit verſchlagen wird von dem Hafen, in den ich ſo bald einzulaufen dachte. Aber es iſt mir nicht für mich, ſondern um Leonoren ängſtet ſich meine Seele. Doch liebe ich ſie nur um deſto mehr auch deswegen. Denn es iſt wahrlich ſelten bei ſo vieler Kraft und Derbheit und ſo gänzlicher Entfernung von

aller Empfindelei, so überweich zu sein vor lauter hingebender Milde und Liebe. Einen Teil ihres Lebens hat sie sich jetzt gewiß verkürzt, und mir wird es auch die Anstrengung, mit der ich alles dieses und die schreckliche Entfernung vertrage, nicht verlängern. Doch was ist an der Zeit gelegen! Glaube und Liebe und Hoffnung sind ja ewig.

An Eleonore

Stolpe, März 1803

Wenn ich Ihnen erst sagen müßte, wieviel Freude es mir gemacht hat, Sie wiederhergestellt zu wissen! Denn das sind Sie, wenn Sie sich auch noch schwach fühlen. Aber nehmen Sie sich ja noch sehr in acht und trauen Sie der Frühlingsluft nicht zu viel.

Wie alles, was sonst in Ihrem Briefe steht, mannigfaltig auf mich gewirkt, und wie ich Sie in allem wiederfinde und über alles fast lobe, müssen Sie auch wissen. Nur lassen Sie mich gleich auf Eines kommen, das mir doch sehr die Freude Ihres Briefes verdorben hat, und worüber ich Sie, wieviel auch davon eigentlich von Ihnen kommen mag, nicht loben möchte. Sie verlangen, ich soll Ihnen keinen Brief mehr gradezu in Ihr Haus schicken. Sie sehen, ich gehorche sogleich provisorisch, aber mir ist doch nicht wohl dabei. Sie kennen meine Grundsätze, liebe Freundin, und Sie haben nie gewollt, daß ich etwas gegen dieselben tun soll. Liegt nun diesem Verlangen irgend ein Versprechen zum Grunde, welches Ihnen gleichviel ob abgebeten oder abgedrungen worden, so würde es gegen meine Grundsätze sein, wenn ich Ihnen dann auf irgend einem andern Wege schreiben wollte. Sie wissen, wie gern ich

Sie, als wir öffentlich miteinander umgingen, auch allein sah und wie notwendig mir dies zu unsrem Umgang zu gehören schien. Aber gewiß erinnern Sie sich auch, wie fest es unter uns abgemacht war, daß, wenn jemals unser öffentlicher Umgang abgebrochen werden sollte, wir nie heimlich irgendwo absichtlich zusammentreffen wollten. Mit dem Schreiben scheint es mir ganz derselbe Fall zu sein, und ich würde es auch undelikat finden, jemandem zuzumuten, Briefe an Sie zu bestellen, wenn er bald merken könnte, daß ich Ihnen anders und öffentlich nicht schreibe. Selbst wenn Grunow es so wollte und wüßte, möchte ich diese Inkonsequenz nicht von ihm auf mich und irgend einen Freund übertragen. Verhält sich also die Sache so — und Sie werden mir gewiß die reine Wahrheit darüber sagen — so fürchte ich, dieses werden die letzten Zeilen sein müssen, welche Sie vor der Hand von mir sehen. Aller Bemerkungen über diesen Fall enthalte ich mich. Wären Sie gesund, so würde ich sagen, Sie hätten sich auf keine Weise ein solches Versprechen abdringen lassen sollen. Es wird aber freilich desto unedler, unter diesen Umständen Ihnen so etwas zuzumuten, sei es auch auf die sanfteste Art geschehen. Ist aber der Fall gar nicht so, und es ist nur eine vorbauende Maßregel von Ihnen, so bitte ich Sie inständig, sie noch einmal aus dem Gesichtspunkte, den ich Ihnen angegeben, zu überlegen, ehe Sie sie bestätigen. Erwägen Sie noch dazu, daß es eine fast gänzliche Aufhebung der Gemeinschaft von mir zu Ihnen sein würde.

Bedenken Sie aber, ob irgend ein Endzweck, den Sie erreichen könnten, einer solchen Aufopferung wert ist. Wie freue ich mich, daß ich diesen stolzen Gedanken mit solcher Ruhe und Wahrheit aussprechen kann! Aber Sie und was ich Ihnen bin und mein Glaube daran werden immer mein Stolz und

meine Freude ſein. Uebrigens wiſſen Sie ja, wie ſehr ich in alles ergeben bin, was Sie tun und beſchließen.

Im ärgſten Fall werde ich immer den Troſt behalten, von Ihnen zu hören; Sie werden immer bei Jette und ſonſt erfahren können, wie es mir ergeht, und ich werde mich nur deſto mehr aufgeregt fühlen, was ich öffentlich zu der ganzen Welt rede, auf ſolche Gegenſtände hinzulenken, daß es auch eigen für Sie geredet ſei. Oder werden Sie auch verſprechen nicht zu leſen, was ich geſchrieben habe? Denn immer weiter ſcheinen die Beſchränkungen Ihres Tuns und Laſſens zu gehen. Doch das hoffe ich nicht.

An Reimer

Stolpe, den 20. April 1803

Noch, lieber Freund, ſteht es bei weitem nicht ſo gut um mich, als du glaubſt; noch kann ich mich nicht eingewöhnen an meinem öden Platz unter den Trümmern aller meiner Hoffnungen, und eine herzliche Sehnſucht, darunter begraben zu ſein, iſt bei weitem mein ſtärkſtes und liebſtes Gefühl. Dabei habe ich leider noch die Ueberzeugung, daß mir recht geſchieht, und daß ich leide für eine begangene Untreue an mir ſelbſt. Es iſt wahr, ich hatte mir vorgenommen, Berlin zu verlaſſen bei der erſten Gelegenheit, ehe Eleonore zu dem feſten Entſchluß kam, ſich zu trennen; aber als ſie mir dieſen erklärte, hätte ich den meinigen ändern und bleiben ſollen, um ihr ausführen zu helfen das Schwere, das unendlich Schwere, was ſie ſich aufgelegt hatte. Gewiß iſt nicht leicht jemand der Klugheit ſo feind und der Sorge für die Zukunft als ich; aber das erſtemal, daß ich außer mir ſelbſt noch für eine geliebte Seele zu

sorgen hatte, wich ich ab von meinen Grundsätzen; wäre ich geblieben, sie hätte mehr Beharrlichkeit gehabt, hätte sich weniger hinreißen lassen durch eine vorübergehende Stimmung. Nun liegt das schreckliche Leben, in welches sie sich aufs neue hineingestürzt hat, auf mir als meine Schuld. Sie sagten zwar alle, es wäre besser so; ich aber hätte es anders wissen müssen. Es hat mir weh getan, daß Du von ihr so schweigst. Die Schwachheit, die sie begangen hat, ist die einer reinen, demütigen, in Milde zerfließenden Seele, und sie verdient wohl, daß jeder, der ihr Schicksal und ihre Tat kennt, mit Liebe und Schmerz, aber noch mehr mit Liebe, auf sie hinsieht.

Was mich betrifft, so ist mir die Liebe und das Leben in der Liebe so sehr das Höchste, daß ich meinem Leben nun gar keine Bedeutung abgewinnen kann und keinen Zweck, und daß ich sie glücklich preise, selbst wegen des traurig widersinnigen Schattenbildes von einem häuslichen Leben, welches sie festgehalten hat. Erkläre mir doch, was ich auf der Erde soll. Meine Freunde bedürfen meiner nicht; sie kennen mich, und alles, was ihnen jemals mein Leben sagen könnte, wissen sie schon; denn sie haben von dem, was ich bin, ein treues lebendiges Bild; Neues würde sich, wenn ich noch so lange lebte, nicht aus meinem Innern für sie entwickeln.

Das wissenschaftliche Tun und Treiben, ach, Du glaubst nicht, lieber Freund, wie erbärmlich mir das vorkommt, teils im allgemeinen — denn was wird doch gewonnen mit dem Schreiben und Lesen — besonders aber das meinige. Denn von allem, was ich noch sagen könnte, liegt, wenn die liebe Kritik fertig sein wird, und auch wohl ohne sie schon, der Keim in dem, was ich schon gesagt habe; und so immer die alte Melodie wiederholen, weil die Leute noch nicht Ohren haben zu hören, das wäre ein schlechter Beruf, und ich glaube, niemand wird mir sagen

wollen, daß es einer ist. Mein Amt wäre das einzige, was mich noch fesseln könnte, — aber hier nicht, und ich fühle auch hier den Unsegen, der darauf ruht, daß ich hergegangen bin. Hier ist auch nicht ein Mensch, der den geringsten Sinn hat für das Rechte, was ich ihnen sage; ja auch das Gewöhnlichere verstehen nur ein paar weibliche Ohren, und es wäre töricht, zu hoffen, daß ich mir hier eine Gemeine sollte bilden können. Ja, lieber Freund, das ist das rechte Gefühl der Vernichtung, wenn alles Leben und Tun nur noch erscheint wie die seelenlosen Zuckungen eines Enthaupteten. Glaubst Du, daß ich ein andres bekommen werde? Ich will deswegen reisen, und weil ich nach Berlin auf keine Weise kann, am liebsten nach Rügen, wo ich nicht nur ein paar geliebte Menschen sehen werde, sondern auch einige gute, die ich noch nicht kenne; es ist ein doppelter Versuch.

Es hat mir Freude gemacht, daß an dem Tage, wo Ihr über mein entflohenes Glück zuerst trauertet, meine gute Jette Dein liebes Weib zuerst hat kennen gelernt. Sie hatte es, wie natürlich, schon länger gewünscht; ich habe ihr aber auch vorausgesagt, daß sie die stille zurückgezogene Seele nicht so bald würde eigentlich kennen lernen — aber das Anschaun ist doch immer der erste Anfang. — Was macht Euer Knabe? Du hast mir lange nichts von ihm gesagt.

An Henriette Herz

Stolpe, den 25. Mai 1803

Ich fühle, daß mir im Sommer eine Reise recht heilsam sein wird, ja fast notwendig, um mir etwas Elastizität wiederzugeben. Nach Berlin mag ich nicht, solange dort alles im alten Zustande ist, das möchte ich nicht aushalten.

An Henriette Herz

Stolpe, Juni 1803

Es iſt geſchehen, liebe Jette, ſie hat mich aufgegeben, ſie hat getan, wie Du dachteſt, und wie ich nach allen ihren Aeußerungen, die ſpäter waren, nicht erwarten konnte. Es iſt recht gut, daß ich ihr dieſen Brief, den Du ihr ſchicken wirſt, in der erſten Milde geſchrieben habe. Jetzt bin ich nicht mehr ſo. Geſtern abend ſtand ich ganz ausgekleidet, im Begriff ſchlafen zu gehen, mit den Armen auf den Tiſch geſtützt, zwei Stunden lang; da überfiel es mich in ſeiner ganzen Bitterkeit und Herbe. Aber die Unglückliche, ſie wird doch auch das hören müſſen. Sie fühlt ſchon, daß es ihr das Leben koſtet, und ſie wird auch bald ſterben. Ich kann ordentlich wünſchen, daß ſie eher ſtürbe als ich; denn wenn ſie meinen Tod erlebte, würde ſie wieder eine andere Reue anfallen. Sie mag ſich ſputen, denn Gram und Anſtrengung werden auch mir bald zu Gift werden. Noch habe ich wenig an mich gedacht, aber wenn es kommt, überfällt mich ein kaltes Grauſen. Was ſoll hier aus mir werden! — — hier brennt mir die Stelle unter den Füßen. Dann graut mir vor dem liebeleeren, berufloſen, Gott und Menſchen höhnenden Leben eines Hageſtolzen. Ich muß mich anſchließen an ein Hausweſen, muß helfen eine Familie bilden und Kinder erziehen. Hier iſt keins ſo. Nach Berlin ſehne ich mich — da könnte ich auch den armſeligen Beruf des Gelehrten noch beſſer treiben — ja ſehr armſelig kommt er mir vor, wenn die Würze der Liebe fehlt, wenn ſich die Geliebte des Herzens nicht bewegt unter den Büchern und Papieren. Wenn ſie Dich nicht ſcheut, wenn ſie Dich ſucht, liebe Jette, ſo wahr Du mich liebſt, ſei ihr liebevoll und mild, öffne ihr Deine Bruſt, laß ſie ihre tiefe Schmerzen aushauchen daran, und laß ſie es nicht entgelten,

daß ſie Deinen Freund unbeſchreiblich elend gemacht hat. Ja, liebe Jette, wenn wir auf dem Felſen ſtehen werden am Meere, wirſt Du einen Unglücklichen neben Dir haben, dem bis auf Dich und ein paar andere Menſchenherzen alles ſo einerlei iſt hier oben und ſo öde, wie dort unten.

Ich kann nicht mehr, liebe Freundin, ich zerfließe in Seufzer und Tränen. O weh und es iſt erſt Morgen! — Bleibe mein Troſt und meine Stütze, halte mich ſo lange Du kannſt, ſo hoch es geht. Könnteſt Du nur auch ihr etwas ſein, ihr, die tauſendmal unglücklicher ſein wird, als ich.

An Henriette Herz

Stolpe, den 21. Juni 1803

Wenn ich Dir zuerſt das ſagen ſoll über Dich, was am weiteſten von aller Vernunft entfernt iſt, ſo iſt es dieſes, daß es mir ordentlich harmoniſch vorkommt, daß auch Du ein inneres Leiden davongetragen haſt von dem herben Schlage, der uns alle getroffen hat. Es iſt ſo ein ſchönes Uniſono mit mir in dem: „Wenn ich recht in mich hineingehe, möchte ich immer weinen," und dann: „Mir iſt, als könnte ich nie wieder ſo werden, wie ich war," daß es mir recht wohl tat als Uebereinſtimmung. Iſt doch auch viel Uebereinſtimmung in den Gründen. Aber, liebe Jette, wie kannſt Du nur tun, als wäre es mir etwas Unbekanntes, was es ſein muß, den eigentlichen Geliebten verlieren durch den Tod? Iſt denn nicht mein Verluſt viel ſchlimmer als der Tod? ich verſichere Dich, ich wollte weit ruhiger ſein, wenn Eleonore geſtorben wäre. Freilich würde ich auch mein Leben überflüſſig finden und mir den Tod wünſchen, wie jetzt; aber es würde doch anders ſein. Mein Leben

würde doch bis dahin einen Charakter haben, den es jetzt nicht haben kann. Ein rechtes Verwitwetsein gibt ein schönes, schwermütiges Leben, das recht ausdrucksvoll sein kann. Jetzt ist aber mein Leben ganz zerfahren, unstet und nichtig.

An Henriette Herz

Stolpe, den 30. Juli 1803

Laß Dirs sagen, liebe Jette, mein Geist hat wenigstens gewiß die Schwindsucht; ich vergehe zusehens von einem Tage zum andern. Warum sterbe ich nicht bei diesem bestimmten Gefühl; Feigherzigkeit ist es nicht, aber etwas nicht viel Besseres, ein schwacher Schimmer kindischer Hoffnung, der mir manchmal aus der Ferne entgegenglänzt. Und für ein Leben mit Eleonore, sei es auch so spät es wolle, möchte ich dies elende Leben noch sehr lange aushalten.

An Henriette Herz

Stolpe, den 21. November 1803

Jawohl, liebe Jette, hat mich Dein Zettelchen an diesem meinem Geburtstage begrüßt, und zwar zum frühen Morgen; es war nebst einem kleineren von B. meine erste Begebenheit. Meine Antwort ist aber nur der letzte Abendgruß vor Abschluß des Tages, weil ich mich doch losreißen mußte von dem Gefühl meines traurigen Zustandes. Das unglücklichste Jahr meines Lebens habe ich beendigt; aber was können alle künftigen sein als nur Fortsetzungen von diesem, erträglicher bloß durch die wohltätige Jämmerlichkeit des Menschen, daß ihm die Zeit

nach und nach alles abreibt und abſtumpft, und beſonders, wenn ich Deinem Rate folgen ſollte, nur zu ertragen, nicht zu kämpfen. Den nimm zurück, liebe Jette; nicht Deine Kenntnis von mir hat ihn Dir eingegeben, ſondern nur Deine Wünſche für mich haben ihn hervorgebracht. Aber es gibt für mich kein anderes Ertragen als das kämpfende, jedes andre würde nur ein düſteres Verzweifeln ſein. Ich kann dieſes nicht ertragen, ohne zu hoffen; das bloß harrende Hoffen iſt nur das Hoffen der Toren. Ich muß kämpfen um zu hoffen, wie ich hoffen muß um zu ertragen.

An Graf Alexander Dohna

Stolpe, den 9. Januar 1804

Was Sie, beſter Graf, mir neulich rieten auf irgend einem Wege zu ſuchen, iſt mir heute ganz ungeſucht gekommen, nämlich durch die Hand des Profeſſor Paulus ein offizieller Antrag, die Profeſſur der praktiſchen Theologie proteſtantiſcher Sektion in Würzburg anzunehmen. Dieſe Profeſſur iſt gerade die einzige, die ich gern annähme, denn mit den gelehrten Fächern der Theologie mag ich meine Zeit nicht ausfüllen, und eine philoſophiſche möchte ich, wo Schelling iſt, nicht verwalten. Man weiß übrigens, daß ich reformiert bin, will aber dort von dieſem Unterſchied keine Notiz nehmen, und ich würde ſo zugleich eins der erſten Beiſpiele, um eine meiner Lieblingsideen zu realiſieren. Die äußern Bedingungen ſind nicht glänzend, aber ganz annehmlich, ſo daß ich mich mit dem Honorar und bei ſehr mäßiger Fortſetzung meiner literariſchen Arbeiten vollkommen ſo gut ſtehn würde als die erſten Räte der dortigen Landes-Kollegien, die doch ganz ordent-

lich leben müſſen. Dies alles iſt die gute Seite der Sache; wozu Sie noch nehmen müſſen, daß ich eben heute einen Brief von Eleonoren erhalte, der mich ahnden läßt, daß ſie ihr jetziges Verhältnis doch kaum wird ertragen können und daß mir noch eine Ausſicht aufgeht, ſie vielleicht einmal die Meinige zu nennen. Ihrer ſchwachen Geſundheit würde eben wie der meinigen das ſüdlichere ſchöne Klima ſehr zuſagen. Nur zweierlei Uebles iſt dabei, das Entſagen der Kanzel und die Expatriation. Ueber erſteres will ich noch vermittelnde Vorſchläge machen in meiner erſten auf jeden Fall nur proviſoriſchen Antwort; letzteres erleichtert ſich dadurch, daß es mir bei einer Profeſſur allemal in den Ferien weit leichter iſt eine Reiſe zu machen, als bei einem Amt wie mein jetziges. Ich bitte Sie, lieber Freund, dringend um Ihren von allen Seiten wohl erwogenen Rat. Es verſteht ſich, daß ich nächſtens Sack von der Sache Konfidenz mache, und ſo hoffe ich bald zu hören, ob er mir andere ſichere Ausſichten ohne Expatriation eröffnen kann. Sie werden mir übrigens wohl zutrauen, daß ich nicht den Ton annehmen werde, mich auf eine kindiſche Art wichtig zu machen mit einem ausländiſchen Ruf. Nächſt ſeiner Antwort iſt nun freilich auch noch viel zu achten auf Eleonorens Stimme, ob ſie im Fall ihrer Befreiung geneigt ſein wird, mir auch in jene fremde Weltgegend nachzukommen, und vorzüglich ob ſich eine Möglichkeit zeigen wird, dort mit der Profeſſur eine Art von Predigerſtelle zu verbinden. Denn von der Kanzel ganz Abſchied zu nehmen, möchte ich mich ſchwer entſchließen.

An Friedrich Schlegel

Stolpe, den 26. Mai 1804

Eine beſondre Freude haſt Du mir durch Deine liebende Nachfrage nach Eleonoren gemacht. Die Arme hat das unglückſelige Jahr höchſt traurig zugebracht und ihren augenblicklichen Mangel an Mut und Feſtigkeit ſchwer gebüßt; leidend am Körper, aber noch mehr geſchwächt am Geiſt, je länger je mehr Kraft und Feuer verlierend in dem ſchrecklichen Leben, mutlos eingeſchreckt, allen Unwürdigkeiten hingegeben ſchien mir ihr Tod das Wünſchenswürdigſte. Endlich habe ich noch einen Verſuch gemacht. Ich habe ſie einem Freunde näher gebracht, deſſen Gemüt nicht nur geeignet iſt ſie aufzurichten, ſondern deſſen äußere Lage ihn auch vorzüglich geſchickt macht, ihr bei einem neuen Verſuch zur Trennung Beiſtand zu leiſten. Nur eine ſolche nahe männliche Unterſtützung fehlte ihr damals. Sie will noch einen ſolchen Verſuch machen, weil ſie fühlt, daß ſie ſonſt unwiederbringlich untergeht. Ich habe nun zwar Urſach, einen guten Ausgang zu hoffen, aber doch nicht Mut, mich der Hoffnung ganz hinzugeben. Wenige Monate müſſen entſcheiden, ob Ihr immer mit traurigem Mitgefühl an mich denken ſollt.

An Friedrich Schlegel

Berlin, den 10. Oktober 1804

Ich gehe heute nach Halle; Eleonore iſt aufs neue der heilſamen Trennung nahe und wenn Ihr einmal nach Deutſchland zurückkehrt, ſoll es mich freuen, Euch vielleicht unter meinem und ihrem Dache zu begrüßen.

An Feldprediger Gaß

Halle, den 13. November 1804

Apropos vom Geld! Die Rechnung habe ich etwas ohne den Wirt gemacht. Die Studenten bitten ſich faſt alle frei und ich bin gar nicht dazu gemacht, mit ihnen zu handeln. Ich habe in der Ethik vielleicht acht, in der Enzyklopädie ſechs, welche zu bezahlen verſprochen haben. Wenn das ſo fortgeht und ich nicht härter werde, muß ich bald um eine Zulage einkommen, denn mit 800 Rthlr. kann ich doch, wenn mein Schickſal ſich ändert, hier nicht auskommen.

Von dieſer Aenderung weiß ich Ihnen noch nichts zu ſagen; ich habe noch gar keine Nachricht von Eleonore und quäle mich mit Beſorgniſſen über dieſes Stillſchweigen. Dagegen macht mir mein Bruder Hoffnung, daß meine Schweſter vielleicht noch vor Winter ankommt.

An Gaß in Stettin

Halle, Mai 1805

Wann wir uns wiederſehn? Wenn alles glücklich geht, im Frühjahr; denn Eleonore und ich haben beſchloſſen, unſere Vereinigung bei unſeren Freunden auf Rügen zu feiern.

An Gaß

Halle, den 16. November 1805

Mit meinen perſönlichen Angelegenheiten, damit ich doch einmal zu Ende komme mit dieſer Epiſtel — hatte es unter-

des vortrefflich geſtanden. Gegen Ende September verließ Eleonore das Haus ihres Mannes; ihr Bruder erfuhr es kaum, als er ſie zu ſich einlud und ihre Eheſcheidung ſelbſt übernahm. Ich ſah ſie wenige Tage darauf ganz feſt und entſchloſſen, Briefe und Unterredungen mit ihrem Gatten machten ſie nicht wankend. Gleich nach meiner Abreiſe wurde die Klage eingereicht, ihr Gatte erklärte ſich in die Scheidung einzuwilligen. Der Dezernent hatte ſchon auf Trennung der Ehe ohne weiteres dekretiert, und ſo ſollte die Sache in der nächſten Seſſion zum Vortrag kommen. Aber den Tag vorher, Eleonore hatte ſchon den Stand der Sache erfahren, ergriff ſie auf einmal ihre alte ängſtliche Gewiſſenhaftigkeit ſo heftig, daß ſie nach einigen Stunden fürchterlicher innerer Unruhe von ſelbſt ſich wieder aufmachte zu ihrem Manne und ſich aufs neue mit ihm vereinigte. Mir hat ſie unmittelbar darauf, was ſie von mir hatte, zurückgeſchickt, und weiter habe ich nichts von ihr erfahren. Die Unglückſelige, warum mußte ſie ſo lange ſich ſelbſt und mich täuſchen! Wohl mir, daß ich mir das Zeugnis geben kann, ich habe nie geſucht, ihre Ueberzeugung über dieſen Punkt zu beſtechen. Daß ſie nun alle Gemeinſchaft zwiſchen uns aufhebt, daran tut ſie vollkommen recht; es iſt notwendig, wenn ſie auf ihrem Entſchluß beharren will.

Wie hoffnungslos mein Leben iſt und wie zerſtört mein ganzes Inneres, davon können Sie ſich kaum eine Vorſtellung machen. Nur die Arbeit, die Liebe zu meinem Beruf, die Freude an meinen Freunden kann mich aufrecht halten, — und daß ich meine Schweſter bei mir habe, iſt ein Glück, das ich gar nicht genug zu ſchätzen weiß.

An Reimer

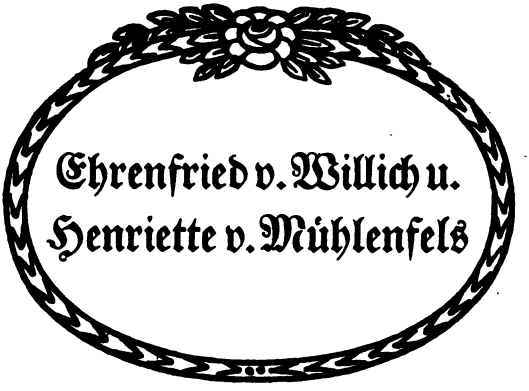
Halle, den 21. Dezember 1805

Es war wohl gewiß nur ein Mißverſtehen, wenn es Dir ſchien, als wollte ich in Deine Tröſtungen nicht eingehn, oder wenn es mir ſchien, als wollteſt Du mir einen Troſt geben, der nicht für mich wäre. Ich bin gewiß ganz mit dir einig darin, daß es keine Liebe gibt ohne Gegenliebe. Aber ich glaube auch ebenſo gewiß an Eleonorens Gegenliebe als an meine Liebe; ja meine Liebe iſt eben dieſe Gegenliebe und ſo umgekehrt. Darum verſpreche ich mir keinen Troſt von einer andern Liebe in irgend einer andern Zeit, die mir dieſe Liebe erſetzen ſollte. Mir ſchien faſt, als wollteſt Du mir einen ſolchen geben; und das ganze Schickſal lag zu ſchwer auf mir, um noch in eine Anſicht darüber einzugehn, die mir weh tat. Aber in den Troſt, den Du meinteſt, bin ich immer eingegangen, und er hat mir nicht gefehlt von Anfang an. Und ſehr wahr finde ich ihn ausgedrückt in dem ſchönen Fragment von Novalis, das man aber doch ganz leſen muß, auch die vorige Seite mit. Ja in der Natur, die geiſtige mit eingeſchloſſen, in dem ganzen Gebiet der Liebe und ihrem ewigen Objekt, in dem auch meine Liebe zu Eleonore eingewurzelt iſt, da ſchaue ich auch die ewige Gegenliebe an, und ſie kommt mir in tauſend Zügen, auch im einzelnen entgegen. Was ich aber aufgeben mußte, ſo wie Eleonore es aufgab: die Ehe, das Bilden eines ganzen, unzerſtückten Lebens, das muß ich auch noch aufgeben, und wenn mir je ſo etwas würde, könnte es immer nur etwas Untergeordnetes ſein. Ich muß alſo immer noch ſagen, daß mir vor meinem Leben ſchaudert, wie vor einer offnen, unheilbaren Wunde.

Aber Friede iſt in meiner Bruſt, lieber Freund, ganz reiner Friede, der ja auch, wo er wirklich iſt, ſeiner Natur nach ewig

ist und nicht weichen kann. Und das ist eben das Tragische, daß er in Eleonore nie gewesen ist, weil solcher Zwiespalt nicht hätte in ihr ausbrechen können. Das liegt aber nicht in ihrer Gesinnung; in der ist nichts unklar; die Arme ist ein Opfer der verwickelten Verhältnisse der Welt, die ja immer den reinsten und tiefsten Gemütern auch die tiefsten Wunden schlagen können.

Zum Schlusse dieses Kapitels vergleiche man unten Seite 327 ff. die Briefe vom 18. Oktober bis 2. Dezember 1805.


Ehrenfried v. Willich u.
Henriette v. Mühlenfels

Bei einem Besuch in Prenzlau lernte Schleiermacher durch Vermittlung von Henriette Herz den Theologen Ehrenfried von Willich kennen (s. o. S. 138). Rasch verband ihn mit diesem eine innige Freundschaft. Er nahm lebhaften Anteil an seinem Amtsleben, als der Freund auf der (damals schwedischen) Insel Rügen erst bei seinem Vater in Sagard Hilfsprediger, dann seit März 1803 beim Regiment Königin in (dem ebenfalls schwedischen) Stralsund Bataillonsgeistlicher ward, und an seinem Liebes- und Familienleben, als der Freund sich mit Henriette von Mühlenfels verlobte und verheiratete. Auch mit dem Rügener Verwandtenkreise trat Schleiermacher alsbald in ernsten beglückenden Austausch, namentlich mit der Schwester Henriettens von Mühlenfels, Frau Charlotte von Kathen, einer Jugendfreundin Ernst Moritz Arndts. (An sie richtete Arndt das Gedicht: Auf dem Rugard im Herbstmond 1811. Sie ist die „Freundin", von der das Buch handelt: „Ernst Moritz Arndts Briefe an eine Freundin." Herausgegeben von Eduard Langenberg. Berlin 1878.) Auch Charlotte Pistorius, Freundin Willichs und der Frau von Kathen, trat Schleiermacher näher. Ein Besuch in Stralsund und auf Rügen von Stolpe aus gab all diesen Freundschaftsbeziehungen ihre letzte Weihe.

Diese Reise fand Juni 1804 statt, kurz vor der Vermählung Willichs mit seiner damals sechzehn Jahre alten Braut. Henriette Herz war seine Begleiterin. Im Oktober siedelt Schleiermacher, der einen Ruf nach Würzburg ausgeschlagen hatte, als Professor der Theologie nach Halle über. Ein herzlicher Briefwechsel zwischen Halle und Rügen-Stralsund läßt uns teilnehmen an reinen Freuden, schweren Sorgen und herben Schicksalen in Nord und Süd. In Halle führt seit 1806 dem einsamen Bruder (er war nun achtunddreißig Jahre alt) seine Schwester Nanny, aus des Vaters zweiter Ehe, die später Arndts Gattin wurde, das Haus, — soweit davon bei den geschwinden Kriegsläuften die Rede sein konnte.

Von Veröffentlichungen fällt in diese Zeit Schleiermachers einziger poetischer Versuch, Weihnachten 1805 niedergeschrieben: „Die Weihnachtsfeier. Ein Gespräch. Halle 1806."

An Willich

Ohne Datum

Endlich kann ich auch dazu kommen, Ihnen ordentlich zu schreiben. Es ist eigentlich lange, daß ich geschwiegen habe. Aber ich habe indes das schöne Geschick, was uns zusammenführte, unser Finden und Erkennen und mein ganzes neues Glück recht im Innern erwogen und genossen. Im allgemeinen waren wir wohl sehr bald darüber einverstanden, und wußten es gewissermaßen vorher, daß wir zusammen gehörten und in Einer Sphäre lebten, und so weiß ich nicht, wie unsrer Jette meine Offenheit gegen Sie und mein ruhiges Hingeben als etwas Neues erscheinen konnte. Aber über dieses Zusammengehören hinaus dachte ich mir bald noch etwas Höheres, daß Sie mein Freund werden könnten, wie es lange Keiner war; ich hoffte es und schrieb es an Jette und erwartete, nach meiner Art, wie sich auch das allmählich entwickeln würde. Und Sie wollen es, Freund und Bruder wollen Sie mir sein! aber warum soll ich nicht auch gleich nach brüderlicher Weise reden, als hätte ich recht angestoßen auf die schöne Vereinigung?

Erinnere Dich, wie wenig ich Dir zu sagen wußte, als Du mich in Klinkow nach meinen Freunden fragtest — ich hatte eigentlich keinen im ganzen Sinn des Wortes. In den ersten Zeiten der Entwickelung meines Selbst hatte ich zwei Freunde; eine Denkart, die uns von allen unsern Umgebungen schied, ein gemeinschaftliches Streben ging uns zugleich auf, und das gibt eine schöne Vereinigung. Der eine, der wohl Kraft genug gehabt hätte, immer mein Freund zu bleiben, starb bald, den andern fesselten Pietät und Furchtsamkeit in Verhältnissen, wo die Freundschaft sich bald ge-

lähmt fühlen mußte aus Mangel an Mitteilung, und so hat er aufgehört, es der Tat nach zu sein, ob ich gleich noch immer mit alter Liebe seiner gedenke und er gewiß meiner auch. Dann fand ich in Preußen, wo ich drei Jahre lebte, erst am Ende dieses Aufenthalts einen Landgeistlichen, einen herrlichen Mann von einfachem, echtem Gemüt, echter Sittlichkeit, reinem Wahrheitssinne und einem patriarchalischen Stil des Lebens. Wir gewannen uns herzlich lieb, aber außerdem, daß die Ungleichheit der Jahre gewisse Unebenheiten doch hervorbringt, unerachtet er wohl die ewige Jugend gefunden hat, gab es doch immer manches, was ich ihm nicht unverhohlen mitteilen zu dürfen glaubte, und da ein großer Brief, den er mir über die Lucinde schrieb, mich bewog ihm die „Briefe" mitzuteilen, weiß ich seitdem nicht, wie ich mit ihm stehe, und ahne, daß ihm das Mißverständnisse gegeben haben mag, die vielleicht um so schwerer zu heben sein werden, je zarter sie bei ihm gewiß sind. Ich denke jetzt mit Schmerzen an ihn. Außer einem wunderbaren Menschen, der mir jetzt zu weitläufig werden würde, habe ich Dir nur noch von Friedrich Schlegel zu reden. Vor der Welt kann und muß ich ihn wohl meinen Freund nennen; denn wir sind einander reichlich, was man unter diesem Namen zu begreifen pflegt. Große Gleichheit in den Resultaten unsers Denkens, in wissenschaftlichen und historischen Ansichten, beide nach dem Höchsten strebend, dabei eine brüderliche Vereinigung, lebendige Teilnahme eines Jeden an des Andern Tun, kein Geheimnis im Leben, in den Handlungen und Verhältnissen; aber die gänzliche Verschiedenheit unsrer Empfindungsweise, sein rasches, heftiges Wesen, seine unendliche Reizbarkeit und seine tiefe, nie zu vertilgende Anlage zum Argwohn, dies macht, daß ich ihn nicht mit der vollen Wahrheit behandeln

kann, nach der ich mich sehne, daß ich alles anders gegen ihn aussprechen muß, als ich es für mich selbst aussprechе, damit er es nur nicht anders versteht, und daß es immer noch Geheimnisse für ihn in meinem Innern gibt oder er sich welche macht. Zwar behauptet er, daß die Monologen ihm zu allen scheinbaren Disharmonien in meinem Wesen den Schlüssel gegeben haben; aber probehaltig ist mir das auch noch nicht.

Du hast das Wollen der Freundschaft zuerst ausgesprochen, und so laß uns ein für allemal ahnden, wissen und fühlen, was wir einander sein und werden können, aber dann unbefangen miteinander weiter gehn, ohne darüber zu reflektieren, ob und wie wir es nach und nach sind und werden.

An die Monologen, wiewohl ich wußte, daß ich Dir durch sie zuerst wert geworden war, habe ich, so viel ich weiß, in Prenzlau auch nicht ein einziges Mal gedacht; ich war in der Gegenwart und im Beschauen Deines Wesens. Aber ich lobe mich darum, daß ich sie geschrieben habe; es war eine unbezwingliche Sehnsucht, mich auszusprechen, so ganz ins Blaue hinein, ohne Absicht, ohne den mindesten Gedanken einer Wirkung, und ich habe mir oft gesagt, es wäre eine Torheit gewesen — aber da ich mich für einen Toren hielt, bin ich weise geworden.

Leb wohl und sei mir gegrüßt und gesegnet!

An Willich

Berlin, den 11. Juni 1801

Aber wie hat Dir mein langsames Auffassen eine Furcht vor einem einseitigen Auffassen geben können? Vielmehr bin ich eben durch diese Langsamkeit am besten davor gesichert;

denn ſie iſt ja nichts anders als die Maxime, daß alles Einzelne nur ein Teil iſt, und daß man erſt mehrere Teile haben muß, um es recht zu verſtehen, das ruhige Abwarten einer vollendeten Anſchauung, und ein aufrichtiger Abſcheu gegen das einſeitige Urteilen und die ſuperkluge voreilige Menſchenkenntnis aus einzelnen Zügen. So ſei auch nur nicht bange vor meinem innern Bewegen und Fertigmachen, wenn ich Disharmonien in Dir zu finden glaube. Das werde ich nicht laſſen, aber glaube nur, es iſt gut ſo. Es gibt keine lebendige Erkenntnis, als die ſelbſterworbene, ſo auch von Menſchen, und es wäre eine unverzeihliche Trägheit, bei dem erſten flüchtigen Gedanken, der mir etwa durch den Kopf ginge, gleich zu fragen, ſondern ich werde allerdings erſt hinſehen nach allen Seiten, und ſo den Eindruck entweder zerſtören oder fertig machen; aber wenn er nun fertig zu ſein ſcheint, dann werde ich Dich fragen, ob auch dem alſo iſt. Du wirſt ſchon ſehen, wie ich das treibe, und es wird Dir gewiß recht ſein! Aber warum ſetzeſt Du denn voraus, daß ich Disharmonien in Dir zu ſehen glauben werde? Das geſchieht mir gar nicht ſo leicht. Ich gehe bei wirklichen und wahren Menſchen immer von der Vorausſetzung aus, daß, was in ihnen iſt, auch zu ihrer Natur gehört, und überzeuge mich ſchwer vom Gegenteil, ſo daß auch von mir geglaubt wird, ich ſei gegen ihre ſogenannten Fehler zu indifferent, ja zärtlich.

An Willich

Berlin, Juni 1801

Nächſt allen lieben Menſchen, die Du auf Rügen findeſt, und der merkwürdigen Natur, für die Du ſo viel Sinn haſt,

iſt es doch auch ſchön und glücklich, daß Du einen Ort haſt, wo Du Deine erſte Jugend verbrachteſt und an den die erſten Erinnerungen des Lebens geknüpft ſind. Dergleichen gibt es für mich gar nicht. Seit meinem achten Jahr bin ich nicht drei Jahr, außer jetzt in Berlin, an einem Ort geweſen, und dieſer ſchnelle Wechſel der Orte und Menſchen hat vieles aus meinem früheren Leben ganz weggewiſcht. Daher liebe ich auch meine Vaterſtadt gar nicht und mein Vaterland nur, wie Fremde es auch lieben, als ein ſchönes und heiteres Land. Beſonders zugetan bin ich nur einer Gegend darin, wo ich nicht mehr als ein paar Monate zugebracht habe, aber ſehr merkwürdige, in welche die erſte Regung des innern Lebens fällt. Eine Schweſter, die da lebt und die ich ſehr liebe, macht, daß ich mich oft recht innig hinſehne, und ich reiſte gern noch dieſen Sommer hin, wenn ich es möglich machen könnte.

An Willich

Berlin, den 13. Dezember 1801

Daß Friedrichs Hierſein Dein Herkommen verzögert, iſt freilich ein übler Umſtand; indes, wenn es Dir nur ſpäterhin nicht an einer guten Gelegenheit fehlt, ſo iſt nichts daran verloren. Ich könnte Euch beide doch nicht genießen, da Ihr Euch noch nicht kennt, und Friedrich gehört gar nicht zu denen, mit welchen man ſich bald befreundet.

An Willich

Stolpe, den 10. August 1803

Hier, lieber Freund, hast Du die Monologen für Deine Freundin; es ist das einzige Exemplar, was ich jetzt habe, und zierlichere gibt es gar nicht mehr; warum hat sie mir nicht gleich etwas gesagt von ihrem Anteil, nicht nur an meinem innern Wesen, sondern auch an meinem Schicksal, vielleicht hat sie nicht gewußt, ob ich Deine Mitteilungen billigen würde. Daran hätte sie nicht zweifeln sollen. Man kann freilich im gemeinen Leben die Vorsicht nicht weit genug treiben, von Andrer Angelegenheiten nicht zu reden, und so auch die daraus folgende, jede Mitteilung Anderer als ungeschehen zu betrachten. Aber in der Freundschaft muß es doch gerade entgegengesetzt sein. Sie gibt schon Jedem von selbst den rechten Takt, und die schönen seltenen Momente, wo inniges Vertrauen auch über einen Dritten an seiner rechten Stelle ist, und wo ein neues Glied eingeschlungen werden kann in eine Kette von Freunden, müssen durch keine Bedenklichkeiten verkümmert werden. Der Mensch ist und wirkt so wenig in der Welt, daß er sich an der rechten Stelle gern ganz und unbedingt hingeben muß, um etwas hervorzubringen, wäre es auch nur eine vorübergehende schöne Bewegung eines edeln Gemütes.

Wenn nur der leere und sinnlose Unterschied von Reformiert und Lutherisch mich hinderte in Deiner Nähe zu leben und in dem schönen Kreise, der so wohltätig auf mich wirken würde, das wäre sehr verdrießlich. Allein, lieber Freund, meine Versetzung nach Rügen würde sich doch nicht machen lassen, wenn auch das alles nicht wäre. Indessen, wenn ich leben soll, woran ich bei meinem Gesundheitszustand sehr

zweifle, so muß wirklich etwas geschehen, um mich von hier zu erlösen; irgend einen Menschen, den ich liebe, muß ich in der Nähe haben, sonst verkomme ich — es ist gar zu sehr gegen meine Natur —, und auch irgend einen, mit dem ich philosophieren und studieren kann. Sollte ich nicht mein Schicksal so viel regieren können, um dies zu erreichen? Sobald ich eine entschiedene Meinung über meine Gesundheit habe, will ich mich ernstlich daran geben, wiewohl es mir eine ganz neue Art ist zu handeln.

An Willich

Stolpe, den 26. November 1803

Dein Brief macht mir den Aufenthalt bei Dir und den Deinigen schon so lebhaft, daß ich gern über alle Zeit hinweggehen möchte, die noch dazwischen liegt. Läge nur nicht so viel Arbeit in dieser Zwischenzeit! Doch jetzt wenigstens will ich darüber wegsehen in die fröhlichen und heitern Tage, die Du mir zeigst. Allzuviel Zeit mußt Du Dir nicht versprechen, denn ich werde schwerlich genug Geld haben, Extrapost zu reisen, und werde also ziemlich lange unterwegs sein; indes wenn wir uns nur recht einrichten und die Zeit recht nutzen, wird es ein rechter Genuß sein. Ja wohl, lieber Freund, es ist etwas recht Wesentliches in der Freundschaft, das tägliche Leben mit einander zu teilen, es gehört gar sehr zum lebendigen und vollständigen Bilde eines Menschen. Krank will ich Dir hoffentlich nicht werden, es wäre auch schlimm, denn das ist bei mir immer gleich sehr ernstlich. Aber Du wirst sehen, es gibt zu pflegen genug bei mir, auch wenn ich gesund bin. Ist es irgend möglich, so möchte

ich Dich gern auch in Deinem Amt und auf der Kanzel sehen.

An Charlotte von Kathen

Stolpe, den 26. November 1803

Unser Willich schreibt mir, liebe Freundin, daß Sie an Ihrer Gesundheit leiden; das macht mir Kummer, um so mehr, da wir jetzt in einer Jahreszeit sind, die dem leidenden Körper nicht zusagt. Auch ich habe seit dem Anfange des Herbstes viel gelitten, und ich glaube, wer sich meine einsame, von aller freundlichen Hilfe entblößte Lage denkt, dem kann das leid genug tun. Allein Schmerzen kann ich viel ertragen und habe schon oft gewünscht, sie meinen Freunden abnehmen zu können; auch setzte ich es glücklicherweise durch, mich nicht aufs Lager zu werfen und mich in meiner Amtsführung nicht stören zu lassen. Wenn nur das Uebel solcher Art ist, daß es Anstrengungen des Mutes erlaubt, so werden diese selbst eine Hilfe, kräftiger als manche Arzenei. Es scheint mir auch ganz billig, daß Menschen wie ich eine mehr als verhältnismäßige Portion körperlicher Leiden zu tragen haben. Denn nichts leidet um sie her, und das Bild des Todes im Hintergrund darf ihnen angenehm sein und sie mit Sehnsucht erfüllen. Einer Hausfrau aber und einer Mutter kann wohl der Tod nicht so erscheinen, und darum muß sie auch gesund sein. Mich erinnert dies an ein schmerzlich süßes Wiedersehn, das ich diesen Frühling genoß. Ich war bei der Schwester eines vertrauten Freundes, die ich auch in gewissem Sinne Freundin nennen kann, die ich aber seit zehn Jahren nicht gesehn und auch wenig unmittelbare Verbindung mit ihr

unterhalten hatte. Ich hatte sie nur als Mädchen gekannt; nun sah ich sie als Mutter; aber sie hatte vor wenig Monaten eine geliebte Tochter verloren; ein liebliches, frisches, lebendiges Kind hatte sie noch, erwartete bald ein anderes, war aber doch voll Sehnsucht nach dem Tode. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie wehmütig mich das machte. Doch ist dies nicht das rechte Wort, denn es war etwas Widriges mit in dem Eindruck. Hatte ich recht, so etwas zu empfinden? Heil und Segen allen, die Kinder haben! Sie haben nicht Not, mit Verlangen nach einer andern Unsterblichkeit hinzusehn, als nach der, die sie genießen.

Noch keine Frau, liebe Charlotte, hat meine Gedanken über die Erziehung so rein ausgesprochen wie Sie. Sie können denken, ob Sie mir das noch lieber gemacht hat. Wahrlich, man hat, was das innere Leben der Kinder betrifft — und das gilt von allen, glauben Sie nicht mit mütterlicher Liebe an Ihre allein —, nichts zu tun als zuzusehn und nur abzuhalten, daß sie nicht gestört werden; und dann wiederum sie zusehen zu lassen dem Wirken der Liebe und der Regierung des Verstandes im Leben um sie her. Was so nicht gut wird, dem ist gewiß auf keinem andern Wege was Gutes anzuerziehen und etwas Böses auszutreiben.

An Willich

Stolpe, den 28. Januar 1804

Kaum weiß ich, lieber Freund, ob ich Dir in diesem unentschiedenen Zustande der Dinge schreiben soll, indes möchtest Du doch zu lange ohne Nachricht bleiben, wenn ich alles abwarten wollte. Da Deine Korrespondenz mit der Herz nicht

sonderlich stark zu sein scheint, so weiß ich nicht, ob Du schon einige Nachricht hast von dem, was im Werke ist, daß ich nämlich durch Paulus ganz unerwartet einen Ruf nach Würzburg als Professor der praktischen Theologie erhalten habe. Alles stimmt eigentlich zusammen, daß ich ihn annehme.

An Willich

Stolpe, den 25. Februar 1804

Den besten Segen, mein teurer Freund, über Dich und Deine Henriette. Du weißt, wie lange ich Dir schon dieses beste Teil des Lebens gewünscht habe; auch habe ich mir immer gedacht, daß es ein recht frisches jugendliches Gemüt sein müßte, was Dich ganz und auf immer an sich zöge. Daher vertraue ich nun ganz Deinem Vertrauen, daß es wirklich das rechte ist, was Du gefunden hast, und so wenig Du mir auch vorher von Henrietten gesagt, fällt es mir doch nicht ein zu befürchten, es könne irgend etwas Aeußeres oder Unwesentliches Dich bestochen haben, etwas Vorübergehendes für das Ewige und Höchste zu halten. Das ist viel von mir; denn ich pflege sehr sorgsam und mißtrauisch zu sein, wo ich die Liebe nicht selbst habe kommen gesehen. Also bestätige ich es, wie mich Charlotte zum Zeugen Eures schönen Bundes gerufen hat, und freue mich innig, daß sie Eure liebenden Gedanken gleich auch auf mich hin gerichtet hat. Wir haben ja die Liebe auf gleiche Weise begriffen; so muß ja auch Dein Leben in ihr ein solches sein, von dem ich gern immer Zeuge sein möchte. Und was, mein guter Freund, könnte mir mehr zum Trost gereichen bei der öden Unsicherheit meines eignen Geschickes, als wenn ich recht viel Glück und

Leben der Liebe unter denen ſehe, die mir die liebſten ſind. Recht ſchön wäre es geweſen, wenn Du mir den bejahenden Brief Deiner Henriette geſchickt hätteſt, und ſo in der Nähe von ihr ſelbſt hätteſt Du Dich wohl von ihm trennen können, um mir doch etwas von ihr ſelbſt zu geben und mich den ſchönen Moment nachgenießen zu laſſen.

An Willich

Stolpe, den 28. März 1804

Länger, mein teurer Freund, will ich Dir die ſchönen Pfänder, die Du mir anvertraut, nicht vorenthalten. Recht herzlich freue ich mich mit allem, was Du mir von Henriette ſagſt, und was ich von ihr leſe. Auch das erſte unbewußte Lieben einer reinen friſchen weiblichen Seele iſt mir eine teure, lange nicht geſehene Erſcheinung! Die paar Monate, die mich noch von dem lebendigen Anſchauen trennen, werden ſchnell vergehen, und ich werde ein freilich kurzes aber ſchönes Glück unter Euch genießen. Eben, weil mir das ſo nahe liegt, frage ich Dich auch nichts weiter nach Henrietten, ſondern verweiſe mich ſelbſt auf die herannahende Zeit. Mein Vertrauen zu der Wahl Deines Herzens ſteht ſo feſt als es kann. Henriettens herzliches Eingehen in Dein Leben, in all Deine freundſchaftlichen Verhältniſſe, iſt für mich ein ſehr entſcheidendes Moment, und ich ſage gern mit Dir: „noch ſchöner wird die liebliche Knoſpe ſich entfalten.“

An Willich

Stolpe, den 25. April 1804

Morgen, lieber Freund, muß ich meine Amtsreiſe nach Weſtpreußen antreten; ich werde zugleich Alexander Dohna beſuchen und beinahe 14 Tage wegbleiben, darum will ich Dir lieber, wenn auch nur flüchtig, ein paar Zeilen ſchreiben.

Faſt kann ich mich jetzt mit Dir darüber freuen, daß Du Deine Hochzeit ſo lange ausgeſetzt haſt; es iſt doch ſchön, die erſten Züge des Glückes ſo einzuſchlürfen, wie Du jetzt tuſt! Ich bin mit ganzem Herzen bei allem, was Du mir erzählſt, und wenn ich es ſo mitgenieße, miſcht ſich unter die ſchöne heilige Freude nicht einmal der Gedanke, daß es kein andres Glück für mich gibt, als das meiner Freunde. Wahrlich, wer ſolche hat, und ſolches Glück mit ihnen teilt, iſt nicht arm. Grüße mir Henriette herzlich; wenn ich ihr nur eben ſo lieb bleibe, wenn ſie mich ſieht. Du glaubſt nicht, wie ich mich auf den Aufenthalt auf Rügen freue! Bei allem wunderlichen Wechſel in mir und um mich her iſt das der einzige feſte Punkt, auf den ich ſeit langer Zeit, und immer mit gleicher Freude, hinſehe. Es iſt das einzige Stück Leben, was ich vor mir ſehe, wie eine kleine Inſel in dem öden Meere, und ich ſehe darauf mit ſo ruhiger und ſtiller Wehmut wie auf das letzte.

An Willich

Stolpe, den 21. Mai 1804

Mein Schickſal hat ſich dahin entſchieden, daß man mir, um nach Würzburg zu gehen, den Abſchied förmlich verſagt

hat, und daß ich dagegen als Universitätsprediger und außerordentlicher Professor der Theologie nach Halle berufen bin. Wann ich dahin gehen soll, weiß ich noch nicht, doch behaupten die Berliner zu Michaeli.

An Willich

Stolpe, ohne Datum

Ja wohl, mein teurer Freund, das war eine herrliche Zeit, die wir zusammen verlebt haben, wie das menschliche Leben nur wenige darbieten kann, und sie hat so alles erfüllt, was unter den gegebenen Verhältnissen von ihr zu wünschen war, daß jeder Gedanke, als ob manches noch hätte besser sein können, immer wieder als nichtig verschwindet. Es war schon recht, daß das Einzelne recht oft unterging im Ganzen, und zumal in Beziehung auf Dich hat mir nichts in dieser Hinsicht gefehlt. Ich habe Dich in Deiner Liebe gesehen und in Deinem Beruf, das waren die beiden Anschauungen, deren ich bedurfte. Was wir sonst einzeln einander mitzuteilen haben, dazu bedarf es, soweit wie wir schon mit einander sind, eigentlich kaum der Gegenwart, und wir werden es alles allmählich nachholen, bis einmal eine ruhigere Gegenwart kommt, wo wir einige stille Tage zusammen in Stralsund leben. Aber, Du wunderlicher Freund, wie kommst Du nun gar dazu, Dich über den Uebermut zu entschuldigen, als ob wir ihn Dir vorgeworfen hätten? Gefreut haben wir uns darüber, daß sich das höhere Leben, das Dir aufgegangen ist, so über Dein ganzes Wesen verbreitete, so wie wir Dir eben in jeder Aeußerung Deiner Liebe, und in allen ihren mittelbaren Wirkungen auf Dich, so gerne folgten und unsere Lust

daran hatten. Und ich vornehmlich an dieser, weil eben das leichte, frohe, ungetrübte Glück dazu gehört, um sie hervorzubringen. Ich glaube, es wird Dir ganz natürlich vorkommen, daß ich das Gefühl habe, wenn ich mir auch Eleonore noch erringe, werde von diesem frohen Uebermute nichts sein in dem Glück meiner Liebe. Denn nicht in dieser Kraft der jugendlichen Gärung werden wir den Becher leeren. Es gemahnt mich wie der Wein, den die Rheinländer von würzigen bittren Kräutern durchziehen lassen, und der stark ist und wohltätig, aber ganz still.

Glaube nur, Ehrenfried, ich kann mich ganz rein und ungetrübt über das freuen, was ich nicht haben werde. Ich sage das, weil mir oft einfiel, ob Ihr nicht glauben möchtet, meine Rührung über Euch, die Ihr so oft gesehn habt, wäre vielleicht nicht reine Freude, sondern Euer Glück mahnte mich auf eine störende Weise an mein Geschick. Aber Euer Glück war mir nie eine störende Mahnung, sondern ein stärkender Trost. Die Ueberzeugung, Ihr würdet ein solches Leben darstellen, als ich wollte, und ich würde mit darum wissen und mein Teil daran haben, dazu hat Euch jeder meiner Blicke, jeder Händedruck und jeder Kuß gesegnet.

Entsetzlich beschäftigt bin ich seit meinem Wiederhiersein, und obgleich ich ungleich fleißiger bin als je sonst, so sehe ich doch noch kein Auskommen, zumal wenn ich an die Unruhe der letzten 14 Tage denke. Aber auch in meinen Arbeiten fühle ich die Kraft der vergangenen schönen Zeit, und ich habe nur eben ein schweres Stück Arbeit, die Einleitung zum Parmenides, mit großer Leichtigkeit und Sicherheit vollendet. Du hast Recht, daß ich in meinem wissenschaftlichen Leben einen ganz bestimmten Weg gehe, mich von dem immer weiter und tiefer führen lasse; auch daß das ein Ab-

ſtand zwiſchen uns iſt, glaube ich wohl; aber eben nicht ein Vorangehen, dem Du nachfolgen ſollteſt. Daß Dein intellektuelles Leben noch tätiger werden muß, und daß das nun auch großenteils von ſelbſt erfolgen wird, da Du über das unruhige Streben nach der Hauptſache hinaus biſt, und eben auch durch die Liebe Deine geiſtigen Kräfte lebendiger fühlſt, das ſind ganz auch meine Gedanken über Dich. Aber einen beſtimmten wiſſenſchaftlichen Weg einzuſchlagen, das ſcheint mir gar nicht eine Sache der Willkür zu ſein, ſondern eine beſtimmte Richtung des Geiſtes nach dieſer oder jener Seite vorauszuſetzen, die den Menſchen eben dieſen Weg treibt. Ich habe nicht gemerkt, daß Du eine ſolche fühlteſt, und darum glaube ich, Du wirſt Dein intellektuelles Bedürfnis auf eine andere Art befriedigen. Ich ſehe Dich im Geiſte ſchon als einen ſolchen glücklichen Hausvater wie Wedeke, der ſeine Kinder ſelbſt unterrichtet und in alle Wiſſenſchaften, lernend und betrachtend, ſo weit hineingeht, daß er ihnen den rechten Geiſt davon anſchaulich machen kann, der durch ein lebendiges Studium der menſchlichen Natur in allen Völkern und Zeitaltern von ſeinem Hauſe aus mit der ganzen Welt in Verbindung ſteht, und eben dadurch ſeine Kinder in dem edelſten Sinne zu Weltbürgern kann bilden helfen. Glaube mir, lieber Freund, ein ſolches freies, genießendes und auf die ſchönſte Weiſe unmittelbar praktiſches Anbauen der Erkenntnis hat ſeine ganz eignen beneidenswürdigen Reize und läßt ſich in eine weit innigere Einheit mit dem unmittelbaren eignen Leben verſchmelzen, als irgend ein beſtimmtes Studium.

Von Henriette v. Mühlenfels

(Götemitz?) Sonntag den 8. Juli 1804

Ich darf also selbst an Sie schreiben, es Ihnen von Zeit zu Zeit sagen, wie lieb ich Sie habe, wie ich Sie verehre, wie Ihr Andenken mich begleitet — und Sie wollen es gern, daß ich Ihnen schreibe — wie tröstend und innig erfreuend ist mir diese Zusicherung. Ja, es ist wohl schön, daß Sie hier waren, es ist so herrlich, daß die Freude daran mir ewig bleiben wird. — Wüßten Sie es recht, wie diese auf mich gewirkt und wie sie mich gehoben hat, mein teurer Freund; ich fühle es recht tief, wieviel ich Ihnen verdanke, und das wird immer so fortgehen. Ich werde mir gewiß alles treu bewahren und Sie immer besser verstehen und mit heiliger Freude es empfinden, so wie ich Ihnen mehr und mehr verwandt werde. — Das sind zwei große Epochen meines Lebens, als mir die Liebe zuerst aufging und nun Ihre und Jettens Freundschaft, und wieviel liegt noch vor mir, wieviel Großes! Ich will auch recht dankbar sein, recht fromm und gut werden, ich verspreche es Ihnen, mein väterlicher Freund. Sie werden immer mit Nachsicht mir zusehen, wie jetzt, und wie leicht wird mir nicht alles werden — bei dem Leben in Liebe mit meinem Ehrenfried. Könnte ich ihn nur recht glücklich machen!

Mein väterlicher Freund, denken Sie auch wohl einmal an Ihr Töchterchen? ja gewiß, das wußte ich wohl, als Sie von uns schieden, darum ließ ich gar keine rechte Traurigkeit in mir aufkommen. — Nun bin ich wieder bei meiner geliebten Lotte und bin schon wieder eingewohnt in dem stillen einförmigen Leben hier. Wie wohl tut es uns beiden, daß wir so recht aus dem Herzen über Sie sprechen können. Auch habe ich noch manches Aeußere, das mich an Sie erinnert,

einen Blumenstrauß, den Sie mir auf Stubbenkammer geschenkt, einen Bonbon, den Sie mir noch zuletzt gaben und den ich aufheben will, bis ich einen andern von Ihnen bekomme.

Lieber Freund, ich bin doch unsäglich reich, welche herrliche Menschen hat mein Ehrenfried mir zugeführt, die ich von ganzer Seele lieben kann und bei denen ich freundliche Aufnahme finde und herzliche Erwiderung, und daß ich weiß, es ist dies ein so sicherer Schatz, der nur sich vermehren, nicht vermindern kann. Mit welcher Freude werde ich einige Worte von Ihnen aufnehmen — Sie sind sehr gut, daß Sie mir schreiben wollen, denn es kann für Sie weiter keine Freude dabei sein, als die, mir welche zu machen. Ich will Ihnen aber so oft schreiben, als Sie es nur lesen wollen — ich schreibe Ihnen so gern.

Leben Sie wohl, Gott erhöre meine Wünsche für Sie

An Henriette v. Mühlenfels

Stolpe, ohne Datum

Wenn Sie auch traurig gewesen wären, liebe Henriette, als wir von einander schieden, das wäre gar nicht nach meinem Sinn gewesen, und Sie sollen sich auch kein Verdienst daraus machen, daß Sie es nicht waren. War ich es doch nicht, unerachtet ich so viel verließ, als ich nie so zusammen gehabt habe, und von dort einem so öden Leben entgegenging. Es dünkt mich immer eine Art von Undankbarkeit, wenn man die Freude an dem Bleibenden und Ewigen durch eine kleinliche Traurigkeit darüber entweiht, daß das Vergängliche seiner Natur nach vergeht, und es mag nur denen ziemen, die doch nur an dem Genuß in der Zeit ihre Freude

haben, und nicht an dem Besitz, den uns jener nur vergegenwärtigen soll. Aber freuen wollen wir uns noch recht oft, daß wir diese schöne Zeit gehabt haben, die immer eine der hellsten Stellen meines Lebens bleiben wird. Könnte ich Ihnen nur recht beschreiben, liebe Tochter, wie ungläubig ich bin, wie höchst ungläubig eben in dem Punkt des höchsten Glücks, und wie ich immer, auch bei unsres Gleichen, zittre, daß sich ein Irrtum eingeschlichen hat! Aber mit welchem sichern Blicke sah ich immer auf Euch Beide! Wie ohne Sorgen konnte ich alles auf Euch legen, was ich von den Glücklichsten fordere, und wie freute ich mich, daß die Herz, die so ganz meinen Unglauben teilt, auch so ganz meine Zuversicht und meine Freude teilte. — Ja, wohl besitzen Sie viel, meine liebe Tochter, und ich gestehe Ihnen mit väterlicher Freude und Eitelkeit, daß mir eine so reiche Partie noch nie vorgekommen ist, und auch lange keine so vollkommene Anwendung der alten Regel, daß Gut wieder nach Gut geht; aber seien Sie nur ruhig, liebe Henriette, Sie sollen es schon nicht allein genießen, und wie wir alle mit zu Ihrem Gut gehören, so wollen wir schon alle auch mit davon leben. Nur das verstehe ich nicht, warum Sie so besonders darauf ausgehen wollen, den Ehrenfried recht glücklich zu machen. Ist denn das etwas Fremdes und Einzelnes, daß Sie es ausdrücklich bewerkstelligen müssen? Ich denke, wenn die Kette des ganzen Lebens, die Liebe, nur ist wie sie sein soll, so kommt bei dem ganz natürlichen Leben und Fortwirken das Muster von selbst heraus, und ich habe noch nie einen besonderen Wunsch hierüber gehört. Wenn Sie meinem Rate folgen wollen, so denken Sie gar nicht daran; mir ist bange, Sie möchten sonst was verkünsteln wollen. Aber ich rede wohl ganz unnütz und es ist Ihnen gewiß ebenso.

An Charlotte Pistorius

Stolpe, den 28. Juli 1804

So gar nicht tröstlich fangen Sie an, meine liebe Freundin? Habe ich wirklich nichts Besseres zu hoffen, und nur das einzige Mal soll ich hören, daß ich Ihnen etwas lieb bin? Und was hilft es mir eigentlich zu wissen, daß Sie mich kennen, wenn Sie gar nichts weiter mit mir zu schaffen haben wollen? Eigentlich verstehe ich das von Ihnen, die so gern und viel Briefe schreibt, gar nicht recht; ich hatte mir einen andern Plan gemacht und ich dächte, Sie bekehrten sich von Ihrem unerfreulichen zu meinem. Mir fiel das gar nicht ein, daß alles Schöne, was mir auf Rügen geworden, nun mit den paar zwar sehr schönen Wochen ganz abgetan und ausgenossen sei, oder wenigstens nur von beiden Teilen in einseitiger Erinnerung nachgenossen werden sollte, sondern ich hoffte, es sollte sich überall etwas Bleibendes auch gemeinschaftlich Fortgehendes anknüpfen. Können Sie denn das nicht machen, hindert Sie etwas Besonderes?

Schon ehe ich Sie sah, hatte ich etwas gegen Sie auf dem Herzen und ich habe mündlich nicht dazu kommen können. Lassen Sie mich immer damit anfangen. Es gehört dazu voran das Bekenntnis, daß ich in Stralsund angefangen habe, Ihre Briefe an Willich zu lesen. Das mag er nun verantworten; ich kann es Ihnen doch nicht verheimlichen. Da sagen Sie, wenn ich so wäre, wie ich mich in den Monologen darstelle, so müßte ich ein außerordentlich vollkommener Mensch sein. Nun glaube ich, wenn Sie mich kennen, werden Sie mir Wahrheit zutrauen, und doch kann ich nicht leiden, daß Sie glauben, ich wäre ein außerordentlich vollkommener Mensch, weil ich es eben nicht bin, und ich muß also gegen

den Zusammenhang Ihrer Folgerungen förmlich protestieren. Ich habe in den Monologen meine Ideen dargestellt, freilich nicht tote Gedanken, die man sich im Kopf ausrechnet, daß es ungefähr so sein müsse, sondern Ideen, die wirklich in mir leben und in denen ich auch lebe. Aber diese Ideen sind mir freilich nicht als Feengeschenk eingebunden, sondern sie sind mir, wie dem Menschen alles Bessere kommt, erst später aufgegangen nach mancher Verirrung und Verkehrtheit, und ihre Darstellung in meinem Leben ist also immer nur fortschreitend im Streite mit den Einflüssen und Ueberresten des früheren. Wenn demohnerachtet in den Monologen keine Spur von einem Streit mit mir selbst zu finden ist, so kommt das nur daher, weil ich eben darin resigniert bin, daß der Mensch nur fortschreitend werden kann. Deshalb nun hatte ich auch kein Interesse dabei, den Punkt, auf dem ich eben stehe, auseinander zu setzen. Da ist nun von Vollkommenheit noch gar nicht die Rede, und doch haben Sie sie gewiß nur in dieser Beziehung mir zugeschrieben. Denn die Ideen selbst zeichnen mich nicht aus vor meinen Freunden, die Sie ja alle auch als die ihrigen erkannt haben und nicht erst von mir angenommen; denn man nimmt keine Ideen an. Also, liebe Lotte, schwören Sie Ihren Irrtum ab (darunter begreife ich auch die Verehrung) und lieben Sie auch den Unvollkommnen. Sie sehen, dies ist ein Punkt, über den ich nicht ganz ruhig sein kann, und ich binde Ihnen meine Ruhe darüber aufs Gewissen.

An Charlotte v. Kathen

Stolpe, den 4. Auguſt 1804

Das wußte ich ja wohl, geliebte Freundin, daß ich in Ihrem Herzen lebe, und darüber könnte mir ſo wenig ein Wunſch einfallen als ein Zweifel. Aber eben auch recht viel in Ihren wirklichen Gedanken zu ſein, und womöglich ſo in Ihr äußeres Leben verflochten, wie es die Gegenwart tun würde, das wünſche ich mir, weil ich mehr als jemand ſelbſt erfahre, daß das nicht immer in gleichem Maß und Verhältnis ſteht mit dem Leben befreundeter Seelen in unſerm Herzen. Darum freue ich mich auch meines Baumes in Ihrem Holze und jeder neuen äußern Erinnerung an mich. Aber freilich ſind die Frauen auch darin glücklicher als wir; ihre Geſchäfte begnügen ſich mit einem Teil ihrer Gedanken, und die Sehnſucht des Herzens, das innere ſchöne Leben der Phantaſie, beherrſcht immer den größeren Teil. Wenn ich mich hingegen zu meiner Arbeit hinſetze, ſo muß ich ordentlich von meinen Lieben Abſchied nehmen, wie der Hausvater, der ſeine Geſchäfte auswärts hat, und wenn mir während derſelben ein Gedanke an ſie mit Bewußtſein durch die Seele geht, ſo kann ich ihm nur eben freundlich zunicken, wie der Vater den Kindern, die ihn umſpielen, mit denen er ſich doch aber jetzt nicht abgeben kann. Mir geht es aber überall ſo, wohin ich ſehe, daß mir die Natur der Frauen edler erſcheint und ihr Leben glücklicher, und wenn ich je mit einem unmöglichen Wunſche ſpiele, ſo iſt es mit dem, eine Frau zu ſein.

Sie haben mir einen ſchönen Tag Ihres Lebens mit zu genießen gegeben, teure Freundin. Wie bedeutungsvoll ſind Sie in das tätige Leben wieder eingeweiht worden, indem Sie ein ſtarkes Gefühl von der Kraft und dem Glück der Freundſchaft

mit hinein genommen. Wie gut ist es für die armen Enterbten wie ich, daß selbst Gattinnen und Mütter, die wohl genug haben konnten an dieser großen Bestimmung, und auch in den Freuden derselben Stärkung genug finden für ihre Pflichten, doch den Segen der Freundschaft gern anerkennen. Wohin sollten wir sonst mit unsrer Liebe, und wie könnten wir unmittelbar eingreifen in das größte und schönste Geschäft der Menschen.

Ich habe nun auch Ihre Kinder gesehn; mein Auge hat mit herzlicher Liebe auf ihnen geruht, und an dem Tage, als Sie sich dem ganzen Kreise Ihrer Tätigkeit wiederschenkten, haben Sie meiner so schön gedacht. Tun Sie mir nun auch die Liebe, mir recht oft von den Kleinen zu reden, und mich mitgehen zu lassen mit ihrer Entwicklung und mit allen Ihren Mutterſorgen und Mutterfreuden.

Ihr geliebten Seelen alle auf der schönen Insel, wie habt Ihr mir das Herz gefüllt und erweitert! Was für ein herrliches Ganze bildet der Verein, dem ich auch angehöre! Wenig fehlt, so ist alles Schöne darin zu finden, was wir in der Menschheit lieben. Auch ich habe mein eigen Teil, was sonst keiner hat, und es stärkt mich, daß ich nichts mehr allein tue, sondern alles in Eurem Namen. Und wie schön schließen wir uns auch alle in gleichem frommen Sinn an den liebenden und bildenden Christus an. Seit ich die Brüdergemeinde verließ, habe ich mich noch nicht wieder so meines Christensinns und Christentums gefreut und seine Kraft so lebendig um mich her verbreiten gesehn.

Von Henriette v. Mühlenfels

Götemitz, den 3. September 1804

Noch einmal, ehe ich in das neue Leben eintrete, verlangt mich recht, Ihnen ein paar Worte zu sagen, mein Vater Sie haben so lange nichts von mir gehört — alle die Rügenschen Ihrigen haben an Sie geschrieben und ich immer nicht, aber ich weiß es doch so sicher, daß Sie wohl wußten, wie oft, wie innig ich Ihrer gedacht habe und wie nur äußerliche Unruhen mich an der Mitteilung störten. Wie hätte ich Sie auch vergessen können, und in dieser Zeit, in diesem heiligen Moment meines Lebens sind Sie mir näher als je. Als ich gestern das Abendmahl nahm, fühlte ich Gottes Freundlichkeit, fühlte, daß ich mich dem Bunde der Heiligen nähern durfte. Sie schwebten mir lebendig vor und alle die herrlichen Seelen — mein ganzes Leben, durch Liebe sanft verklärt, stand vor mir, wie ein stiller, friedlicher Tag, an dem eine warme schöne Himmelsluft weht — das alles durchdrang mich mit inniger Rührung, — der Gedanke an meinen Ehrenfried, der zu gleicher Zeit mit mir diese heilige Handlung beging, die nahe Trennung von meiner Lotte, die vor uns liegenden festlichen Tage — o, ich habe so viel, daß mein Herz kaum weit genug ist, alles zu umfassen, alles zu fühlen. Morgen sehe ich Ehrenfried, übermorgen ist der Tag, an welchem ich mein ganzes Leben in seine Hand gebe und o mit welcher Zuversicht, mit welcher Ruhe!

Von Henriette v. Mühlenfels

Den 7., Donnerstag

Zu Ihnen komme ich heute, mein Vater, mit gerührtem Herzen, Ihr Segen, Ihre Liebe, das ist ein köstlicher Brautschatz, den wollen wir immer mit uns führen unser ganzes Leben hindurch, so wie Gottes Friede wird über uns walten und seine Herrlichkeit uns immermehr wird offenbar werden. Unser Leben wird in Christi Namen sein, und er wird bei uns sein. Die Zuversicht, mit der Sie auf uns blicken, tut mir unaussprechlich wohl, und ich fürchte mich nicht. Ich weiß, daß ich unverwandten Auges werde hinsehen auf das große Ziel der Menschen, das auch das meine ist, das in der Unendlichkeit ruht. In der schönen Bestimmung, die mir geworden, in der Welt der Liebe, in der ich lebe, werden alle Kräfte, die in mir sind, sich frei entwickeln — aber sonst bin ich arm und schwach.

Vertrauen Sie immer ganz meinem Willen, aber nicht zu viel der inneren Kraft. Wie waren Sie vorgestern ganz bei uns! In dem Augenblick, da wir eingesegnet waren und einander in höchster Rührung und Freude um den Hals fielen, riefen wir uns zu: Schleiermacher und Jette; da gab uns unser Bruder Ihren Brief und wir fühlten recht, wie Sie uns lieben, wie wir Ihnen angehören.

An Willich und Henriette

Stolpe, den 5. September 1804

Ihr habt mich eingeladen, lieben Freunde, und da bin ich nun, unter Euch allen, zu leben und zu lieben. Ist nicht der

Geiſt des Menſchen da, wo er wirkt? Dann bin ich gewiß nur bei Euch, und unſere Freundin in Berlin iſt aus ihrer einſamen Zelle auch bei Euch eingekehrt. Ich weiß nicht, wer Euren Bund einſegnet, vielleicht ein ganz fremder Menſch. Aber wenn er nicht nach Euren Herzen ſpricht, ſo hört nicht ihn, ſondern mich. Ihr wißt, wo das Weſentliche meiner Traurede ſteht, in den Monologen. Ihr kennt auch das ſchöne Geheimnis von Chriſto und der Kirche, wie ſie ſich bildet durch ſeine Liebe, wie ſie auch ihn verherrlicht und erhöht, und wie ſie die ganze Welt aufs neue gebiert und heiligt. Ihr wißt das ſchöne Gebet Chriſti, daß ſie mit ihm und in ihm eins ſein möge, und ſo könnt Ihr auch wiſſen, was ich Euch ſagen würde.

Liebe Tochter, ich vertrete heute Vaterſtelle, und gebe Dich dem Manne, der mein Freund und Bruder iſt. Du kennſt das Auge voll ſüßer Tränen, das oft auf Deinem lieben Geſicht geruht hat. So ſchwimmt es auch jetzt in väterlicher Wonne und in heiliger Wehmut und ſegnet Dich zu allen Freuden und Sorgen, die aber Dir immer beides ſein werden, und zu allem, was die Menſchen Pflichten nennen, was aber aus Deinem ſchönen Herzen immer als freie Liebe hervorgehen wird, und zu dem großen Berufe, dem Du entgegen gehſt, dem heiligſten, den der Menſch erreichen kann. — Und Du, mein geliebter Bruder, wenn Du das ſüße Mädchen aus den Händen unſrer teuren Charlotte empfängſt, nimm ſie auch aus den meinigen. Sie hat ſich mir als Tochter gegeben, und ſo hoffe ich, meine Liebe zu ihr iſt ein Brautſchatz, den Du nicht verſchmähen wirſt. Du wirſt ihr alles ſein, Vater, Bruder, Sohn, Freund, Geliebter; und doch werden wir alle auch Euch ſein können, was uns gebührt. Ihr wurzelt die junge Pflanze Eurer Ehe in ein ſchönes Land, von herrlichen Freunden um-

geben. Einem immer schönern Leben entgegensehend, wird sie herrlich gedeihen von dem vielfachen Segen, der darauf ruht. Auch ich will noch unter ihrem Schatten ruhen, von ihrem Blütenduft genießen und von ihren Früchten brechen, wenn ich die eigne kränkelnde Pflanze nicht groß ziehen kann. Gedeihe ich aber auch noch, so wollen wir gemeinschaftlich ein wirtbares freundliches Obdach bilden, unter dem alle unsre Freunde die einsame Ruhe und Tätigkeit finden, und zu dem alle, die das Gute und Schöne lieben, gern wallfahrten sollen.

Auch unser Bund, lieber Freund, wird heute aufs schönste gekrönt. Du und sie, Ihr werdet mir heute über alle Gefahren hinausgerückt, und durch Eure Liebe, wie durch Eure Ehe, nenne ich Euch mit rechter Sicherheit mein. Ich wiege Eure Ehe am Tage ihrer Geburt in Vaterarmen und lächle sie an mit Vateraugen. Laßt mich sie recht oft sehen in schmeichelnder Kindlichkeit, in fröhlichem Mutwillen, in heiligem Ernst! Laßt alle unsre Freunde mit mir Eurem Bunde zurufen: frühe Weisheit und ewige Jugend! Verborgenes Leben vor der Welt, aber reich und rüstig im Gefühl der Unsterblichkeit! Ich fühle mich stark in Euch und Eurem Heil, und umarme Euch mit aller Liebe, deren mein Herz fähig ist!

Von Henriette v. Willich

Stralsund, Montag den 1. Oktober 1804

Ach ich möchte Ihnen so gern sagen, wie schön, wie glücklich wir leben, und ich kann es doch nicht — — sähen Sie Ihre Tochter jetzt einmal, Sie würden wohl die Alte in ihr wiederfinden, aber neubelebt ihr ganzes Wesen und in allem ihre innere Freude, das Gefühl des höchsten Glückes ausge-

drückt. So meinen es wenigstens, die um mich sind, und ich fühle wohl, daß sie recht haben.

Wie mein Ehrenfried nun immermehr mein ganzes Herz hingenommen, wie mir jetzt zu Mute ist, wenn er bei mir ist und wenn entfernt, und wenn sein lieber Blick so liebend auf mir ruht — das ist die Erfüllung Ihrer Verheißung, das wußten Sie wohl, als Sie mich trösteten — Ihr Blick drang bis in diese Zeit.

Das darf ich auch wohl behaupten, daß in unsrem Leben eine innige schöne Harmonie alles begleitet, und sie ist es doch auch nur allein, die das Gefühl der reinen stillen Wonne bei allem, bei jedem Geschäft, bei jedem an sich Unwerten sicher bewahrt und lebendig erhält.

An Willich und Henriette

Halle, den 17. Oktober 1804

Ihr müßt es wissen, meine lieben Freunde, daß in meinem Herzen kein solches Schweigen gewesen ist gegen Euch, wie in meiner Feder, darum sag ich es Euch nicht erst. Ja Ihr wißt es, daß Ihr mir ein Glück gebt durch das Eurige, wie es mir bisher noch nicht geworden ist und auch außer Euch nie mehr werden kann. Denn kann ich Euch auch unmöglich eine schönere Ehe wünschen oder weissagen als Wedekes ist, so habe ich diese doch nicht so vom ersten heiligen Anfang an mitgesehen und mitgenossen. Darum erlaßt es mir nur Euch zu sagen, wie ich die ersten Mitteilungen Eures neuen vollen Lebens gefühlt habe. Sie war mir selbst ein Hochzeitsfest, eine bräutliche Umarmung meiner schönsten, geliebtesten Idee. Wie bin ich mit Euch und um Euch gewesen und bin es immer

noch! gewiß, es gibt keinen ſtärkeren Gegenſatz, als mein Leben mit Euch und mein Gar-nicht-ſchreiben. Straft mich nur nicht für das, was mich ſelbſt genug gequält hat, ſondern ſtillt meine Sehnſucht recht bald. Neues habt Ihr mir freilich nicht zu ſagen; es iſt derſelbe Geiſt, dasſelbe Leben, aber die einzelnen Momente desſelben ſind mir eben ſo wichtig als Euch, und mich verlangt, ſie alle nachzuleben. Habe ich nicht ordentlich geweisſagt von Euch in den Monologen? Machſt Du mir nicht meine eignen Empfindungen ganz neu und lebendig zur Wahrheit, Ehrenfried, wenn Du ſagſt, Dein Weib wäre Dir Tochter und Geliebte, Mädchen und Mutter? Glaubt nur, lieben Menſchen, ich ſchwärme ordentlich über Euch; ich liebe Eure Ehe gleichſam noch außer Euch ſelbſt, wie ein eignes Weſen, leidenſchaftlich möcht ich ſagen, aber zart und heilig, und ſo ſoll es wohl auch ſein in mir; denn ſie iſt ja etwas Wahres, Schönes und Heiliges ganz eigen für ſich. Ich rechne ſchon nach halbjährigen Sprüngen, denn das iſt jetzt meine einzige Zeitrechnung, wann ich wohl werde bei Euch leben können und Euer Himmelreich mit eignen Augen ſchauen, und ob ich Euch dann auch meinen eignen Himmel mitbringe, nicht gerade einen Wolkenhimmel in einen Freudenhimmel, aber doch einen verbleichten deutſchen in einen glänzenden, ſchimmernden, italieniſchen.

Von meiner eigentlich ſehr ſchlechten und zerriſſenen Exiſtenz in Berlin wird die Herz Euch wohl geſchrieben haben. Für den Genuß war nicht recht viel dabei. Viel iſt mir auch verloren gegangen durch den unerwarteten Tod der herrlichen alten Rätin Spalding, auf die ich mich ſo beſonders gefreut hatte, und ſie ſich auch etwas auf mich. Johannes Müller, der Schweizer, war mir für den Geiſt eine erfreuliche Erſcheinung, und die mich wieder recht auf meine Nichtigkeit,

was das Wiſſen betrifft, geführt hat, weit mehr als alle hieſige Gelehrte, die ich bis jetzt geſehen habe. In einer ganz andern Hinſicht war es mir erfreulich, in nähere Bekanntſchaft mit Delbrück, dem Prinzenerzieher, zu kommen. Er ſprach abſichtlich mit mir, und viel, über die religiöſe Bildung des Kronprinzen, er ſchien gern auf mich zu hören und viel mit meinen Ideen übereinzuſtimmen. Gepredigt habe ich auch einmal in Berlin, und es ſchien doch auf viele Menſchen gut zu wirken. Aber ohnerachtet eine Stelle am Dom leer wurde, gerade bei meiner Ankunft, wollte das Kabinett mich doch nicht dort laſſen, ſondern mich lieber hierher ſchicken. Viele wunderten ſich darüber, aber ich fand es ganz natürlich, da man, um mich hierher zu bringen, Schritte getan hat, die eine Regierung nicht gern wieder zurücknimmt. Mein Empfang hier iſt von allen Seiten ſehr gut geweſen. Die Hauptſache iſt freilich noch zurück, wie nämlich die Studenten mich goutieren werden und wie mir das Collegialeſen geraten wird. Montag gehen ſie an, und ich leſe dieſen Tag gleich drei Stunden, um mit Gewalt hineinzukommen. Mit dem akademiſchen Gottesdienſt iſt es noch in ziemlich weitem Felde, weil man über das Lokal und allerlei äußerliche Umſtände noch nicht im Reinen iſt.

Nun, lieben Freunde, Gott befohlen, — Gott ſegne Euch, Kinder, fühlt Ihr es denn auch recht oft, daß wir alle immer bei Euch ſind?

Der Entſchluß, meine Schweſter auf Oſtern zu mir zu nehmen, ſteht feſt.

An Willich und Henriette

Halle, den 30. Oktober 1804

Ja wohl wußte ich das, meine liebe, liebe Tochter, als ich Sie tröstete, ja wohl sah ich die schöne Zeit im Geiste, die Euch nun aufgegangen ist. Und wenn Ihr recht glücklich seid, so denkt nur, daß das nicht in Euren Mauern eingeschlossen ist, sondern daß es bis hierher reicht und auch mich glücklich macht. Wenn Sie einmal Zeit haben, liebe Jette, so beschreiben Sie mir doch einmal Euer ganzes Leben, wie Ihr es führt in der Regel, wie Sie sich fühlen als Hausfrau und wie Sie es handhaben, und auch wie Ihr mit anderen Menschen lebt. Denn isolieren müßt Ihr Euch nicht von Anfang an. Wenn Ihr Euch auch genug seid, darauf kommt nichts an. Jede Familie, und zumal eine solche wie Ihr, muß von Anfang an das Missionswesen treiben und sehen, wo sie einen an sich ziehen kann oder retten aus der rohen Wüste. Und so denke ich mir auch jede Familie als ein niedliches trauliches Kabinett in dem großen Palast Gottes, als ein liebes, sinniges Ruheplätzchen in seinem Garten, von wo aus man das Ganze übersehen, aber doch auch sich recht vertiefen kann in das Enge, Beschränkte, Traulichе. Da müssen also die Türen nicht verschlossen sein, sondern es muß hinein können, wer Bescheid weiß, wer den magischen Schlüssel hat oder weiß, wie er die Aeste wegbiegen muß, um den Eingang zu finden. Gibt es keine Menschen in Eurer Nähe, die bei Euch anklopfen und gern ein wenig mit Euch leben möchten? Ihr glaubt nicht, was für Drang und Eil ich mit Euch habe; ich möchte nun auch gern schon wissen, daß Ihr Euer Licht leuchten laßt. Und es scheint mir immer ein großer Vorzug des Predigers, daß er, als zum zurückgezogenen Leben berechtigt,

ſich von den läſtigen Konventionsverbindungen frei halten kann, und daß ihm dagegen ſo leicht aus den ſchönen Wirkungen ſeines Berufes auch die wahren Zöglinge und Freunde ſeines Hausweſens hervorgehen, denen er zu treuer Sittlichkeit und einfachem ſinnigen Lebensgenuß vorleuchtet.

Wie herzlich habe ich mich mit Dir gefreut, mein teurer Ehrenfried, daß auch Dein Amt ſo geſegnet iſt. Gewiß iſt auf dem Wege im Einzelnen viel zu machen, und ich überzeuge mich immer mehr, daß er auch für die Welt der einzige iſt, wie denn der wahre auch der einzige ſein muß. Lege man nur immer den Gemütern, die durch das törichte Streiten über den Buchſtaben und durch die dialektiſche Frechheit des leeren Raiſonierens irre geworden ſind, die Idee ans Herz, ſo wäre es wunderbar, wenn man dem Chriſtentum nicht Freunde gewinnen könnte.

Noch kann ich Dir nichts Aehnliches ſagen von mir und meinem neuen Beruf; aber es ſoll mir an Treue und Beharrlichkeit nicht fehlen, und wenn ich nur erſt in dem Maß, als ich in Ordnung komme mit meinem neuen Geſchäft, auch die rechte Freiheit und Sicherheit des Vortrags gewinne, ſo denke ich, wird mein Lehren ja auch nicht ohne Wirkung ſein. Seit dem 22ſten habe ich nun geleſen. Ganz zufrieden kann ich mit dieſem erſten Anfang unmöglich ſein, aber ich gewinne doch die Zuverſicht, daß es überhaupt geht.

An Willich und Henriette

Halle, den 21. November 1804

Wie gern möchte ich heut allen, die ich liebe, etwas ſagen! Allen dasſelbe: wie ich es fühle, wie ſie heut beſonders meiner

gedenken, daß eben ihre Liebe mein höchstes Gut ist, ohne welches weder die Welt, noch etwas in ihr, einen Wert für mich haben würde. Euch besonders, Ihr Geliebten Beide, sage ich es. Ihr wißt, wie mein Herz an Euch hängt, wie ich in Euch das Schönste, was ich kenne, auf eine in meinem ganzen Kreise einzige Art verwirklicht sehe, und bei der Unsicherheit und Unvollständigkeit eigener Aussichten, immer wieder beruhigt auf Euch blicke. In dem heut beginnenden Jahre nicht aber doch im nächsten, hoffe ich Euch zu sehn. Der schöne Sommer hat mir das Leben wieder wert gemacht, ich habe in Euch allen gesehn, wie doch die lebendige Mitteilung wirkt, was auch das innigste Andenken allein nicht so frisch und erfreuend wirken könnte; und mein neuer Berufskreis, der doch wirklich einer ist, hält mich mit noch andern Banden fest. Es sei also gelebt mit Euch, in Euch, für Euch und alle unsere Lieben, und die Welt nehme dann von dem, was mir auf dem unmittelbaren Wege meines Berufs vorkommt, was sie kann.

Von Henriette

Den 25. November 1804, Sonntag Morgen

Erst heute schreibe ich Ihnen wirklich, und doch war meine Seele in der langen Zwischenzeit so oft bei Ihnen und beantwortete Ihre teuren Briefe. Auch fügt es sich heute wieder so, daß ich an meinem lieben Sonntag Morgen an Sie schreiben kann. Aus alter Zeit her ist mir der heutige Morgen so lieb. Als ich noch in Greifswald lebte, hatte ich nur allein diesen Morgen für mich und für meine liebsten Beschäftigungen. Ich feierte ihn immer so still und ganz unbemerkt; ich war dann allein in der Schulstube, wo das Orgelspiel der sehr

nah gelegenen Kirche hineintönte und das Singen der Menschen in der Kirche. Unter den vielen Büchern um mich her hatte ich mir einige ausgewählt, in denen ich las — es waren alte geistliche. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mir zu Mute war, wie unaussprechlich wohl und wie trübe, und wie diese wenigen Stunden stiller Andacht mich hoben und mir einen Ernst gaben, der mich während all dem geräuschvollen Leben der ganzen Woche begleitete. Jetzt erkenne ich recht, was diese Stunden mir waren, sie erscheinen mir als die Vorbereitungszeit zu dem gegenwärtigen Leben. Jetzt bin ich des Sonntags oft mit Ehrenfried in der Kirche, und nachher sprechen wir dann über die Predigt, ich sage ihm, was am meisten bei mir angeklungen, und er mir auch, wo er zufrieden mit sich gewesen und wo nicht. Das ist dann noch eine Nachfeier.

Uns ist beiden nie wohler, als wenn wir ganz allein sind, und doch kommen wir selten einen Tag dazu, und dann haben wir so viel miteinander zu plaudern, zu lesen, zu schreiben, daß uns dünkt, der Tag sei recht im Fluge dahin gegangen und wir müssen uns recht sehnen nach einer stillen Stunde für unsre Freunde. Mir kommt dies selbst wunderlich vor, was kann ich große Geschäfte haben?

So gut ich kann, will ich Ihnen unser Leben beschreiben. Unser Vorsatz ist, morgens um 5 Uhr aufzustehen, bis jetzt ist es uns nur selten gelungen. Wenn wir Licht erhalten haben und aufgestanden sind, gehen wir nach unsrem Wohnzimmer, wo wir Feuer im Ofen und den Kaffeetisch bereit finden. Ehrenfried liest dann einige Kapitel aus der Bibel und dann etwas anderes recht Ernstes — jetzt haben wir den Platon vor. Die Reden über die Religion haben wir beendet und dazwischen auch ein schönes Buch: „Herzensergießungen

eines kunſtliebenden Kloſterbruders, von Wackenroder und Tieck" geleſen. Sie können denken, wie wert mir dieſe Stunden ſind und die Verbindung mit Ihnen während des Leſens. Ihnen wird der Gedanke auch lieb ſein, daß wir Ihre Schriften zu unſrer wahren Erquickung und Erbauung erwählt haben und uns ſo ſehr wohl dabei fühlen. Der frühe Morgen iſt an ſich ſo ſchön; die Ruhe und Dunkelheit allenthalben und des Menſchen Geiſt ſo wach und neu belebt. Wenn es Tag wird, gehe ich an meine kleine Wirtſchaft.

Sie fragen, wie ich mich als Hausfrau fühle und wie ich es handhabe? Das Gefühl der Hausfrau, die für das Ganze ſorgt und alles nach ihrer Idee und ihrem Willen einrichten kann, iſt wohl immer recht wohltätig und mir auch recht lieb und als eine eigene Würde. Die einzelnen Geſchäfte, die es in der Wirtſchaft gibt, machen mir aber keine beſondere Freude, doch auch gar nicht das Gegenteil.

Den 26. November

Wie lieb war mir Ihr Brief, wie erkenne, wie fühle ich Ihre Liebe; wäre mir nur nicht oft ſo, als könnte ich ſchon viel weiter ſein, bei all dem Schönen, das mir geworden iſt, als glaubten Sie auch, daß ich ſchneller wachſe im Guten als es iſt. Wie oft wünſche ich es ſo ſehnlichſt, daß Sie einmal bei uns wären, ſo ſtill mit uns lebten, daß Sie mein großes und unverdientes Glück ſehen — ach, lieber Schleier, wie groß iſt es, wie könnte ich es je verdienen. Danken und Gott lieben von ganzer Seele und von ganzem Gemüte, das will ich.

An Willich und Henriette

Halle, den 6. Januar 1805

Es ist recht schön, liebe Tochter, daß Sie mich so in Ihr häusliches Leben eingeführt haben, denn es möchte doch noch ein Weilchen darüber hingehn, ehe ich ein Augenzeuge davon werde. Daß die Zeit schneller vergeht als man denkt, und daß für gewöhnlich nicht alles hinein will, was man sich anmutet, das ist allgemein und muß also auch den Hausfrauen begegnen, auch den jüngern schon. Nur selten und sehr im einzelnen gelingt es mir, meine Vorsätze auszuführen oder zu übertreffen, und seit ich in Halle bin, ist mir der Fall, glaube ich, noch nicht vorgekommen.

Der Platon ist keine rechte Morgenlektüre. Fast nichts ist für Frauen im ganzen Zusammenhange verständlich oder angenehm. Ehrenfried müßte ihn schon für sich gelesen haben und Ihnen dann nur mit den gehörigen Ergänzungen herauslesen, was Sie erfreuen kann. Von Dir aber, lieber Ehrenfried, wünschte ich, Du hättest Dir beim Lesen angestrichen, was unverständlich oder ungenau war, und woran Ihr sonst etwas auszusetzen hattet. Es wäre mir sehr willkommen, da ich binnen ein paar Jahren eine verbesserte Auflage dieser Erstlingsschrift herauszugeben gedenke.

Lebt wohl, lieben Freunde, habt mich lieb.

Von Henriette

Februar 1805

Wie mag es sein, daß oft eine Zeit hingeht, in der ich nicht viel an Sie und Jette denke und nicht so mit Ihnen lebe?

Aber dann kommt es so ganz und innig wieder, lebendiges Andenken. — Ich darf auch nicht dafür geweckt werden durch irgend eine Veranlassung; wie höhere Augenblicke, so ungerufen kommt mir oft die lebendige Empfindung für Sie. Sie müssen auch ja nicht glauben, lieber Schleier, daß ich je einen Augenblick könnte mit Kälte an Sie bloß denken. Wenn ich Ihrer denke, so habe ich Sie ganz, als meinen geliebten Vater und treuesten Freund — und das sind mir wohl köstliche Momente — aber ich lebe nicht so in jeder Stunde mit meinen Freunden fort, wie ich glaube, daß einige mit ihren Geliebten es gerne tun — ich lebe zu viel in der Gegenwart, weil die meine so schön ist. Ich möchte es wohl anders, es läßt sich wohl hier eine herrliche Verbindung finden — ich bin aber ruhig, es wird und muß noch vieles besser mit mir werden, ich halte mich sehr an Ihre Worte, mich nur immer hingehen zu lassen — ich will nichts in mir hervordrängen. — Sie werden mich auch nicht in meiner Aeußerung mißverstanden haben — was spreche ich noch davon!

An Henriette

Halle, den 1. März 1805

Wie gern wäre ich bald einmal bei Ihnen, um das schöne Leben zu sehen! Gute, Liebe! es kann wohl kein Vater öfter und herzlicher und mit innigerer Liebe an die liebste Tochter denken und sich selbst verjüngen im fröhlichen Mitgenuß des schönsten Glückes.

Nun, wenn das nächste Jahr so weit vorgerückt ist als dieses, dann hoffe ich bestimmen zu können, wann ich zu Euch komme, — ach, Gott gebe nicht allein, sondern mit der herrlichen

Eleonore. — Welche Freude haben Sie mir gemacht und die herrliche Charlotte mit der tiefen innigen Liebe zu der geliebten Seele, die Euch plötzlich so schön und klar aufgegangen ist, mit dem anlockenden zauberischen Zuruf Eurer schwesterlichen Freundschaft. Wie reich bin ich durch Euch alle, Ihr lieben Menschen! und wie freue ich mich, diesen ganzen Reichtum Eleonoren zuzubringen und sie einzuführen in diesen Freudenhimmel von Freundschaft und Liebe. Ich allein wäre doch zu wenig für sie; aber mit diesem Talisman will ich wohl ihre Wunden heilen und ihr Leben mit unverwelklichen Blumen bekränzen.

An Henriette

Halle, den 12. März 1805

Neulich habe ich auch einmal wieder gepredigt. Mich verlangt recht, in meinem eigenen Amte wieder von dem Heiligsten öffentlich reden zu können — — und ich denke, wenn ich Eleonore erst hier habe, wird noch ein ganz neuer schöner Anhauch in meine Vorträge kommen, und alle werden sein, wie jetzt die besten und gelungensten sind. Ob es unsrem Ehrenfried eben so ist, wenn er neben Ihnen an seiner Predigt arbeitet? Es muß ja alles schöner werden durch die Nähe der Liebe.

Adieu, meine liebe Tochter, ich sehe Ihnen mit Freude in das klare liebe Auge. Sie wissen es, Sie und Ehrenfried, wie ich im Geiste bei Euch bin.

An Willich

Ohne Datum

Vor acht Tagen habe ich zum ersten Male hier eigentlich gepredigt in der Kirche (noch nicht in meinem Amte, das ist leider noch im weiten Felde, sondern nur für einen Andern); dabei habe ich eine große Freude gehabt an Steffens, der es zufällig erfuhr und in der Kirche war, wie lebendig er nachher begeistert war und mich glücklich pries um das schöne Geschäft und bezeugte, es wäre doch das einzige, wo man gleich fertig und im Mittelpunkt wäre, und ein notwendiges Korrelat der wissenschaftlichen Ansicht, die doch immer nur halb vollendet wäre, gerade wie ich das Verhältnis in meiner Ethik aufgestellt habe. Dieser so unerschöpflich tiefe Geist, der zugleich ein so liebenswürdiges, durch alles Gute bewegliches, kindliches Wesen hat, macht mir fast jedesmal, wenn ich einige Stunden mit ihm zubringe, neue Freude auch dadurch, daß, wo nur Natur und Geschichte in ihrem Endpunkte sich berühren, wir immer in unsern Ansichten zusammentreffen.

An Henriette

Halle, den 6. April 1805

Aber nun zu Ihnen, liebe, süße Tochter, zu Ihrem herrlichen Glücke, das mich so innig noch immer, wenn ich es denke, zu den süßesten Freudentränen bewegt. Nun ist sie da, Deine letzte schöne Vollendung, Deine herrlichste Würde, Du geliebtes Kind meines Herzens! Was soll ich Ihnen sagen von meiner väterlichen Freude? Jeder Gedanke an Sie ist ein Gebet und ein Segen im Namen der Liebe und der

heiligen Natur. Ich vertiefe mich in Ihr Bild, wie das neue Glück aus Ihren Augen hervorglänzt, in Freude, Stolz und Demut! Und wie rein, heilig und natürlich die ersten mütterlichen Gefühle aus Ihrem schönen Herzen hervorgehen! Ach, ich danke es Ihnen recht, daß Sie meine Tochter sein wollen; Sie haben eine Freude in mein Leben gebracht, der ich nichts vergleichen kann; es ist eine ganz eigne, wunderschöne und liebliche Blume in dem herrlichen Kranz, den mir das gute Geschick geflochten hat. Aber es ist auch das nichts Gemachtes zwischen uns, ich bin auch so recht und wahr Ihr Vater, wie es nur immer Ihr natürlicher sein könnte!

Ja, Sie werden eine recht glückliche Mutter sein in jeder Hinsicht, ich wollte es Ihnen weissagen und meinen ganzen prophetischen Geist verpfänden auf die Erfüllung.

In einer wahren Ehe wie Ihre, bei einem frohen unbefangenen Sinn und einem reinen Herzen voll Liebe, macht sich das Erziehen von selbst. Es geht vom Vertrauen aus, daß aus dem Schönen nur Schönes entstehen kann, will nichts sein, als leise freie Anregung des edeln Keims, der gewiß da ist, und begehrt nicht zu meistern und zu klügeln an jeder kleinen Einzelheit. O, liebe Jette, wir wollen noch recht viel davon sprechen in dieser schönen Zeit, und ich weiß gewiß, wir werden immer einig sein, und unsre Phantasien über den schönen Gegenstand werden sich auch lieben und umarmen, wie Tochter und Vater.

Nun hören Sie noch etwas: Auf den Mittwoch denke ich von hier nach Barby zu gehen, wo jetzt die herrnhutische Schule ist, auf welcher ich fast drei meiner schönsten Jugendjahre zugebracht habe, während deren sich mein wissenschaftlicher sowohl als mein frommer Sinn zuerst entwickelte. Damals war diese Schule an einem andern Ort, den ich auf

meiner Rückreise aus Schlesien zu besuchen denke, und in Barby war damals die herrnhutische Universität, auf die ich hernach zog und wo mein inneres Denken und Leben zu der Freiheit von den Fesseln des Buchstabens gedieh, die mich bald wieder aus jener Gemeine heraustrieb in die Welt. An diesem Ort will ich die Feiertage zubringen, will womöglich dem Abendmahl der Gemeine am grünen Donnerstag wenigstens beiwohnen und den herrlichen Gottesdienst am Karfreitage und am Ostermorgen mit abwarten. Sie können denken, was für Erinnerungen und Empfindungen der verschiedensten Art sich da zusammenhäufen werden. Ich denke, es sollen schöne Tage sein!

An Charlotte v. Kathen

Halle, den 5. Mai 1805

Arme Freundin, wie lange müssen Sie trinken an dem bittren Leidenskelch, und immer wieder ansetzen, wenn Sie glaubten, er sei schon geleert. Und der abwesende Freund hat leider in solchen Fällen so gar keine Hilfe und nur wenig Trost. Nichts als mit Ihnen besorgt sein und leiden, und hintennach das Bitterste fühlen, wenn ich hoffen darf, daß es für Sie schon vorüber ist. Wenn es nur eine bleibende gedeihliche Hoffnung gewesen ist, womit sich nach so langem Dulden Ihr Geburtstag geschmückt hat! Und wenn ich es nur recht bald erführe! Ich bin nach so vielen Rückfällen noch nicht frei von Besorgnis; mir ist manchmal, als müßte ich Sie erinnern, wie Sie den kleinen Engel schon in die Hände des Vaters übergeben hatten, und wie Ihnen nach seiner ersten Genesung noch war, als sei er nur zurückgekehrt,

um Sie zu trösten, und müsse bald wieder gehen. Hart wäre es, wenn Sie ihn nach solchen Leiden nicht behielten, recht hart! Aber für die Fassung, für die fromme Ergebung meiner Charlotte ist mir nicht bange, wenn der Himmel gebietet über das süße Kind. Nur daß Sie sich nicht zu sehr mit Hoffnung nähren vor dem gefürchteten Schlage, damit das Unerwartete nicht zu ergreifend und niederdrückend auf Ihre Natur wirke. Und verlieren Sie auch die Sorge für sich selbst nicht ganz aus den Augen? Das leidende Kind ist immer der Mutter das Einzige, und so fürchte ich, daß auch Sie nicht genug daran denken, daß Sie Mutter der übrigen sind und sich pflegen und schonen müssen.

Ich wußte nicht, liebe Freundin, daß Ihr Geburtstag war am zweiten Ostertage, aber ich habe Ihrer doch ganz besonders viel gedacht auf meinem einsamen Wege. Das Osterfest habe ich nämlich in Barby zugebracht bei der Brüdergemeine; schöne heilige Tage waren das für mich, voll merkwürdiger Erinnerungen und nun unmittelbaren schönen Genusses. Vormals war in Barby das Seminarium oder die Universität dieser Gemeine, von welcher aus ich sie verließ, um meines eignen Weges weiter zu gehen, und mich hierher nach Halle begab, vor nunmehr achtzehn Jahren. Jetzt ist in Barby die wissenschaftliche Knabenerziehungsanstalt dieser Gemeine, die ehedem in der Lausitz war, und der mich mein Vater vor zweiundzwanzig Jahren anvertraute, und wo ich aus wahrem innern Triebe ein Mitglied dieser Gemeine selbst wurde. So fand ich mich an den Anfang und an das Ende meiner dortigen Laufbahn zugleich auf das lebhafteste erinnert. Auch der alte Rektor jener Anstalt, von dem ich zuerst Griechisch und Hebräisch gelernt, der, so lange ich unter seiner Aufsicht war, mich als ein zweiter Vater ganz vorzüglich geliebt, lebte

noch, ein Greis von siebenundsiebzig Jahren, noch munter und tätig, und freute sich aufs herzlichste mich wieder zu sehen. Dann die herrlichen Gottesdienste am Karfreitag, das mit schöner sinnvoller Kirchenmusik und wenigen Liederversen unterbrochene Ablesen der Passionsgeschichte ohne alle Rede, nur zuletzt in der Todesstunde Christi ein kräftiges Gebet, ganz auf die große Idee der Versöhnung gegründet. Am Sonnabend das Liebesmahl am Grabe Christi, und am Ostermorgen beim Aufgang der Sonne die Feier der Auferstehung auf dem Kirchhofe.

Wahrlich, liebe Charlotte, es gibt in der ganzen Christenheit zu unsrer Zeit keinen öffentlichen Gottesdienst, der echt christliche Frömmigkeit würdiger ausdrückte und sichrer erweckte, als der in der Brüdergemeine! Und indem ich mich ganz in himmlischen Glauben und Liebe versenkte, mußte ich es recht tief fühlen, wie weit wir Andern zurück sind, bei denen die armselige Rede alles ist, und diese noch an ärmliche Form gebunden, allem Wechsel der Zeit sich unterwerfend, und so selten von dem rechten lebendigen Geiste beseelt. Es wird mir nun bald obliegen, hier einen Gottesdienst einzurichten, der Anregung und Vorbild sein soll für viele neue, sich weitverbreitende Generationen von Religionslehrern; aber wie unselig beschränkt bin ich in meinen Mitteln, und wie innig bedaure ich, daß ich nicht das Schönste und Beste von dort mit hinübernehmen kann.

Ich könnte noch einen schönen Genuß gehabt haben, wenn ich gewagt hätte ihn zu fordern. Man würde es mir nicht versagt haben, mit der Gemeine das Abendmahl zu begehen, aber ich wollte nicht verlangen, was eigentlich außer der Ordnung ist. Man feiert kein Abendmahl als nur dort.

Schon am ersten Ostertag machte ich die Hälfte meines

Rückweges, mein alter Rektor begleitete mich noch bis weit vor die Stadt hinaus. Am andern Morgen im schönsten Wetter rasch wandernd, den Träger meines Mantelsacks immer keuchend hinter mir zurücklassend, vermählten sich aufs schönste die Erinnerungen an die vergangenen Tage mit der liebendsten Sehnsucht nach Euch allen, meine herrlichen Freunde. Ich tröstete mich gleichsam über mein Verlassensein in der Welt, über mein Abgeschnittensein von denen, die die wahrste Gemeine Christi ausmachen, welche äußerlich existiert, mit der geheimen zerstreuten Kirche, der ich angehöre, mit unserm gemeinschaftlichen Geist, unsrer Frömmigkeit, unsrer Liebe. Fühlen Sie es nicht, Charlotte, wie ich Sie da ganz besonders gefeiert habe, Sie reinste, heiligste unter uns?

Von Henriette

Stralsund, den 16. Mai 1805

Wie soll ich Ihnen alle die Freude danken, die Sie meinem Herzen machen. So wie Sie hat keiner meiner Freunde mein Glück gefühlt und geteilt — ach wie liebe ich Sie wieder noch inniger dafür. Wenn mir so wohl ist, sehe ich Ihr Auge mit der Vaterliebe auf mir ruhen — ach, Lieber, wie bin ich doch glücklich! welch ein Kleinod ist mir Ihr Brief! Es ist so unaussprechlich groß und schön sich Mutter fühlen, Mutter sein, — Gott sei hoch gelobt, daß ich es fühle und daß es mich so ergriffen hat. Wie freue ich mich, daß Sie es so gut wissen und verstehen, wie mir zu Mute ist — ich kann auch nur so wenig darüber sagen. — Du guter Vater, mein Herz hängt recht an Dir, Du bist so innig verbunden mit meinem ganzen Glücke, mit jedem Gefühl, das in mir

ist. Du wirst auch zweiter Vater meines Kindes sein, Du mußt es sehr lieben, ich laß nicht ab mit Bitten, bis Du mir versprichst, daß Du mein Kind mit aufnehmen willst unter Deine Kinder und es recht nahe Deinem Herzen legen. Ich verspreche Dir auch dafür, daß ich nicht will künsteln und erziehen an der jungen Seele, sondern das Kind ehren in seiner eigentümlichen Natur. Das wird eine recht selige Zeit für mich werden, die erste Zeit der Hilflosigkeit des kleinen Geschöpfs — ich werde mich von allen andern Sorgen frei machen und ganz allein Wärterin und Ernährerin sein.

An Henriette

Halle, den 13. Juni 1805

Wie sollte, liebes Jettchen, außer unserm Ehrenfried, unter den Freunden noch Jemand Dein Glück so teilen und fühlen wie ich! Es ist ja nicht nur so obenhin, daß ich Dein Vater bin, Du liebe, liebe Tochter, sondern so recht aus dem innersten tiefsten Herzen; wie könnte mich also wohl etwas stärker und heiliger ergriffen haben als eben dies. Wie versteht sich das auch schon von selbst, daß ich das kleine Geschöpf väterlich lieben werde. Ich tue es schon jetzt, und ich kann mich freuen, wenn ich denke, es wäre möglich, daß ich noch einmal unmittelbar etwas dafür tun könnte, in den Jahren, wo man es eben für recht künstlich hält mit jungen Gemütern umzugehen, und wo ich glaube, daß doch auch das ganze Geheimnis beschlossen ist in Liebe und Wahrheit. Wer dadurch nicht bewahrt bleibt, oder selbst zurückgebracht wird, wenn sich schon ein Keim des Verderbens entwickelt hätte, bei dem wäre doch alles Andre nur verloren! Sieh, liebes Jettchen,

wie ich Dein ganzes Mutterleben mitlebe, vom ersten Anfang bis zur Zeit der letzten Sorgen und der schönsten Freudenernte. Unser nächstes Wiedersehen ist der schönste Punkt, auf dem vor der Hand mein Auge ruht. Wenn ein gütiges Geschick über uns allen waltet, wie es über Euch gewiß walten wird von so vielen Seiten her, dann bringt mir die junge Mutter das liebe Kind entgegen und freut sich der Zärtlichkeit, mit der ich es mir aneigne, und der festen Zuversicht, mit der ich es weissagend schon als Tempel und Organ des höheren Geistes begrüße. Gewiß, lieben Freunde, wenn alle Ehen so wären wie die Eurige, so würden auch alle Kinder das Glück der Eltern sein, und der gute Geist, der sie von Anbeginn angehaucht, würde auch in ihnen selbst fortleben. Wenn ich es mir recht überlege, so dünkt mich, alles Künsteln in der Erziehung hat seinen Grund nirgend anders als in dem bösen Gewissen, daß man den Kindern zeigt und anzuschauen gibt, was man nicht sollte; woher sonst das unruhige Treiben? Ich meine, liebes Jettchen, Du brauchst Dir das nicht erst vorzunehmen, daß Du nicht künsteln willst! Du kannst ja nicht anders als gut bleiben, weil Deine Güte in der schönsten Liebe Grund und Anker gefunden hat, und noch immer schöner wird alles Gute hervortreten, je reicher und gesegneter Dein Leben wird; und unser Ehrenfried ist ein fester Mann, lange eingewurzelt in alles, was recht und heilig ist, und Euer ganzes Leben wird immer so schön sein, wie es uns allen von Anbeginn an entgegengestrahlt hat. Je klarer Dir das ist, je lieblicher Dich die schöne Harmonie des Ganzen in Ruhe und Glückseligkeit anspricht, um desto weniger wird es Dir gewiß auch einfallen, daß Du irgend könntest künsteln wollen mit Eurem Kinde, oder daß Du Dich in Acht nehmen müßtest es nicht zu tun, und jede empfindsame Künstelei mit der

Natürlichkeit und einem ausschließlichen isolierenden Mutterleben wird Dir eben so fern bleiben als jede andere. Leb wohl, liebe Tochter, ich muß noch mit Deinem Ehrenfried reden und meine Zeit ist leider sehr beschränkt.

An Charlotte Pistorius

Halle, den 15. Juli 1805

Neuerlich hat mich hier ein schmerzliches Ereignis viel beschäftigt. Ein junger Mann aus Berlin, den ich recht lieb hatte, kommt her mit seiner Frau, die hier erzogen war und die er hier kennen und lieben gelernt, mit allen seinen Kindern, um ihre Pflegeeltern und Jugendfreundinnen zu besuchen — und sie stirbt hier. Ich habe den Schmerz bei ihm in einer recht schönen, heiligen Gestalt gesehn, und ich wußte ihm nichts Tröstenderes zu sagen, als daß ich auch so bei seinem Anblick wünschte, ich könnte nur erst verlieren, was er verloren hatte. Es ist doch wohl dem Manne mehr, das Weib seines Herzens zu verlieren, als der Mutter ein Kind! Ein Kind ist doch nur ein Sprößling aus der ganzen lebendigen Pflanze; aber die Gattin! die ganze Krone, das innerste Herz, woraus alles, was blüht und beschattet und reift, im Leben hervortreibt! Dann ist doch alles hin, und alles Folgende kann nur Erinnerung sein, Schattenleben. Und doch wünsche ich täglich, und recht mit banger Sorge, daß unsere Freundin bewahrt bleibe vor dem tiefen Schmerz, der so lange so nahe gedroht hat. Wie viel hat die Arme noch gelitten seit ihrem Brief, in dem sie hoffte, das liebliche Kind wäre gerettet, und ich kann mich noch nicht der sicheren Hoffnung überlassen. Zum ersten Male ein Kind der Erde wiederzugeben und dem Himmel,

die Weisſagungen der heiligſten Liebe zu begraben — es muß doch ein recht tiefer, zerreißender Schmerz ſein.

An Henriette

Halle, den 4. Auguſt 1805

Ja wohl iſt ein ganz eigner Schatz in unſerer Liebe für einander, für mich eben ſo gut als für Dich. Das Schönſte, wovon ich mich ſchon lange gewöhnt habe zu denken, daß es mir in dem natürlichen Sinne fehlen wird, das habe ich durch Dich im ſchönſten Sinne, ſo reich und herrlich! Und Deine ſchöne Kindlichkeit wird nicht ſo vergehen, wie viele Frauen ſie bald verlieren, und Du wirſt immer das Kind meines Herzens bleiben. Zu verlieren iſt da nichts, die Freude und der Segen wird uns immer bleiben.

Von meiner Reiſe, liebſtes Kind, werde ich erſt nach und nach mancherlei Einzelnes erzählen können; heut nur in der Kürze das Ganze. Und da muß ich, um Dir das Schönſte zu ſagen, grade das Ungünſtigſte ausſprechen: Bei unſerer Fußreiſe durch das Gebirge nämlich hat uns das Wetter im ganzen gar nicht begünſtigt, und beſonders auf den höchſten Punkten uns am übelſten mitgeſpielt. Dabei habe ich grade die intereſſanteſten und die ſtärkſten Touren mit dem heftigſten Magenkrampf gemacht, aber dennoch nicht nur ausgehalten, ohne daß uns mein Befinden jemals auch nur um eine Stunde zurückgeſetzt hätte, ſondern alle dieſe Beſchwerden und Uebel haben mir auch den Genuß gar nicht verkümmert und verſchwinden wie nichts gegen den bleibenden herrlichen Eindruck, den mir dieſe große Naturanſchauung gegeben hat, und nun erſt das Uebrige dazu, meines Bruders ſehr beſchränkter und

doch recht schöner glücklicher Hausstand, mit einer gar guten, liebevollen, heiteren, innerlich recht kräftigen Frau, die neue Bekanntschaft mit dieser und mit meiner Halbschwester, die ich jetzt hier habe, und wie ich diese nicht nur, sondern auch meine liebe Lotte heiterer und gesunder, als ich je hoffen konnte, in Schmiedeberg beisammen fand, und wie schön auch die Unbekannten sich in mich eingewöhnten und mich lieb gewannen, dann der freilich nur sehr kurze Aufenthalt bei Lotte in Gnadenfrey, und daß ich nun an meiner jüngeren Schwester ein freundliches Wesen um mich habe und der gänzlichen Einsamkeit endlich entledigt bin: das alles hat mich sehr, sehr glücklich gemacht, und immer, wenn es mir wohl ging, wünschte ich alle meine Lieben dazu, und besonders Ihr, meine lieben Freunde, wart mir immer gegenwärtig.

Von Henriette

Stralsund, den 4. August 1805

In dieser letztverflossenen Zeit ist besonders vieles in meinem Gemüt gewesen, ich fühle meinen Sinn erweitert und bereichert, mir ist, als sei die Welt mir verständlicher geworden, die unsichtbare und die sichtbare und ihr Verein. Mir kommen oft plötzlich Gedanken und Gefühle, die ich sonst wohl kannte, ich fühle sie aber jetzt mehr mein eigen. Es ist eine meiner schönsten Freuden, wenn ich mit meinem Ehrenfried über Dinge auswechseln kann, die so heilig uns nahe und tief sind — er versteht, was ich meine und doch nicht sagen kann, und bringt Licht in die Verwirrung meiner Gedanken. Oft sehne ich mich nach Ihnen, ich will an Sie schreiben, doch ist es zu mangelhaft gegen das Leben mit einander, wo es von

Gemüt zu Gemüt und wieder zurück geht. Worüber ich mit Ihnen sprechen möchte, ist nicht reif in mir, um es zu schreiben — wenn Sie bei uns wären, sähe ich Ihr liebes Angesicht, das so zuversichtlich macht — o mein lieber Vater, wir müssen uns bald wiedersehn. — — Wie schön träume ich mir alles; mir kann zuweilen bange werden, ob denn auch alles so schön sein wird — doch ist das nur vorübergehend — ich weiß, das Schönste, Ewige wird immer in meinem Leben sein, wie ichs träume, und über das Zufällige werde ich immermehr Ruhe erlangen — wie gütig ist Gott auch in dieser Hinsicht bisher gegen uns gewesen, wie ungetrübt durch Disharmonie ist unser jetziges Leben.

Der schöne Frühling wird viele vereinigen, die sich lieben. Werden Sie dann kommen mit der, die Ihnen am teuersten ist? werden wir Freudentränen mit Ihnen weinen können? o Ihr reiches Herz bedarf des Glückes Sonnenschein nicht, um immer warm zu schlagen — Ihr tiefes Leben wird immer kräftig fortwirken.

Es war an einem Sonntagmorgen, als Ihr Brief ankam; ich war sehr weich gestimmt; eine erschütternde Nachricht von dem Tode eines Vetters, den ich recht gut gekannt habe, Sohn der Frau v. Mühlenfels, bei der ich vier Jahre gelebt habe, erhielt ich, als ich grade in die Kirche gehen wollte, zugleich Ihren Brief — ich hob mir diesen auf. Sie kennen die schöne Weise des Gottesdienstes da, der tiefe eindringende Ton der Orgel — die Kanzel, Altar und Kerzen waren schwarz behangen — Trauer über den Tod der guten alten Mutter — mir war recht weich zu Mute. Ich mußte auch lebhaft denken, wie Sie da vor uns standen vor einem Jahr als Gottverkündiger. Ich möchte Sie gerne so wieder vor uns sehen — ach, ob ich Ihnen wohl näher gekommen bin in dem Heiligen?

Meine Seele verlangt oft nach dem Gefühl, dem innigen Bewußtsein der Gottesnähe. — Gott schenkt mir selige Augenblicke, wo ich eine Freudigkeit, eine Liebe zu ihm habe und Kraft und Mut zu allem fühle — ach, warum bin ich oft so lange dumpf und wie gestorben innerlich? und wenn ich erwache, dann verzagt, und dünke mich unwürdig Eurer Liebe und meines Glückes. Mein geliebter, o wie innig geliebter Ehrenfried, er richtet mich wieder auf, an seiner Brust wird mir wieder so leicht, so wohl; ich kann über meine Schmerzen lächeln und froh und frisch ins Leben hineinsehen und hineinwirken.

Die Post ist schon fort und mir ist es recht lieb, daß ich nun noch etwas hinzuschreiben kann.

Was ich Ihnen vorher sagte von der Dumpfheit, die mich zuweilen befällt, war wohl sehr undeutlich. Ich muß Ihnen noch etwas darüber sagen — denn vielleicht haben Sie mich frei davon geglaubt und Sie müssen mich nicht besser halten als ich bin. In dem schönen Leben mit Ehrenfried, in dem Besitz aller der reichen Schätze, sollte ich da wohl nicht immer frei und kräftig sein und mit offner Seele aufnehmen, was sich mir Glücklichen vor so vielen Andren darbietet? — und doch geht oft vieles ungenossen an mir vorüber. Oft ist es körperlich, was ich dennoch nicht als körperlich fühle, was mir meine Freiheit raubt, mich häuslichen Verstimmungen hingibt; dann folgt unmittelbar Unzufriedenheit mit mir selbst, und dann werde ich traurig und kann mich sehr härmen, bis mein guter süßer Ehrenfried mich mit mir aussöhnt und mich zur Geduld gegen mich selbst ermahnt. In jedem Augenblick frei und frisch leben, das muß etwas Köstliches sein. — Ach, wenn das Herz sich so sehnt nach dem rechten Vertrautsein mit dem Unsichtbaren, und wie von oben der Wunsch ge-

währt wird und wir uns so erhoben, so glücklich fühlen — da ist eine unbeschreibliche Freude, aber auch zugleich ein Schmerz in der Seele über die verflossene Zeit, daß sie nicht reicher war an solcher Stimmung, daß dieses herrliche Leben, diese Seele alles Lebens wie tot auf lange in uns war. Ich fühle dann so gewiß, einmal werde ich dahin gelangen, in solchem Sinn und Geiste immer fortzuleben — denn ohne Spannung, still und ruhig innig ist mein Gefühl; ich könnte gewiß darin leben. Bei manchen Menschen kommt es mir anders vor; ich stelle sie mir so heftig in ihren besseren Momenten vor, so ganz aufgeregt, daß ich sie nur in Momenten und Aufwallungen mir solches Genusses fähig denken kann.

Lieber Vater, ich habe gewiß sehr verworren an Sie geschrieben — aber das schadet nicht, denn in mir ist wohl auch noch vieles verworren. Ich darf ja zu Dir reden als Dein Kind.

Ich freue mich, lieber Schleier, morgen gehts nach Rügen zu Lotte Kathen, wenn das Wetter gut ist. Ich will noch zu guterletzt recht ins Feld springen mit den Kindern. Die Erntezeit ist mir auch von der Kindheit her so interessant.

An Willich und Henriette

Halle, den 18. Oktober 1805

Vielleicht weißt Du das Schreckliche schon durch die Herz, welche unerwartete Wendung Eleonorens Gefühle genommen haben. Ich weiß nicht, ob sich irgend jemand meinen Zustand denken kann; es ist das tiefste ungeheuerste Unglück — der Schmerz wird mich nicht verlassen, die Einheit meines Lebens ist zerrissen; was sich aus den Trümmern machen läßt, will ich daraus machen.

Bange war mir um Nachrichten von Dir, liebe Tochter, schon früher, noch mehr seit jener schrecklichen Nachricht, ich meinte, nun müßte überall ein Tragisches auf das andere folgen. Gott Lob, unsre Freundin Herz schreibt mir soeben von Deiner glücklichen Entbindung. Ich fühle die Freude tief mitten in meinem Unglück, aber ich habe noch keine Worte dafür. Dein schönes Bild mit dem süßen Kinde wird oft zur Erquickung vor mich treten. Grüße Alle — schreiben ist mir wie in den Tod gehn, ich kann es gar nicht.

An Willich

Halle, den 28. Oktober 1805

Ein paar Stunden, nachdem ich meinen ersten Brief an Dich abgeschickt, erhielt ich Deine erste eigne erfreuliche Nachricht, liebster Freund; auch Deine zweite kam leider zu spät; ich erhielt sie erst am 25. und habe mich also nicht förmlich bei Euch einstellen können an dem feierlichen Tage. Bei Euch bin ich aber gewiß gewesen; denn ich bin es alle Tage recht viel. Meine innigste väterliche Liebe ruht auf dem kleinen Wesen! Laßt sie einen Teil sein von den schönen Segnungen, die ihm überall entgegen kommen bei seinem Eintritt in die Welt; wann ich es sehn und Eure vereinten Züge aus ihm herausmerken werde und es mit meinen Freudentränen segnen, das weiß Gott! Ich fürchte mich nicht vor Euch zu erscheinen, ich denke nicht, daß mein Anblick Euch gar zu traurig machen soll, und ich bedürfte es gar sehr, alle zu sehn, die ich liebe, — aber diese traurigen Zeiten, die jeden äußerlich bedrängen werden, und das Bedürfnis, meine Geschäfte, an die ich mich doch vorzüglich lehnen muß, wenn ich aufrecht stehn soll,

recht pünktlich und heilig zu halten — damit weiß ich noch nicht, wie es sich machen wird. Bestätige mir nur recht bald die gute Nachricht, daß Du nicht nötig haben wirst, Mutter und Kind zu verlassen, um dem Heere zu folgen. Möchtet Ihr nur Euer Glück recht ungestört genießen können.

Seit acht Tagen sind die Vorlesungen wieder angegangen. Ich lese die Ethik, meinem Gefühl nach, weit freier und klarer als zum ersten Mal, vor einem ziemlichen Auditorio. In der Dogmatik habe ich nur wenige; aber es sind empfängliche Zuhörer und ich denke recht viel Gutes zu sagen und zu wirken, und so werden sich, wenn ich sie einmal wieder lese, schon mehrere finden. Oeffentlich lese ich ein Exegetikum über den Brief an die Galater, das ich vor mehr als hundert Zuhörern eröffnet habe. Wenn sich auch nur die Hälfte von ihnen halten, so will ich zufrieden sein. Daß mir diese Vorlesungen so viel zu tun geben, daß nun endlich auch der akademische Gottesdienst bald angehn wird, daß ich meine Nanni hier habe, das ist ein großes Glück.

Von Henriette

Stralsund, Oktober 1805

Das wußte ich, geliebter Vater, daß Du auch mitten in Deinem Schmerz Dich über mein Glück freuen würdest und an mich denken und an das unschuldige Kind. Mich verlangte, seit ich die traurige Begebenheit wußte, sehr nach Deinen ersten Worten, obgleich ich nicht hoffte, daß sie mir eine mildere Idee von Deinem Zustande geben würden. Ach, lieber Vater, ich kenne solche Schmerzen nicht, doch kann ich wohl begreifen, wie schrecklich, wie tief die Deinigen sind —

daß wir, die wir Dich so lieb haben, Dir gar keine Linderung geben können, ach, das ist recht traurig! Wie schön ist es von Dir, daß Dein Herz für unsre Liebe und unsre Freuden offen bleibt — kämst Du nur selbst zu uns! Wie mir zu Mute ist, wenn ich mein Töchterchen auf dem Schoß und an der Brust habe — das wirst Du nicht von mir verlangen, daß ich es Dir ordentlich sagen soll — wie könnte ich das? Es ist so eine stille in sich versinkende Liebe in der innersten Tiefe der Brust — ein sehnsüchtiges Verlangen, das kleine Wesen von Leiden und Schmerzen frei zu sehn und alles auf mich zu nehmen — jeder Klageton dringt durchs Herz und jede Miene kommt mir so unbeschreiblich rührend vor. Eines Abends — ich kann es nicht sagen, wie mir da zu Mute war. Ich war noch etwas schwach — H. B. spielte so schön, so sanft das Klavier — mir war, als müßte ich aufgelöst werden und mein Wesen zugleich dem Kinde und dem Himmel zuströmen. Ich war sehr selig dabei.

Von Henriette

Stralsund, November 1805

Ich kann doch Ehrenfrieds Brief nicht abgehen lassen, ohne ein paar Worte mit einzulegen. Ich habe viel und oft in meinen Gedanken mit Dir geredet, recht vertraulich — aber meine Zeit ist mir so beschränkt gewesen. Wäre nicht mein Kindchen die größte Abhaltung, so würde ich mich schwer darin finden. Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr es mich freut, daß Du meine Briefe gern hast — ich habe Dich auch so herzlich lieb! Deine letzten Worte haben mich unbeschreiblich freundlich und trübe angeblickt. — Wie schön ist

Dein Herz! all die Liebe in all dem Schmerz! — — Ach Gott, wäreſt Du doch glücklich! wie möchte ich immer zu Dir flehen es doch zu ſein, als wenn es in Deiner Macht ſtünde, — ach, gib Dich doch nicht zu ſehr dem Schmerz hin und gib die Freude nicht auf für Dein Leben.

Lieber, mir iſt, als müßte einmal ein guter Engel zu Dir kommen, die Freude und die Hoffnung zum Glücklichſein in Deine Bruſt ſenken, Deine Schmerzen nicht auf einmal wegnehmen, aber ſie ſanft verbinden. Mein lieber Vater, ruhe ſanft, ich muß Dir gute Nacht ſagen, ich darf nicht länger aufbleiben, ſo ſehr mein Herz mich bei Deinem Andenken feſthält.

An Willich

Halle, den 26. November 1805

Freilich erſchrecke ich, lieber Freund, wenn ich bedenke, daß ich Euch ſeit beinah einem Monat nicht geſchrieben habe. Aber es iſt ſo natürlich, daß ich faſt ſagen möchte, es iſt gut geweſen. Den ganzen Tag klingt das ſchmerzliche Gefühl in mir, ich beſchütte es immer wieder mit neuer Arbeit, und wenn ich ſchreiben wollte, würde ich es gar nicht dämpfen können und mich auf den ganzen Tag zerſtören. Abends bricht es denn doch aus, und wenn ich auch noch ſo ſpät und müde erſt das Bett ſuche, vor dem ich mich immer wieder fürchte, ſo iſt der Schmerz doch nicht mit ſchläfrig geworden und der Kummer will ſich nicht mit in Dunkelheit hüllen laſſen, wenn ich das Licht auslöſche. Sieh, lieber Freund, wenn ich leben will, muß ich mich auch ſchonen in dieſem Zuſtande. Wollte ich nun noch vorher den Stachel ſchärfen, ſo würde ich gar keinen Schlaf finden, den ich doch nur wenig

kenne, und würde morgens noch mehr kämpfen müssen, ehe ich in die Fassung käme, mich selbst ganz zu vergessen und mich in die Arbeit zu werfen. Ja, könnte ich an Euch schreiben, ohne an mich zu denken, wie viel Briefe hättet Ihr dann schon, Ihr lieben Freunde! Aber dazu bin ich noch immer zu schwach gewesen, ich gestehe es, es wird aber kommen, denke ich.

Jetzt laß Dir von einer schönen Stunde erzählen, die ich gestern gehabt habe. Ich habe gepredigt, nach langer Zeit einmal wieder, hernach waren wir bei Steffens zusammen mit Reichard. Ich hatte noch Briefe zu expedieren und ging nach Tisch nach Hause, Steffens folgte mir. Wir waren kaum allein, als er mir so herzlich und gerührt für die Predigt dankte, wie stärkend sie auf ihn und seine herrliche Frau gewirkt hätte, daß ich im Innersten bewegt und wehmütig glücklich wurde. Er redete dann von meinem hellen, reinen Gemüt, das nichts verwirren könnte. Da trat ich auch heraus und klagte ihm mein Unglück und meine innere Zerstörung. Ich hatte ihn die Zeit her zu wenig allein gesehn und nie so, daß es der rechte Moment gewesen wäre. Es war eine schöne Stunde. Unter einem durchsichtigen Flor umarmten sich in mir der tiefste Schmerz und die reinste Freude. Ja, lieber Bruder, ich fühle es recht tief, wie ich selbst eigentlich nichts mehr bin; aber ich bin das Organ so manches Schönen und Heiligen, der Brennpunkt, aus dem alle Freuden und Leiden meiner geliebten Freunde zurückstrahlen, und das achte ich in mir und deshalb lebe ich. Darum muß ich auch danach trachten, daß der zwiefache Beruf, dem ich angehöre, nicht zerstört wird durch die Gefühle, die noch aus dem eignen Leben herüber reichen und es betrauern. Darum möcht ich Dir auch gern recht viel von meinen Arbeiten sagen; aber es ist doch eben

nichts als das Einfache, daß sie werden und wachsen und mir Freude machen!

An Willich

Halle, den 1. Dezember 1805

Es ist recht schön, daß Du mir auch von Deinem Amte erzählst und daß Du weißt, ich vergesse über den herzlichen Anteil an Deinen schönsten Freuden nicht Deines Amtes und der Freude an seinem Segen. Die jetzige Vermehrung Deiner Geschäfte kann Dir wohl nicht erfreulich sein. Durch einzelne Handlungen, die man so zu verrichten hat unter Menschen, denen man weiter nicht näher tritt, kann wenig gestiftet werden. Aber das Immer mehr der Gemeinde, die einem anvertraut ist, angehören, das ist das Rechte. Du hast dazu eine schöne Gabe, und ich bin gewiß, daß auch die wenigen Gebildeten sich immer mehr in Dich einverstehn werden. Ich meinesteils sehe wohl ein, daß ich mit keiner Gemeinde so eins werden kann, als mit einer akademischen, aber freilich muß ich sie mir erst bilden und sie wird immer nur aus wenigen bestehen. Zugleich vom Katheder herab aus wissenschaftlichen Prinzipien lehren und von der Kanzel mich ganz in die Sphäre der Ungebildeten versetzen — ausgenommen Landleute, mit denen würd' ich es können — das würde mir sehr schwer werden. Das kann ich aber recht lebendig hoffen, durch das Verhältnis meiner Kanzelvorträge zu meinen Vorlesungen den Studierenden das Verhältnis der Spekulation und der Frömmigkeit recht anschaulich zu machen und sie so von beiden Orten zugleich zu erleuchten und zu erwärmen. Hoffnung ist es aber leider nur noch; noch ist der akademische Gottesdienst nicht

eingerichtet. Durch die Dogmatik komme ich immer mehr auch für das Einzelne aufs Reine mit meiner Ansicht des Christentums, aber ich bin überzeugt, wenn ich nun in ein paar Jahren ein kleines Handbuch drucken lasse, so wird es den Juden ein Aergernis und den Griechen eine Torheit sein.

An Henriette

Halle, den 2. Dezember 1805

Liebes Jettchen, wenn Du nur recht wüßtest, wie sehr Du mein Trost bist und wie wohltätig Dein liebes Bild mich anblickt aus jedem mütterlich frohen und jedem kindlich teilnehmenden Worte. Ich sehe Dich immer dabei in Deiner ganzen Innigkeit und Deinem lieblichen Wesen, nun noch verklärt durch das liebe Kind vor Dir. Ja, mit einer solchen Tochter und solchen Freunden, wie Ihr mir alle seid, ist es wohl nicht möglich, daß man irgend einem Schmerz unterliegen sollte; er muß wohl der Freude Raum lassen. Freilich verdrängt sie ihn nicht, sondern beide gehen über das ganze Wesen, und ich weiß recht gut, daß die Freude nur von Euch ausgeht und von allem Schönen, was aus der Welt auf mich herstrahlt, und daß ich sie durch mich allein nicht frisch und lebend erhalten könnte; aber ich will auch recht gern durch Euch und in Euch leben. — Liebes Jettchen, Deine Worte tun mir so wohl, und Deine schöne Liebe zu mir. Ich bin so gerührt, daß ich aufhören muß; laß Dich umarmen mit Tränen, in denen alle Freude und aller Schmerz hinströmt; küsse Dein süßes Kind von mir und Deinen teuren Ehrenfried mit dem herzlichsten Bruderkuß.

An Charlotte v. Kathen

Halle, den 2. Dezember 1805

So lange, meine gute liebe Charlotte, habe ich schon Ihren Brief, aus dem mich Ihr Geist so freundlich und fromm, wie aus den holden Augen selbst, anblickt, und Ihr liebes Geschenk, auf das ich mich so oft schon gefreut habe, und habe Ihnen noch kein Wort seitdem gesagt.

Ja wohl, in Schmerzen und unter Tränen ist das Werk Ihrer Hände für mich entstanden und beendigt. Gott Lob, daß Ihre mütterlichen Schmerzen so schön überstanden sind und daß Sie den kleinen Liebling nun unter den schönsten Hoffnungen an Ihr Herz drücken.

Wollen Sie mich sehn, wie ich lebe? So, daß ich dachte, es sollte niemand merken, was für einen Stoß mein Leben gelitten hat. Mit den Männern ginge es auch; aber die Frauen haben doch einen zu feinen Sinn für jeden Ausdruck des Gemüts. Eben an dem Tag, als ich die schmerzliche Nachricht erhielt, war eine Freundin aus Berlin hier. Sie war den Abend zuvor bei mir und ich sprach ihr mit der schönsten Zuversicht von dem künftigen Leben. — — Jener Freundin öffnete ich mich zuerst am folgenden Tage, als ich ihr das Geleit gab mehrere Meilen weit auf dem Wege nach Berlin. Ich ging ihn hernach zu Fuß zurück, wie ich ihn vor 14 Tagen auch gegangen war — aber wie anders! Mit meiner guten Schwester rede ich nie ein Wort über das traurige Ereignis, eben weil ich sie täglich sehe. Zum Glück brauche ich es ihr auch nicht zu erzählen, sie erfuhr es von einem Freunde, der die Nachricht mit mir zugleich erhielt. Selten rede ich auch mit diesem ein Wort davon. Steffens, der liebenswürdige herrliche Mensch, war der Einzige hier, dem

Nun so will ich mich stärken bei Euch, und laßt Euch nicht bange sein um die Nachwehen; denn wenn ich von Euch zurückkehre, komme ich in meine neuen Vorlesungen hinein, in ein sehr arbeitsames Leben, das mich ganz und innig beschäftigt, und wovon zumal auch das erste Gelingen sehr vorteilhaft auf mich wirkt. Liebes Kind, sei nur nicht zu wehmütig, wenn Du mich siehst; laß Dichs nicht ergreifen, vergiß, daß Du keinen glücklichen Vater hast, damit mir das schöne Bild der glücklichen Tochter nicht getrübt wird, und glaube, ich will recht froh, recht im Herzen selig sein in und mit Euch allen. Vor allem aber bitte unsere Herz, daß sie ja mitreist, es ginge uns ja sonst so viel Schönes verloren, und sie hat wirklich ökonomische Bedenklichkeiten; ich will sie auch noch recht bitten, sie zu unterdrücken.

Aber wie wird es denn sein, Jettchen? wirst Du auch auf mich eifersüchtig werden, wenn ich mich recht in Dein Töchterchen hineinlebe und wenn sie mir recht freundlich und zutulich ist? Es ist wirklich gefährlich, Kind! Du weißt ja wohl, daß es ein ganz besonders zärtliches Wesen ist zwischen Großeltern und Enkeln. Ach Kind, ich freue mich ganz unmenschlich auf beide Jettchen! Hier habe ich auch ein Kind, an dem ich großen Anteil nehmen werde, meines lieben Steffens kleine Klara — so soll sie heißen, getauft ist sie noch nicht.

Den 28. Februar

Leider sind die Briefe den letzten Posttag nicht abgegangen; nun bekommst Du wahrscheinlich meinen väterlichen Gruß und Segen erst nach Deinem Geburtstag. Geliebte, glückliche Tochter, in deren Anschauen und Liebe ich mich so innig erfreue, die Gott so schön und reichlich gesegnet hat! Was ist Dir wohl zu wünschen, als daß Dir nur bleibe, was Du

ausgenommen, ſich wohler fühlen — kann mir ordentlich die Bruſt preſſen. Ach, es könnte Bitterkeit in mein Herz bringen! Vielleicht aber kommt dieſe Empfindung nur daher, weil ich bei meiner innigen Liebe zu dem Kinde ſolche Sehnſucht habe, ein Zeichen ſeiner Zärtlichkeit, ſeiner Gegenliebe, ſeiner mich beſonders auszeichnenden Liebe zu haben und die kleine Unſchuld uns noch immer alle mit gleichen Augen anſieht und der verlangenden Mutter noch nichts anderes zu geben verſteht, als ſie jedem gibt, der ſie gut und ſanft trägt. Vielleicht werde ich jene Empfindung gar nicht haben, wenn das Kindchen erſt verſteht, mir ſeine kleinen Arme entgegenzuſtrecken und mir den ſüßen Namen Mutter zu geben.

An Henriette

Halle, Februar 1806

Bedaure mich immer ein wenig darum, liebes Jettchen, daß ich gar nicht dazu komme, Euch allen ſo viel zu ſchreiben, als ich wohl möchte, und als mir, Ihr glaubt gar nicht wie ſehr, wohltätig ſein würde. Aber ſo iſt es, keine Freude geht allein, ſie nimmt andere mit ſich fort, viel weniger die größte und ſchönſte des Lebens. Es liegt wirklich auch ganz darin; teils fühle ich, daß es beſſer iſt, ich ſchweige auch Euch, teils geht der Schmerz durch alles durch, was ich zu durchdenken und zu verarbeiten habe und hält alles zurück. Beſonders iſt mir ſeit ein paar Wochen wieder ſo vorzüglich weh und zerriſſen, daß ichs Dir nicht beſchreiben kann. Der Schmerz iſt ein eigenes beſonderes Leben, was in ſich wogt und Ebbe und Flut hat; denn ich weiß gar nichts Aeußeres, was ihn beſonders aufgeregt hätte.

Nun so will ich mich stärken bei Euch, und laßt Euch nicht bange sein um die Nachwehen; denn wenn ich von Euch zurückkehre, komme ich in meine neuen Vorlesungen hinein, in ein sehr arbeitsames Leben, das mich ganz und innig beschäftigt, und wovon zumal auch das erste Gelingen sehr vorteilhaft auf mich wirkt. Liebes Kind, sei nur nicht zu wehmütig, wenn Du mich siehst; laß Dichs nicht ergreifen, vergiß, daß Du keinen glücklichen Vater hast, damit mir das schöne Bild der glücklichen Tochter nicht getrübt wird, und glaube, ich will recht froh, recht im Herzen selig sein in und mit Euch allen. Vor allem aber bitte unsere Herz, daß sie ja mitreist, es ginge uns ja sonst so viel Schönes verloren, und sie hat wirklich ökonomische Bedenklichkeiten; ich will sie auch noch recht bitten, sie zu unterdrücken.

Aber wie wird es denn sein, Jettchen? wirst Du auch auf mich eifersüchtig werden, wenn ich mich recht in Dein Töchterchen hineinlebe und wenn sie mir recht freundlich und zutulich ist? Es ist wirklich gefährlich, Kind! Du weißt ja wohl, daß es ein ganz besonders zärtliches Wesen ist zwischen Großeltern und Enkeln. Ach Kind, ich freue mich ganz unmenschlich auf beide Jettchen! Hier habe ich auch ein Kind, an dem ich großen Anteil nehmen werde, meines lieben Steffens kleine Klara — so soll sie heißen, getauft ist sie noch nicht.

Den 28. Februar

Leider sind die Briefe den letzten Posttag nicht abgegangen; nun bekommst Du wahrscheinlich meinen väterlichen Gruß und Segen erst nach Deinem Geburtstag. Geliebte, glückliche Tochter, in deren Anschauen und Liebe ich mich so innig erfreue, die Gott so schön und reichlich gesegnet hat! Was ist Dir wohl zu wünschen, als daß Dir nur bleibe, was Du

haſt! bleiben, was Du biſt, wirſt Du, und darin liegt auch, daß Du immer mehr wirſt, Dich immer ſchöner und ſelbſtändiger ausbildeſt, und ſo auch immer bildend zurückwirkſt auf die, welche die Natur Dir gegeben hat. Mich rechne ich mit dazu; denn wie Dein Töchterchen Dich bilden hilft und Du das fühlen mußt, ſo auch Du mich. Ich danke Gott, daß er mich Dich finden ließ, ehe er mir ſo viel nahm, und daß Du Dich mir ſo ſchön und frei gegeben haſt als Tochter. Die reinſte, ſchönſte Liebe meines Herzens ſtrömt auf Dich aus, und ich fühle es auch, daß ich Dir bin, was der Vater der Tochter ſein kann, die Gattin und Mutter iſt wie Du. O bleibe immer meine Freude und mein Stolz, liebes Kind, und fühle es, wie ich lebe in Dir und Ehrenfried und Eurer ſchönen Vereinigung. Bald hoffe ich Euch zu ſehn trotz aller Schwierigkeiten, aber ich höre doch indes noch einmal von Euch.

Von Henriette

Stralſund, den 13. März 1806

Ich muß Dir aufrichtig über etwas ſprechen. Du weißt, wie aus meinem Herzen das vertrauliche Du mir in die Feder gefloſſen iſt, und wenn ich recht aus dem Gefühl rede, daß Du mein Vater biſt, kann ich auch nicht anders. Wenn Du aber hier biſt, werde ich Dich nicht immer ſo nennen können, wie ich Dich auch nicht immer Vater rufen werde. Damit mir aber beides recht natürlich bleibe, will ich auch in meinen Briefen Dich nennen, wie mirs kommt. Du biſt ja auch mein Freund, nicht wahr, lieber Schleier? Lachen Sie nicht über mich, ich würde wirklich ſehr verlegen ſein, wenn ich mich einmal verſpräche in Gegenwart eines Fremden,

Dann würde mir einfallen — Sie, der große Schriftſteller, berühmte Profeſſor — und ich — die kleine Paſtorin, wie man mich öfters nennt.

Von Henriette

Stralſund, April 1806

Ich will Ihnen gar nichts davon ſagen, mein lieber, lieber Schleier, wie es mich traurig machte, meine ſchöne Hoffnung vereitelt zu ſehn — wir wiſſen es ja gegenſeitig, welche Freude wir an dieſer Ausſicht hatten und was wir nun verlieren. Wie gerne hätte ich mein Kindlein auf Ihre Arme gelegt. Voll hoher Bedeutung und Rührung würde der Augenblick für mich geweſen ſein, wenn ich Ihre Blicke ſegnend und liebevoll auf dem kleinen Weſen hätte ruhen ſehen. Ach, ich kann es Dir gar nicht ſagen, wie es mich freuen würde, wenn Du mein Kind recht liebteſt, wenn es eines Deiner Lieblinge unter den Kindern würde. Dich zu lieben, darin wird es mir wohl ähnlich werden.

Von Henriette

Poſeritz, Mai 1806

Sie müſſen meine Freude am Frühling mit mir teilen, mein geliebter Vater! ſeit geſtern lebe ich ganz in der ſüßen Empfindung, daß er nun endlich zu uns gekommen iſt mit ſeinen Blüten — daß mein Kindchen ſeine Düfte einſaugt, in ihm aufblüht, daß ſie ſo innig mit ihm verwebt iſt — der ſüße Frühling — das ſüße Kindchen.

Seit gestern sind wir hier und heute ist es so wunderschön, die Luft so balsamisch und alles quillt und entfaltet sich sichtbar. Ich habe mich sehr nach heiteren milden Tagen gesehnt, und es würde mich recht fröhlich machen, wenn ich viele mit meinem Mädchen hier genießen könnte. Mir ist, als würde auch sie lieblicher aufblühen, wie die Blumen hier in der freien Natur, als in den Stadtmauern.

Alle die schönen Bilder werden nicht ohne Wirkung an ihrem Auge vorübergehen. Heute morgen gaben wir ihr noch schlafend einen Blumenstrauß in die kleine Hand, — ihr erster Anblick fiel freundlich darauf, und als ich zu ihr kam, wühlte sie schon geschäftig darin. Frühe des Morgens gehe ich in den Garten mit ihr. Wie ernst und sinnend ruht ihr Auge auf allem; sie hat zum ruhigen Spiel und zur Unterhaltung mit mir selten Zeit. — Lieber Schleier, ich habe doch wenig andre Gedanken jetzt als das Kind.

An Henriette

Ohne Datum

Wie viel ich nach Stralsund und Rügen gedacht habe, mit herzlicher Sehnsucht und liebendem Verlangen, und besonders an Dich, liebes Kind und Dein kleinstes Jettchen — das glaubst Du gewiß ohne Versicherung.

Sehn Sie, liebe kleine Pastorin, ich fange schon wieder mit dem vertraulichen Du an und werde wohl auch nicht herauskommen in unseren Briefen. Wenn Du also nichts Besonderes dagegen hast, mußt Du mich schon dabei lassen.

Die berlinische Reise war nur ein schlechter Ersatz für die Freuden, die ich mir bei Euch versprechen durfte; ich war

erstaunlich zerstreut unter vielerlei Menschen, was zum Teil daher kam, daß ich in Gesellschaft meines Freundes Steffens reiste, habe die eigentlichen Freunde wenig genossen und nicht einmal meiner Schwester so viel von den Schönheiten Berlins gezeigt, als ich gewünscht hätte. Jetzt eben bin ich von einer ganz andern Reise zurückgekommen, die ich mit Steffens und einigen jungen Leuten, alles gemeinschaftliche Schüler von uns beiden, nach dem Harz gemacht habe. Diese gibt wenigstens von meinem Wohlbefinden einen guten Maßstab. Wir haben in neun Tagen beinah funfzig Meilen zu Fuß gemacht, indem wir das Gebirge fast nach allen Seiten, zum Teil auf sehr beschwerlichen Wegen, durchstrichen sind, und ich bin der frischeste gewesen und geblieben unter allen, immer vorauf, über und unter der Erde, und habe mich gleich nach unserer Rückkunft wieder mit größtem Fleiß in die sich immer mehr häufenden Arbeiten begraben können. Es war eine schöne Reise; wir waren sehr vom Wetter begünstigt und haben neben unsern wissenschaftlichen Zwecken auch herrlichen Genuß gehabt. Gewiß aber ging es in Keinem so wunderlich durcheinander als in mir: die Stille des Wanderns — denn viel pfleg ich nicht zu sprechen bei weitem Gehn — ist für mich recht dazu gemacht, mich allem hinzugeben, was mich bewegen kann, und weil ich doch beständig unterbrochen wurde durch die Umgebungen, konnte es nie ausgären, sondern mich immer wieder aufs neue ergreifen. Liebes Kind! wie viel Trauer, wie viel Freude, wie viel Wehmut hat mich durchzogen! Wie gern hätte ich in einer der kleinen Gefahren, die wir dort zu bestehen hatten, das Ende des Lebens gefunden. Und wie konnt ich wieder mein Leben lieben, wenn ich fühlte, wie ich in Euch, in all unsern Freunden und in meinem Beruf lebe.

An Willich

Halle, den 20. Juni 1806

Die Weihnachtsfeier hat so lange inkognito in Götemitz gelegen und ich habe sie nicht daraus hervorziehen wollen; nun aber Charlotte mir darüber geschrieben hat, muß ich Dich fragen, ob sie sie Euch gegeben hat und wie sie Dir und Jettchen vorgekommen ist, auch als Ihr nicht wußtet, daß sie von mir wäre. Es war so eine plötzliche Inspiration, die über mich kam und die ebenso schnell in vierzehn Tagen ausgeführt wurde. Grade am Morgen des Weihnachtsabends schickte ich das Letzte in die Druckerei.

An Charlotte v. Kathen

Halle, den 20. Juni 1806

Wohl 14 Tage ist der Brief liegen geblieben und nun sind neue Briefe hinzugekommen aus Stralsund mit dem Ihrigen, liebe Charlotte. Sehen Sie nun an der Weihnachtsfeier, wie still ich warten kann auf eine Freude, ohne sie mir voreilig zu verderben. Ich wollte sehn, ob meine Freunde mich erkennen würden in dem kleinen Werkchen, das doch so manches Eigene hat, wodurch es wohl den andern ungleichartig scheinen kann. Deswegen gab ich selbst es niemand, sondern ließ es anfangs nur ohne meinen Namen hier und in Berlin ausgeben, daher auch die öffentlichen Anzeigen alle so spät gekommen sind. Mein Freund Steffens hier erriet mich gleich und so auch ein paar von meinen Zuhörern. In Berlin weiß ich nicht, wie es ohne Jettens Voreiligkeit geworden wäre. Aber Sie, dachte ich, müßten es gleich wissen, weil doch nie-

mand Ihr Leiden so erzählen konnte als ich. Daß Jette Sie nun davon verleitet hat, tut nichts, wenn Sie Sich nur erkannt haben, wie ich Sie sehe, und wenn es Ihnen nur recht ist einige Züge von Ihrem Bilde dort aufbewahrt zu sehen. Sie waren gleich mit Ihrem kleinen Liebling so in die Idee des Ganzen eingewachsen, daß es mir unmöglich gewesen wäre, Sie nicht hineinzubringen. Auch weiß meine Kunst nichts Schöneres zu tun als zusammenzuflechten, was sich vor mir in schönen Gemütern entfaltet hat, und grade diese Erzählung hat Mehrere ganz vorzüglich gerührt. Es ist also nicht ein Geschenk, was ich Ihnen mache, sondern was Sie mir machen, was ich mir im Vertrauen auf Sie von Ihnen genommen habe. Und freilich habe ich schon lange gewartet, was Sie dazu sagen würden. Haben Sie es denn Willichs mitgeteilt und hat es sie gar nicht angesprochen?

Wie mir bei den Kriegsunruhen zu Mute ist? Ach, liebe Freundin, ich denke oft mit rechter Sorge an Sie Alle, und an Ihr schönes Land. Die Veranlassungen dazu haben schon oft gewechselt seit mehreren Monaten. Einen Krieg zwischen unsern beiden Königen fürchte ich jetzt gar nicht mehr — aber, ob nicht bald die Franzosen, die das südliche Deutschland jetzt räumen, gegen Schweden angehen werden, das ist sehr zu besorgen. Und, liebe Freundin, wenn dann Ihr König den Gedanken einer ernstlichen Verteidigung faßt, dann fassen Sie auch rechten Mut, und geben Sie Alles hin, um Alles zu gewinnen, und rechnen Sie Alles, was Ihnen erhalten wird, für Gewinn. Bedenken Sie, daß kein Einzelner bestehen, daß kein Einzelner sich retten kann, daß doch unser Aller Leben eingewurzelt ist in deutscher Freiheit und deutscher Gesinnung, und diese gilt es. Möchten Sie Sich wohl irgend eine Gefahr, irgend ein Leiden ersparen für die Ge-

wißheit, unſer künftiges Geſchlecht einer niedrigen Sklaverei Preis gegeben zu ſehn, und ihm auf alle Weiſe gewaltſam eingeimpft zu ſehn die niedrige Geſinnung eines grundverdorbenen Volkes? Glauben Sie mir, es ſteht bevor, früher oder ſpäter, ein allgemeiner Kampf, deſſen Gegenſtand unſre Geſinnung, unſre Religion, unſre Geiſtesbildung nicht weniger ſein werden als unſre äußere Freiheit und äußeren Güter, ein Kampf, der gekämpft werden muß, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, ſondern die Völker mit ihren Königen gemeinſam kämpfen werden, der Volk und Fürſten auf eine ſchönere Weiſe, als es ſeit Jahrhunderten der Fall geweſen iſt, vereinigen wird, und an den ſich jeder, jeder, wie es die gemeinſame Sache erfordert, anſchließen muß. Was Ihnen jetzt bevor zu ſtehen ſcheint, war freilich ſo etwas Einzelnes, von wenig Intereſſe für Sie ſelbſt, daß die Beſorgnis für Ihren nächſten Kreis die Oberhand haben mußte. Wenn aber die großen Bewegungen Ihnen nahe treten werden, dann wird ihre allgemeine Kraft, Mut zu erregen, ſich auch in Ihnen beweiſen und Sie werden auch das Spiel ängſtlicher Bilder in Ihrer Phantaſie mehr als etwas Aeußeres anſehn, es mit zu dem Schickſal rechnen, gegen das man ankämpfen muß. Mir ſteht ſchon die Kriſis von ganz Deutſchland, und Deutſchland iſt doch der Kern von Europa, ebenſo vor Augen, wie Ihnen jene kleinere. Ich atme in Gewitterluft, und wünſche, daß ein Sturm die Exploſion ſchneller herbeiführe; denn an Vorüberziehen iſt, glaube ich, nicht mehr zu denken.

Glauben Sie, daß Sie mir jemals zu viel von Ihren Kindern ſagen können? Grüßen und küſſen Sie ſie mir alle und nun adieu.

Von Henriette

Stralsund, den 4. August 1806

In meiner Verlassenheit habe ich mir es recht als eine Freude ausgerechnet, an Sie zu schreiben, lieber Schleier. Seit gestern Mittag bin ich ganz allein mit meinem Töchterchen. Sie wissen, wohin Ehrenfried ist — vor Ende der Woche darf ich ihn nicht wieder erwarten. Mir wird das Alleinsein nicht schwer — es hat nichts so Bitteres für mein Wesen, als für viele. Ehrenfried habe ich doch, und freue mich nun schon innig auf sein Wiederkommen.

Ich habe recht lange nicht an Sie geschrieben, Sie waren mir doch oft nahe und ich fühlte es drückend, daß ich Ihnen nichts davon gab. Ich weiß nicht, wie es gekommen ist. Wir sollten uns einmal wiedersehen! Ich kann mich gar nicht bestimmt darauf freuen, daß Sie diesen Herbst kommen könnten — ach es ist gar keine Zeit der Freude — hier geht so viel Schreckliches vor. Eine Gesellschaft von 20 Personen ist wahrscheinlich vergiftet worden — ein junger schwedischer Offizier, der die einzige Freude seiner alten Mutter war, ist schon tot, die übrigen, fast alle junge Leute, liegen ohne Hoffnung darnieder. Mir ist zuweilen so wehmütig, wenn ich auf die kleine Jette blicke, daß sie grade in einer Zeit geboren ist, wo Friede und Unschuld aus der Welt scheint geschwunden zu sein. Ich sehne mich unaussprechlich aufs Land — die Stadt wird mir immer mehr zuwider. Dem Leben, wie ich es mit meinem Ehrenfried und meinem Kinde innerlich habe, und auch äußerlich haben möchte, steht sie so sehr entgegen.

Ja, lieber Schleier, viel Schönes in der Weihnachtsfeier hat mich angesprochen und habe ich mir angeeignet. Wie könnte es eine Mutter unberührt lassen! Die herrliche Erneſtine steht

recht lebhaft vor mir, und ein solches Kind wie Sophie habe ich schon immer im Sinne gehabt. Du hast die Mutterliebe recht wahr und schön ausgesprochen — ich habe es auch in mir gefühlt, daß sie in dem Göttlichen gegründet ist und daß sie ein Sehnen und Lauschen ist, das Heilige in dem Kinde zu erblicken. Wenn ich Dich einmal spreche, will ich Dir alles sagen, wie es mir mit Deinem Buche ist.

An Willich

Halle, den 15. September 1806

Hier schicke ich Dir nicht nur die Weihnachtsfeier, sondern auch die Predigt, mit welcher ich den akademischen Gottesdienst eröffnet habe. Ich kann nicht sagen, daß ich sehr mit ihr zufrieden wäre. Gelegenheitsreden haben für mich immer etwas Drückendes, noch mehr, wenn so vielerlei zusammenkommt wie hier. Das Drückende liegt wohl in dem Gefühl, daß die Zuhörer nicht unbefangen sind, sondern jeder schon seine bestimmende Idee mitbringt, was vorzüglich gesagt und wie die Sache dargestellt werden sollte. Demunerachtet habe ich den Vortrag drucken lassen, weil doch wahrscheinlich viele es gewünscht haben. — Ungeheuer angefüllt war die Kirche bei dieser Gelegenheit und die siebenhundert Studenten, die leicht darin gewesen sein können, von einer bewundrungswürdigen Ruhe und Anständigkeit. Seitdem ist nun freilich ein solches Gedränge nicht in der Kirche, aber ich habe ein auserlesenes und gar nicht unbedeutendes Publikum von akademischen Jünglingen, und es ist wahr bis jetzt, daß die besten sich am liebsten einfinden. Auch bin ich mit mir selbst leidlich zufrieden; ich habe ein wohltätiges Gefühl von dem Segen,

der auf diesen Vorträgen ruht, und so sind sie kein geringer Zusatz zu meiner Glückseligkeit. Eine Störung haben wir indes schon wieder erlebt; denn die Kirche ist abermals genommen oder vielmehr von der Akademie gutwillig abgetreten, und ein Magazin daraus gemacht worden. Ich habe (mit Recht glaube ich, denn es war ganz gegen den Sinn eines königlichen Befehls) so stark dagegen gestritten, als nur möglich war, aber nichts ausgerichtet. Große Freude machte mir aber der Eifer der Studenten. Es taten sich gleich einige zusammen, arbeiteten die Nacht durch Vorstellungen aus an den Prorektor und den kommandierenden General und sammelten, unerachtet viele schon verreist waren, an 400 Unterschriften. Das ist wenigstens erreicht worden, daß wir nun ein andres Lokal haben und die Sache im wesentlichen ihren Fortgang hat. Nun aber macht die Kirche auf meinen vorläufig genehmigten Antrag allemal auch Ferien, und ich habe heut zum letzten Male geredet. Ich tat dies vornehmlich in bezug auf die Abgehenden, wie ich denn immer bei meinen Vorträgen streng die Akademie im Auge behalte, und ich habe wieder recht innig rührende Beweise von dem guten Eindruck meiner Rede gehabt. Ueberhaupt, lieber Freund, habe ich viel Ursache zur Dankbarkeit für meinen schönen Erfolg als Lehrer, und für die freudige Aussicht auf die nächste Generation junger Theologen. Meine Schule läßt sich zwar leicht überzählen — und damit bin ich sehr wohl zufrieden, daß sich der große Haufe nicht zudrängt — aber ich kenne nun schon so manches herrliche Gemüt und ehrenwerte Talent darunter, welche die gute Sache mit Lust und Liebe umfassen, ja, ich weiß schon ein paar, die durch meine Vorlesungen von dem Widerwillen, den besonders Philologen oft gegen das Christentum haben, sind geheilt worden — was für größere Freude könnte mir wohl widerfahren?

Erzähle mir doch einiges davon, wie es in Eurem Lande hergeht, wie man im ganzen gegen die neue Konstitution gesinnt ist und was man sich davon zu versprechen hat.

So freue ich mich auf den nun doch wohl unvermeidlichen Krieg gegen den Tyrannen und habe große Lust an der allgemeinen mutigen Stimmung der Truppen und des Volkes bei uns. Wir haben hier ein ansehnliches Armeekorps in der Nähe; der König wird auch erwartet und dann, hofft man, soll es vorwärts gehn, um mit den Franzosen zu schlagen, wo man sie findet. Mir ist schon oft so zu Mute gewesen, ein politisches Wort laut zu reden, wenn ich nur die Zeit dazu hätte gewinnen können. Auch auf der Kanzel lasse ich dergleichen bisweilen fallen, wiewohl auf eine ganz andere Art, als ich es wohl von andern höre.

An Henriette

Halle, ohne Datum

Liebes Jettchen, Du hättest mir immer gleich mit Ehrenfried ein paar Worte schreiben sollen. Man muß jetzt nehmen, was man haben kann, und nicht auf etwas Besseres warten. Wer weiß, ob die Post noch offen ist, wenn mein Brief zu Euch kommt. Ach das war ein böser und arger Zwischenraum, und ich erwarte immer, daß es noch böser wird, ehe es sich wieder zum Guten hinüber neigt. Sprich, liebes Kind, wirst Du auch recht brav sein, wenn der Krieg Euch näher kommt? O ja, ich kenne Dich ja schon dafür, und bedarf eigentlich keiner Antwort. Und die Gattin, die Mutter, wird wenigstens eben so mutig sein, als ich das Mädchen gesehen habe. Zumal eine junge Mutter mit einem kleinen Kinde und einem

zukünftigen ist immer auch für die Krieger ein heiliger Gegenstand. Du siehst, Dein schönes Geheimnis hat mir unsre Herz schon verraten. Nun, Gott segne Dich dabei, mein teures Kind! Aber ich möchte Dich bitten, gib uns jetzt einen Knaben; die künftige Zeit wird Männer brauchen, Männer, die eben in dieser Periode der Zerstörung das Licht erblickt haben, und Söhne, wie ich sie von Dir und Ehrenfried erwarte, mutig, froh, besonnen, das Heilige tief ins Herz gegraben, werden ein köstliches Gut sein. O wenn ich an die Zukunft denke — es schmerzt mich noch tiefer, daß ich ihr in diesem Sinne gar nichts sein soll, daß nur Worte von mir zurück bleiben sollen — noch tiefer nun, da das bildende unmittelbare Wirken des Geistes auf die Jugend gehemmt ist und ich eigentlich ein ganz passives leeres Dasein führe.

Der unmittelbare Anblick des Krieges hat uns hier wunderbar ergriffen. Es war Not und Angst genug, und oft mußten wir doch wieder darüber scherzen. Steffens Frau war mit ihrem Kinde auf dem Arm in meiner Wohnung, als die französischen Husaren bei mir plünderten, ehe sie da waren, in schrecklicher Angst, hernach aber ganz besonnen und ruhig; die Angst, deren es in den vier Tagen, bis die Armee vorüber war, genug gab, bringt so viel unmittelbar Lächerliches hervor, daß man dadurch eben den Mut fristet.

Das Einzige, was ich wesentlich wünschen möchte, wäre, daß wenn etwa Stralsund belagert wird und etwa mit Sturm eingenommen werden sollte, Du dann nicht darin sein möchtest. Denn in diesem Falle würden gewiß die ersten Stunden furchtbar genug sein. Und doch, wenn Du auf diese ungewisse Gefahr hin Deinen Mann nicht auf lange Zeit verlassen wolltest, würde ich nichts Wesentliches dagegen zu sagen wissen. Ganz unendlich würde es mich schmerzen, wenn Euer schönes fried-

liches, von allen Welthändeln entferntes Land der Schauplatz solcher Verwüstungen würde.— Meine Schwester und Steffens Frau benehmen sich ganz vortrefflich in dieser Zeit und wenige Frauen sind gewiß, in solcher Lage und bei so schlechten Aussichten, so mutig hier gewesen als sie. Wie gar nichts wir von unsrer Zukunft wissen und nur sehn müssen den Augenblick zu fristen, das ist wunderlich genug und könnte eine schöne Uebung sein, wenn nicht so viel Herrliches damit verloren ginge.

Lebe wohl, liebes Kind, und wenn Ihr könnt, so schreibt bald.

An Reimer

Halle, den 4. November 1806

Die Plünderung war freilich fatal, aber doch nicht so arg, als man sich dergleichen wohl vorstellt. Gleich nach dem Gefecht drangen durch Unvorsichtigkeit der unten wohnenden Leute mehrere Reuter ins Haus und bis zu uns hinauf. Steffens und Gaß waren eben bei mir; wir mußten alle drei unsre Uhren hergeben, Gaß auch sein Silbergeld (Steffens hatte schon keins mehr); bei mir fanden sie auch nur einige Taler — aber alle meine Oberhemden nahmen sie bis auf fünf und alle silbernen Löffel bis auf zwei. Bei dem Gefecht selbst wären wir fast in Gefahr geraten. Steffens kam den Morgen uns abrufen, wenn wir ein Gefecht mit ansehen wollten, in seine Wohnung zu kommen. Wir sahen auch dort den Angriff auf die Brücke sehr gut. Als ich aber merkte, daß die preußischen Kanonen demontiert wurden und die Position verloren gehen würde, beredete ich Steffens zu mir zu kommen, weil sein Haus zu sehr exponiert wäre. Wir sputeten uns auch möglichst;

allein ich hatte mit Hanne noch nicht unsere Straße erreicht, als schon hinter uns in der Stadt geschossen wurde, und Steffens wäre mit dem Kinde auf dem Arme beinahe in das Gedränge der retirierenden Preußen und vordringenden Franzosen geraten.

In den folgenden Tagen hatte ich eine furchtbare Last von Einquartierung, und unsre Wirte, verarmte Kinder mit ein paar alten Tanten, gar nichts im Beutel, so daß mir vor der Brutalität der Leute bange war und wir eine Nacht alle zusammen sehr unbequem bei Konopack zubrachten. Hernach kamen Offiziere und Gemeine von der Garde ins Haus, und zwei Nächte hindurch mußte ich selbst einen zum Hauptquartier gehörigen Sekretär und zwei Employés in meine große Stube aufnehmen, weil unten kein Platz mehr war. Die unten einquartierten Offiziere ängsteten aber die Wirtsleute mit schreckenhaften Gerüchten von Plündern und Anstecken der Stadt, was uns eine gar tragikomische Nacht gab. Allein es war wirklich schon den Abend vorher ein fast ebenso arges Ungewitter losgebrochen, nämlich der Befehl zur Vertreibung der Studenten.

Wird bald Friede, so ist es sehr unwahrscheinlich, daß Halle preußisch bleibt. Wird es sächsisch, so geht vielleicht die Universität ein, oder, wenn sie auch bleibt, so wird meines Bleibens nicht sein, weil man so streng lutherisch ist in Sachsen. Wird es einem französischen Prinzen zuteil, so möchte ich gar nicht bleiben, sondern, so lange es noch einen preußischen Winkel gibt, mich in diesen zurückziehen.

An Reimer

Halle, ohne Datum

Die allgemeine Auflösung ist schrecklich, und man sieht von allen Seiten einen Abgrund von Niederträchtigkeit und Feigheit, aus welchem nur wenige Einzelne, unter ihnen obenan König und Königin, hervorragen. Der alte Schaden ist gewaltsam geöffnet, die Kur ist verzweifelt, aber die Hoffnung ist noch nicht aufzugeben, und ich wende die Augen noch nicht ab von Preußen, noch weniger vom nördlichen Deutschland.

An Henriette Herz

Halle, den 4. November 1806

Könnte ich Dir nur sagen, wie mir innerlich zu Mute ist. Meine persönliche Lage, inwiefern sie wirklich persönlich ist, kümmert mich wenig; nur daß ich die gute Nanni zu dieser unglücklichen Zeit herbringen mußte, schmerzt mich. Aber meine zertrümmerte Wirksamkeit, welche wahrscheinlich nie wiederkehrt, die Schule, die ich hier zu stiften im Begriff war und von der ich mir so viel versprach, plötzlich zerstört, vielleicht die ganze Universität, die sich so schön zu heben anfing, zersprengt — und dabei der bedenkliche Zustand des Vaterlandes, welches unter manchen Gebrechen soviel Köstliches aufbewahrt — Liebe, Du kannst Dir schwerlich denken, wie mich das ergreift, und wie ich mich doch auf der anderen Seite ruhig hinsetzen kann zu meinem Platon und zu theologischen Arbeiten, und manchmal recht tüchtig dabei sein, ohnerachtet der ewigen Sehnsucht nach meiner Kanzel und meinem Katheder. Nur manchmal ist es ein fieberhafter Zustand, und viele Tage sind

sehr schlecht. Der Gedanke, daß es vielleicht mein Schicksal sein könnte, lange Zeit nur für die Schriftstellerei und von ihr zu leben, schlägt mich sehr nieder. Hier halte ich das gewiß nicht lange aus, und darum möchte ich gerne fort, sobald das Schicksal der Universität mir nichts mehr zu hoffen übrig läßt. Zunächst zu Dir; aber ohne öffentliche Geschäfte könnte ich auch in Berlin nicht leben, sondern ich müßte weiter wandern nach Preußen oder nach Rügen, und das ist der schönste Traum, der mir für diesen Fall übrig bleibt. Unsere gänzliche Unwissenheit über die Lage der Dinge seit der Besitznahme von Potsdam und Berlin ist etwas Schauderhaftes und recht gemacht den Mut zu lähmen und die letzte Kraft auszusaugen. Wie ich oft nicht wußte, was Eleonore tat in kritischen Augenblicken, sondern nur lieben konnte und hoffen, so weiß ich auch jetzt nicht, was das Vaterland tut. Sollte das auch sich und mich so ganz verlassen, wie sie mich? Bisweilen denke ich, es kann noch alles gut werden, gut, herrlich und glorreich; aber es gehört Besonnenheit und Geschick dazu, und wird es an beidem nicht fehlen? Gestern hatte man Gerüchte von einer zweiten verloren gegangenen Schlacht, die viel zu bald und viel zu nahe wäre gewagt gewesen; ich hoffe, es ist ungegründet. Schreibe mir doch recht bald, wie es Dir ergangen ist und unseren Freunden. Ich hoffe, ihr habt gar nicht gelitten, und Teuerung und Not kann auch in Berlin kaum so groß sein als hier. Wir leben hier so armselig als möglich, eigentlich mehr als möglich. Denn durch den Mangel an Wein und die überwiegende vegetabilische Nahrung leidet meine Gesundheit, und alle meine alten Beschwerden kommen zurück. Holz ist hier gar nicht zu haben; wir brannten am letzten Span und haben zum Glück noch eine halbe Klafter von dem französischen Kommissair bekommen,

ohne Geld, durch Blanc, der jetzt hier als Dolmetscher wichtige Dienste leistet; sonst hätten wir ganz frieren müssen. Nanni ist in der neuen kombinierten Wirtschaft noch nicht recht zu Hause. Die Maßregel war aber notwendig; denn ich hatte nur etwas zusammengeliehenes Geld, Steffens aber gar nichts. Hätten wir geteilt, so wären wir beide schlechter gefahren; wir sparen doch Holz, Licht und gewiß noch einiges in der Wirtschaft.

An Henriette Herz

Halle, den 14. November 1806

Uebermorgen predige ich, Gott sei Dank, einmal wieder für Blanc, der bisweilen auch deutsch zu predigen hat. Alexander ist an dem Orte, wo noch etwas für das gesunkene Vaterland geschehen und woher vielleicht noch seine Rettung kommen kann. Seine jungen Brüder sind noch nicht zum Schlagen gewesen, ob auch Louis nicht, weiß ich nicht; wenigstens habe ich den Namen seines Regiments nirgends gefunden.

Ich hatte schon wieder, aber nur von weitem, eine Anfrage, nach Bremen zu kommen. Aber so lange noch ein Schatten von Hoffnung ist für das Bestehen der Universität auf dem bisherigen Fuß, lasse ich mich auf nichts anderes ein. Und ungerner als je würde ich mich jetzt von dem Könige trennen, dem ich eine recht herzliche Sehnsucht habe ein tröstliches ermunterndes Wort zu sagen, in dem Unglück, das wahrlich nicht durch seine Sünden über ihn und uns gekommen ist. Von den Berlinern sagen hier die Franzosen selbst, daß sie ihnen auf eine recht verächtliche Weise schmeicheln. Ich wünsche mehr als ich hoffe, daß es nicht wahr sein möge.

An Henriette Herz

Halle, den 21. November 1806

Nun muß ich doch wenigstens am späten Abend ein paar Worte mit Dir plaudern. Was für zwei Geburtstage habe ich da gehabt! An dem einen hatte ich kurz vorher von der einen Seite alles verloren und nun von der anderen! Damals hielt ich mich an meinen Beruf und hatte an ihm eine Ursache und ein Werk des Lebens, nun ist mir auch dieser zerstört: woran soll ich mich nun halten? Zwar ist er nicht so unwiederbringlich verloren wie Eleonore; aber es ist doch Torheit, zu hoffen, daß er wieder aufblühen wird, und wenn es nicht mein eifrigster, sondern nur mein zweiter Wunsch ist, daß es möglich sein möchte in der gemeinsamen Sache den Tod zu finden, so kommt das von einer Anhänglichkeit an die alten Vorsätze und Entwürfe, die ich meistenteils selbst kindisch finde. Doch überrascht mich vielleicht auch bald die Erfüllung jenes Wunsches. Denn wenn das Glück nicht umschlägt, so wird er gewiß bald wüten gegen den verhaßten Protestantismus, und dann wird es vor vielen Anderen mein Beruf sein, hervorzutreten. Niemand kann wissen, was ihm bestimmt ist in dieser Zeit! es kann noch wieder Märtyrer geben, wissenschaftliche und religiöse.

Einen eigenen Haß muß Napoleon auf Halle haben. Ob er ihn erst hier bekommen hat oder früher hatte, weiß ich nicht; mir ist aber das Erste wahrscheinlicher. Die neue Philosophie hat gewiß keine Schuld daran; denn die ist öffentlich noch so gut als gar nicht von Halle ausgegangen, eher der Freiheitsgeist und das Lautsein der öffentlichen Meinung, wofür Halle immer bekannt war. Auch sind Spione genug hier gewesen seit mehreren Monaten, die ihm haben

verraten können, wie man gesinnt ist. Nun sagt man, daß die Leipziger Deputierten seinen Haß noch auf eine schändliche Weise gestärkt und vermehrt haben. Man muß solche Niederträchtigkeiten aber freilich nicht eher glauben, als sie bewiesen sind.

Wenn nur ein guter Geist unseres Königs Entschlüsse lenkt, daß er sich an alles nicht kehrt und keinen schimpflichen Frieden macht, sondern fest an Rußland hält, das ist das Einzige, woraus uns noch bessere Zeiten hervorgehen können; auch habe ich das ziemlich feste Vertrauen, daß er nicht anders handeln wird.

Das Briefschreiben wird mir jetzt ordentlich schwer, ich begreife nicht warum. Willich kann wohl seine Frau nach Rügen schicken, aber er selbst darf doch im Falle einer Belagerung von Stralsund nicht seinen Posten verlassen. Ist Stralsund eingenommen, dann ist freilich Rügen auch hin. Die Zuchtrute muß nun schon über alles gehen, was deutsch ist; nur unter dieser Bedingung kann hernach etwas recht tüchtig Schönes daraus entstehen. Wohl denen, die es erleben; die aber sterben, daß sie im Glauben sterben.

Ist es denn wahr, daß alle Statuen und alle Kunstsachen und alles persönliche Eigentum Friedrich des Großen fortgeschleppt wird? Tausend Grüße an alle Freunde und auch an die Dohnas; ich freue mich, daß Fritz so brav getan hat. Wenn alle so gewesen wären! Adieu, liebe Jette.

An Willich

Halle, den 1. Dezember 1806

Schon vor einigen Tagen, lieber Freund, hatte ich von unsrer Freundin in Berlin die tröstliche Nachricht, daß sie

Briefe von Euch habe und nun kommt Dein kleines Briefchen selbst. Wohl Euch, Ihr Lieben, daß Ihr für jetzt noch nicht unmittelbar mit verwickelt seid in den großen Kampf und die Gräuel, die ihn begleiten. Rechnet es für gewonnene Zeit und genießt sie fröhlich, aber seid auch gefaßt; denn wenn nicht eine schimpfliche Knechtschaft das ganze Schauspiel endigen und eine Barbarei, die viele Generationen hindurch währt, anheben soll, so müßt Ihr doch mit hinein verwickelt werden. Ich habe oft mit Liebe daran gedacht, wenn meine Untätigkeit länger dauern sollte, so lange zu Euch zu kommen; allein wenn auch jene Aussichten nicht wären, so müßte ich doch darauf Verzicht tun, weil es unüberwindliche Schwierigkeiten haben würde, mich mit allen Hilfsmitteln, deren ich zu meinen Arbeiten bedarf, zu Euch zu verpflanzen.

Ihr wißt, daß Napoleon unsere Studenten vertrieben hat. Von der Ursache wissen wir noch immer nichts Gewisses. Sie hatten ein paar Tage vor dem Einzuge der Franzosen, als frische Siegesnachrichten kamen, dem Könige ein Vivat und ihm ein Pereat gebracht; ja sie sollen das während seines Hierseins, als die Truppen auf dem Markte vive l'Empereur riefen, wiederholt haben, was freilich toll genug wäre. Es war hier ein Aufruf erschienen, zum Besten der Armee allerlei zu veranstalten, in welchem harte Ausdrücke gegen die Franzosen standen, und dieser war von der Universität mit unterzeichnet. Alles dies mag zusammen gewirkt haben.

Ich habe einen Antrag von Bremen aufs neue. Allein ich bin entschlossen ihn auszuschlagen, weil ich Halle, so lange noch Hoffnung zu seiner Erhaltung ist, treu bleiben will. Müßte der König einen unglücklichen Frieden machen und behielte Halle, bei einer bedeutenden Verminderung seines übrigen Gebietes, so würde ohnedies mancher lieber gehen

als bleiben, und ich will dieſes ſchlechte Beiſpiel nicht geben. Zieht ſich aber der Krieg in die Länge, wie ich hoffen möchte, ſo würde ich lieber ſuchen interimiſtiſch anderswo in Preußen angeſtellt zu werden, um nur gleich wieder hier zu ſein. Denn mehr als je ſcheint mir jetzt der Einfluß höchſt wichtig, den ein akademiſcher Lehrer auf die Geſinnung der Jugend haben kann. Wir müſſen eine Saat ſäen, die vielleicht erſt ſpät aufgehen wird, aber die nur um deſto ſorgfältiger will behandelt und gepflegt ſein. Lieber Freund, wenn ich Dir beſchreiben ſollte, wie zerriſſen mein Herz iſt, wenn ich an den Verluſt meines Katheders und meiner Kanzel denke und wenn es mir doch bisweilen einfällt, das alles könne ganz zerſtört ſein — das kannſt Du Dir kaum denken. Sehe ich weiter ins Große, ſo bin ich wieder ruhig. Die Verfaſſung von Deutſchland war ein unhaltbares Ding; in der preußiſchen Monarchie war auch viel zuſammengeflicktes, unhaltbares Weſen; das iſt verſchwunden; ob und wie der Kern ſich retten wird, das muß erſt über ſeine Güte entſcheiden. Ich bin gewiß, daß Deutſchland, der Kern von Europa, in einer ſchönen Geſtalt wieder ſich bilden wird; wann aber — und ob nicht erſt noch nach weit härteren Trübſalen und nach einer langen Zeit ſchweren Druckes, das weiß Gott. Ich fürchte nichts als nur bisweilen einen ſchmählichen Frieden, der einen Schein — und nur einen Schein — von Nationalexiſtenz und Freiheit übrig läßt. Aber auch darüber bin ich ruhig; denn wenn ſich die Nation dieſen gefallen läßt, ſo iſt ſie zu dem Beſſeren noch nicht reif, und die härteren Züchtigungen, unter denen ſie reifen ſoll, werden dann nicht lange ausbleiben. So iſt es, lieber Freund: über das Perſönliche als das Kleinſte, über das Nationale als das Größte, bin ich ganz ruhig, ſo ſchlecht es auch um beide ausſieht — aber was in der Mitte liegt,

die Art, wie der Einzelne auf das Ganze wirken kann, die ganze wiſſenſchaftliche und kirchliche Organiſation, erfüllt mich mit Sorgen. Auch die letzte! Denn Napoleon haßt den Proteſtantismus, wie er die Spekulation haßt; meine Weisſagung in den Reden iſt, glaube ich, nicht falſch. Wenn das kommt, Freund, dann laß uns nur auf unſern Poſten ſtehen und nichts ſcheuen. Ich wollte, ich hätte Weib und Kind, damit ich Keinem nachſtehen dürfte für dieſen Fall. Zweimal habe ich gepredigt in dieſer Zeit, vor zwölf Tagen und heute — beide Male, wie Du denken kannſt, über die Zeit und ihre Zeichen, nach meiner Art und ohne alle Scheu. Ich wollt, ich könnt es öfter, aber ich habe ſelten Gelegenheit. In meiner akademiſchen Kirche habe ich nur vier- oder fünf Mal gepredigt, dann kamen die Ferien und ſeitdem iſt ſie zerſtört. Von dem Gefecht bei Halle habe ich den erſten Akt, wo die Preußen lediglich aus Schuld ihres Anführers eine herrliche Poſition ſehr ſchlecht verteidigten und ſehr ſchnell verließen, mit angeſehen. Nach dem zweiten wurde ich etwas geplündert, aber das war nur Spaß.

Wenn Stralſund ſollte belagert werden, ſo ſchickſt Du wohl Weib und Kind nach Rügen. Ich hoffe, Ihr werdet Euch beſſer halten als Magdeburg und Küſtrin.

An Charlotte v. Kathen

Halle, den 1. Dezember 1806

Sie mögen wohl auch ſonſt manche Angſt um mich gehabt haben, da das Gerücht alles vergrößert und man ſich nach einem Gefecht in einer Stadt ſo viel Gräuel denkt, von denen doch hier nur wenige begangen ſind.

Kathen hat einen Bruder verloren, wie mir Ehrenfried schreibt. Nun, er ist den Tod seines Berufs gestorben in einem freilich nicht nur unglücklichen, sondern ungeschickt geführten Kampf, wo man das Blut vieler Tausende von den Händen einiger Unverständigen fordern kann, aber doch in einem Kampfe, der eine große Sache gilt, nicht einen gemeinen Fürstenzank, und wo jeder ein teures und heiliges Opfer ist. Was macht Ihr braver Freund Moritz? Hat man ihm nicht etwa geraten, über die See zu reisen? Denn unter die Schriftsteller, die in Gnaden stehn bei dem Mächtigen, gehört er wohl nicht. Könnte man das von jedem Deutschen sagen, so wäre es leicht, ihn zu Tode zu ärgern; denn eine freie Rede ist für ihn das schärfste Gift. Schreiben Sie mir doch bald etwas von Sich und Ihrem stillen, Gott gebe, noch lange friedlichen Hause.

An Henriette Herz

Halle, den 6. Dezember 1806

In einigen Tagen erwarte ich mit Gewißheit die Nachricht von einer Schlacht. Ist sie günstig für uns, so kann sie immer noch nicht viel entscheiden, weil er schon zu viele feste Punkte hat. Du weißt doch, daß des Königs Hauptquartier ganz nahe bei Dohnas ist. Die Strenge gegen die Offiziere rührt gewiß daher, daß sich keine zu seiner neuen Legion gemeldet haben. Uebrigens bist Du sehr gutmütig, den Teufel ein verwöhntes Kind zu nennen, und an der Zerstörung einer Universität kann ihm bei seinen Projekten schon genug liegen, wenn er auch nicht so tückisch rachgierig wäre. Daß man bei ihm nicht um Gnade bettelt, ist mir sehr lieb.

An Henriette Herz

Halle, den 2. Februar 1807

Die Schicksale der Menschen, liebe Jette, mußt Du etwas im Großen ansehen. Dann wirst Du in der jetzigen Zeit nichts anders finden, als was uns die Geschichte überall darbietet, daß auf Erschlaffung Zerstörung und sterbender Kampf folgt, währenddessen, wenn auch nur eine Schlechtigkeit gegen die andre streitet, die bildenden Kräfte des Guten und die Tüchtigkeit des menschlichen Geistes sich entwickeln. In der Geschichte waltet überall derselbe Genius der Menschheit. Die unsichtbare Hand der Vorsehung und das Tun der Menschen selbst ist eins und dasselbe. Sieht man zu sehr auf das Einzelne, so wird man schwindlig wegen der Kleinheit der Gegenstände. Kannst Du Dich aber dessen doch nicht enthalten, wie es die Weiber selten können, so fasse es nur fest und Du wirst sehen, daß gerade hier der Unterschied weit geringer ist, als er scheint, wenn man das Kleine mit dem Großen verwechselt. Was kann der Misere wohl Großes begegnen? Es ist wenig Unterschied in ihrem Schmerz und in ihren Freuden gegen sonst. Ja, nicht nur von der Misere gilt das, sondern von jedem Menschen. Mündlich wollte ich Dir das besser demonstrieren. Du kannst aber die Grundzüge davon in einer von meinen Predigten finden: von der Gerechtigkeit Gottes. Dieser Maßstab ist allgemein für alle Zeiten.

Von Henriette v. Willich

Sagard, den 13. März 1807

Lieber, lieber Schleier! mein geliebter Freund! mein Vater! — o mein Gott, mein Gott! wie soll ich es Dir aussprechen und wie sollst Du es hören! Schleier, ich bin nicht mehr die glückliche Jette, deren heiliges Glück Du im Herzen trugst und woran Du Dich so innig freutest. Mein lieber Schleier, mache Dich gefaßt, das Bitterste zu hören — die glückliche Jette ist jetzt eine arme, betrübte, einsam weinende Jette — o mein Schleier, so sei es denn mit einem Male ausgesprochen, das entsetzliche Wort — mein Ehrenfried, mein innig, zärtlich geliebter Ehrenfried ist nicht mehr bei mir — er lebt in einer andren Welt — o Schleier, kannst Du es fassen? kannst Du begreifen, daß ich es überlebt habe? Ich selbst kann es nicht begreifen, und nicht die Fassung, mit der ich es getragen habe und tragen werde.

Welche Sehnsucht habe ich, Dir mein ganzes Herz zu zeigen. — Ja Schleier, Du hast wohl Ursache, über mich zu weinen, aber Du kannst Dich doch wieder beruhigen — Gott steht mir mächtig bei — ich verzage und verzweifle nicht — ich lebe ganz noch in dem Gefühl *seiner* und *meiner* Liebe — ich trage ihn immer im Herzen — ich liebe ihn mit der ganzen Kraft und Sehnsucht, deren meine Seele fähig ist — o Schleier, ich habe mitten in meinem Schmerz noch selige Augenblicke, wenn ich so recht lebendig fühle, wie wir uns liebten und diese Liebe ja ewig ist und sie Gott unmöglich zerstören kann, da ja Gott selbst die Liebe ist. Schleier, ich trage dies Leben, so lange die Natur es will, denn ich habe noch zu wirken für seine und meine Kinder — aber o Gott, mit welcher Sehnsucht, mit welcher Ahndung einer unaus-

sprechlichen Seligkeit schaue ich hinüber in jene Welt, wo er lebt. Welche Wonne für mich zu sterben — Schleier, werde ich ihn nicht wiederfinden? o mein Gott, ich bitte Dich bei allem, was Dir lieb und heilig ist, wenn Du kannst, so gib mir die Gewißheit, daß ich ihn wiederfinde und wiedererkenne. Sag mir Deinen innersten Glauben darüber, lieber Schleier, ach, ich bin vernichtet, wenn dieser Glaube sinket. — Dafür lebe ich, dafür trage ich mit Ergebung und Ruhe — das ist meine einzige Aussicht, die allein Licht auf mein dunkles Leben wirft — ihn wiederzufinden, wieder für ihn zu leben, ihn wieder zu beglücken. — O Gott, es ist nicht möglich, es kann nicht zerstört sein, es ist nur unterbrochen. Ich kann niemals wieder glücklich sein ohne ihn — o Schleier, sprich meinem armen Herzen zu. — Sage mir, was Du glaubst. Ach sollte auch er sich wohl sehnen, sich meiner erinnern können? vielleicht gar unsichtbar mich oft umschweben? — O wie wird das arme Herz von Hoffnung und Ahndung — und Zweifel hin und her gezogen! Doch nein, die Zweifel gehen nicht viel weiter als in Gedanken — das fühle ich als ewigen Trost, der mir nicht schwindet, unsre Liebe war die göttliche, der Tod kann sie nicht vernichten.

O mein Schleier, wie sehne ich mich nach Dir. Du wirst mir Trost und Stütze sein, ich fühle ein so inniges Vertrauen zu Dir, ich werde Dir alles sagen, was in dieser traurigen Zeit in mir gewesen ist. O Schleier, wie wirst auch Du trauern um den treuen geliebten Freund — ach, wie war ich so glücklich! mit welcher Freude sahe ich an seiner Seite dem neuen Mutterglücke entgegen — nun werde ich viel Tränen über des Säuglings Wiege weinen.

Nur acht Tage war mein Ehrenfried am Nervenfieber krank — ach ich hoffte immer, ich hielt es für unmöglich, ich habe

ihn mit der zärtlichſten Liebe gepflegt — und er war mir immer ſo mild und freundlich und liebevoll — ach die letzten Tage war die Krankheit ſo heftig, daß er kein Bewußtſein mehr hatte — o bittere Erinnerung! und dennoch mit Süßigkeit vermiſcht! wie brach durch die Phantaſien ſeine Liebe zu mir immer hindurch — mit ſüßen Namen hat er mich noch genannt, als ſchon ſein Geiſt gänzlich durch Krankheit umdunkelt ward — das letzte Wort, das er mir geſagt hat, war, als ich ihn fragte, ob er ſeine Jette nicht mehr kenne: „ja Jette, meine ſüße Braut.“ O Schleier, wie bedeutend und wie wahr! ſeine Braut, das bin ich — o ich will es erreichen, daß ich wert werde, wieder ganz mit ihm verbunden, ganz ſein zu ſein.

Weißt Du, wann der Schmerz mich zu bitter ergreift? wenn ich denke, künftig wird nichts mehr gelten von dem Alten — wer ſeiner am würdigſten iſt, wird ihm am nächſten ſein — o viele ſind mehr als ich von denen, die ihn lieben — und wenn ich denke, ſeine Seele iſt aufgelöſet, ganz verſchmolzen in dem großen All — das Alte wird nicht wiedererkannt — es iſt ganz vorbei — o Schleier, dies kann ich nicht aushalten — o ſprich mir zu, Lieber, Lieber.

Lebe wohl, Schleier, ich habe Dir ſo viel zu ſagen und doch vielleicht nun lange nicht wieder. Du wirſt doch aus dieſem wiſſen, wie es in mir iſt — ich leide viel, aber nie weicht die innere Ruhe und die äußere Faſſung ganz.

An Henriette v. Willich

Halle, den 25. März 1807

Mein armes, liebes Kind, könnte ich nur Dich Weinende an mein Herz drücken! ich weine ſelbſt bittere, heiße Tränen,

wir wollten sie vermischen. O so ein schönes Glück zerstört sehn, Du weißt, wie mein Herz daran hing. Doch Du gibst mir so ein schönes Beispiel. Dein Schmerz ist so rein und heilig, er hat nichts, was Dein Vater weg wünschen könnte; laß uns diesen Schmerz unter die schönsten Güter unsers Lebens zählen und ihn lieben, wie wir den Verstorbenen lieben und uns der ewigen und heiligen Ordnung Gottes still und wehmütig fügen. Aber Du kommst zu mir und ich soll Deine Zweifel, wie Du sagst, zerstreuen. Es sind aber nur die Bilder der schmerzlich gebärenden Phantasie, welche Du befestigt wünschest. Liebe Jette, was kann ich Dir sagen? Gewißheit ist uns über dieses Leben hinaus nicht gegeben, verstehe mich recht, ich meine keine Gewißheit für die Phantasie, die alles in bestimmten Bildern vor sich sehn will, aber sonst ist es die größte Gewißheit, und es wäre nichts gewiß, wenn es das nicht wäre, daß es keinen Tod gibt, keinen Untergang für den Geist. Das persönliche Leben ist ja aber nicht das Wesen des Geistes, es ist nur eine Erscheinung. Wie sich diese wiederholt, das wissen wir nicht, wir können nichts darüber erkennen, sondern nur dichten. Aber laß in Deinem heiligen Schmerz Deine liebende fromme Phantasie dichten nach allen Seiten hin und wehre ihr nicht. Sie ist ja fromm, sie kann ja nichts wünschen, was gegen die ewige Ordnung Gottes wäre, und so wird ja alles wahr sein, was sie dichtet, wenn Du sie nur ruhig gewähren läßt. Und so kann ich Dich versichern, daß Deine Liebe ewig immer alles haben wird, was sie wünscht. Du kannst doch jetzt nicht wünschen, daß Ehrenfried — o Gott, der teure Name, wie wird mir, da ich ihn zuerst niederschreibe — Du kannst doch nicht wünschen, daß er wiederkehrte in dieses Leben zurück, weil es der ewigen Ordnung zuwider wäre, die jeder mehr

liebt, als irgend einen einzelnen Wunsch. Sondern für dieses Leben begehrt Deine Liebe nur, ihn im Herzen zu tragen, unauslöschlich sein Andenken, sein Bild, als das lebendigste und heiligste um Dich zu haben, und in Dir ihn wieder zu erwecken und neu zu beleben in Euren süßen Kindern, damit genügt Dir. Für die Zukunft weißt Du nun nicht, womit Dir genügen kann oder soll, weil Du die dortige Ordnung nicht kennst. Wenn Du aber darin sein wirst, wirst Du sie kennen, und dann ebensowenig etwas begehren, was ihr zuwider wäre und ebenso sicher selige volle Genüge haben.

Wenn Dir Deine Phantasie ein Verschmolzensein in das große All zeigt, liebes Kind, so laß Dich dabei keinen bitteren herben Schmerz ergreifen. Denke es Dir nur nicht tot, sondern lebendig und als das höchste Leben. Es ist ja das, wonach wir in diesem Leben alle trachten und es nur nie erreichen, allein in dem Ganzen zu leben und den Schein, als ob wir etwas Besonderes wären und sein könnten, von uns zu tun. Wenn er nun in Gott lebt, und Du ihn ewig in Gott liebst, wie Du Gott in ihm erkanntest und liebtest, kannst Du Dir denn etwas Herrlicheres und Schöneres denken? Ist es nicht das höchste Ziel der Liebe, wogegen Alles, was nur an dem persönlichen Leben hängt und nur aus ihm hervorgeht, nichts ist? Wenn Du Dir aber neue Erscheinungen denkst, wie diese des jetzigen Lebens, und Du meinst, Du könntest fern sein von Deinem Geliebten und Andere ihm näher, liebe Tochter, das ist nichts, das ist ein Gespenst, das Du meiden mußt. Die Liebe ist ja die anziehende Kraft der Geister, ihr großes ewiges Naturgesetz. Liebt ihn denn Jemand mehr als Du? oder er einen Andern mehr als Dich? Seid Ihr nicht die zusammengehörenden Hälften? O so gewiß meine heilige Freude an Eurer Ehe

eines der liebsten Gefühle meines Herzens ist, Ihr seid es und es wird ewig nichts zwischen Euch treten können.

Uebermorgen ist der Todestag Christi; ich werde predigen über den Spruch: „Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein, wo es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte." — Ich werde davon reden, wie der Tod erst jede Liebe heiligt, wie mit dem Tode erst die schönsten Wirkungen des Menschen angehn, und wie das von uns allen ebenso gilt, wie von Christo. Liebe Jette, ich werde voll sein von unserm teuren Entschlafenen und von Dir, ich werde mit wehmütig bewegtem Herzen reden. Ich werde den Bund heiliger treuer Bruderliebe mit ihm erneuern, ich werde mich selbst trösten: könnt ich es Dir doch auch tun! Das Evangelium hat auch einen treuen Verkündiger verloren, einen Prediger voll Wahrheit und Eifer, eine Seele ohne Falsch, die eben durch ihre Wahrheit und Treue noch viel Schönes gewirkt hätte. Laß uns das über unsern Verlust nicht vergessen und auch darüber weinen.

Liebe Tochter, Du bist jetzt wohl schon wieder Mutter geworden. O laß es mich doch bald wissen. Wohl wirst Du Tränen weinen über dem Säugling. Du wirst einen Knaben geboren haben, so ahnet mirs, o pflege seinen Geist in ihm, und Gott segne Dich, daß er unter Deinen Händen zu dem gedeihe, was die Welt verloren hat. O liebe Jette, könnte ich doch in jedem Sinn Dein Vater sein, könnt ich Dich doch recht väterlich pflegen und stärken in Deinem Schmerz, ich würde es, ohne Dir den meinigen zu verhehlen, aber versuche doch alle Schwierigkeiten zu überwinden und mir fleißig zu schreiben. Es tröstet mich, Dich in Sagard zu wissen, in dem Hause Eurer bräutlichen Freuden, und ich segne den treuen liebreichen Bruder dafür. Ja, seine Braut bist Du wieder; die Liebe ist wieder in den

Stand schöner Sehnsucht zurückgekehrt, und ein ewiger Kranz schmückt Dich. So nannte ich Dich zuerst meine Tochter, so sollst Du es mir bleiben.

Von Henriette

April 1807

Mein geliebter Vater, ich danke Dir so innig für Deine Worte — o ich hatte eine unaussprechliche Sehnsucht nach Deinen ersten Worten — als würde Ehrenfried noch einmal tröstend zu mir reden, so war mir. — Du hast mich recht väterlich erquickt — Du mußt mein Vater sein in dem größten Sinn — Du kannst es ganz — ich gebe Dir meine ganze kindliche Liebe aus innerem Herzensdrange — ich lehne mich ganz auf Dich. Du wirst Dein armes Kind halten und tragen, Du wirst in den bangen, bangen Stunden, wenn der bittre Gram zu schmerzlich mich faßt, wenn der Mut und die Kraft sinken, mich nicht lassen. — O mein Vater — es ist zu viel — leben und leben ohne meinen Ehrenfried — es ist der schrecklichste Widerspruch.

Ich habe nun die Schmerzensstunden überstanden — ein gesundes Kind in meinen Armen — o mein Gott, welche Empfindungen haben mein Inneres durchströmt!

Die armen, kleinen, lieben Kinder! ach was kann ich Arme mit all meiner Liebe für sie sein — ach aus ihm schöpfte ich ja Alles — er war mein Licht, meine Sonne!

Ich hatte heimlich in mir den Gedanken fast bis zur Hoffnung oder Ahndung werden lassen, daß ich sterben könne — ach ich soll leben! — Ich kann nicht mehr schreiben — o liebe mich und sage mir bald wieder freundliche Worte. Der

größte Troſt kommt über mich, wenn Du liebend mit mir weinſt.

An Henriette

Halle, den 13. April 1807

Meinen Brief, der mit derſelben Gelegenheit abging, mit der ich den Deinigen erhielt, wirſt Du hoffentlich bekommen haben, meine liebe herrliche Tochter. Und ich habe nun durch Lottens Brief die ſchöne Gewißheit, daß ich Dir richtig geweisſagt habe. Du haſt einen Knaben geboren! Am Auferſtehungsfeſt iſt Dir das neue Leben geſchenkt worden, der neue verjüngte Ehrenfried. Du wirſt ihn auch ſo nennen, mit dem ernſten feierlichen Namen; er iſt Dein Friede und er wird auch Deine Ehre ſein. O könnt ich den ſüßen Säugling umarmen, mit Dir zugleich, meine Tochter, mit Deinem Jettchen, den Sohn der Schmerzen mit der Tochter der Freude. Könnte ich einſt helfen den Knaben erziehn und bilden, und ihn männlich lehren und ihm zeigen, wie ſein Vater geweſen iſt, wie Du es ihm weiblich tun wirſt.

O, welche bitterſüße Freude habe ich an Dir, an Deiner ſchönen Trauer, an Deinem unvergänglichen Schmerz, an allem Herrlichen, was ich von Dir höre und nicht erſt zu hören brauchte, um es von Dir zu wiſſen. Ich kenne Dich ja und Deine Liebe, die viel zu innig war und zu rein für einen minder frommen und ſchönen Ausbruch des Schmerzes. Ich habe Tränen geweint, der Wehmut und der Dankbarkeit zugleich, über Dich, und mich gefreut, daß Du meine Tochter biſt und mich recht wieder erkannt in Deinem Schmerz; denn ich fühle, daß ich auch ſo tragen würde, in mir und äußer-

lich, wenn ich durch ein solches Leiden könnte geprüft werden. Liebe Tochter, sei mir aufs neue gesegnet, Du Trauernde! Ohne daß Dein Schmerz jemals verginge, wirst Du zu herrlichen Freuden aufleben, in Deinen Kindern. Der Sohn, die schöne Ostergabe, wird Dir den Verklärten darstellen; Du wirst sein Bild in ihm gestalten und immer schöner herauslocken, und so wird es denn Dein Witwenstand sein, dasselbe mütterlich zu pflegen und zu schützen, was Du bräutlich liebst und heilig hältst. Kurz oder lang, das tut so wenig in der Welt, Du hast das Herrliche besessen und besitzest es noch, und darum bist Du mir immer eine glückliche Tochter mitten in der Trauer.

Als Du den holden Knaben so glücklich ans Licht brachtest, schickte ich mich wohl eben an zur Kirche zu gehen; ich weiß noch, daß ich Deiner gedachte. Ich redete von dem verklärten Leben Christi auf Erden. Möge das schöne, freie, himmlische Dasein, was ich schilderte, das Los des holden Kindes sein, so wie Dein Leben und Deine Liebe jetzt wahrhaft verklärt sind, über alles Irdische erhoben.

Von Henriette

Den 28. April 1807

Wie wohl tun mir Deine herzlichen Worte! Wie erquickt mich Deine Liebe und Deine Zufriedenheit mit mir! Doch bitte ich Dich sehr, laß Dir mein Bild nicht in zu schönem Lichte vorschweben, das kann mich ängstigen.

Rein und innig war meine Liebe für Ehrenfried, — so ist auch meine Trauer, und lebendig das Streben in mir, auch jetzt das zu werden, wozu das süße Leben mit ihm mich ge-

bildet haben würde — auch jetzt, da er nicht mehr bei mir ist, aber in mir fortlebt und mich fortbildet. Aber glaube mir, daß ich dennoch sehr schwach bin — lobe mich ja nicht um der Stärke und Ruhe willen, womit ich Ehrenfrieds Verlust getragen habe. Sie wäre ja nur lobenswert, wenn ich sie schwer errungen und erkämpft hätte. So ist es aber nicht — ich bin gewesen, wie ich nicht anders sein konnte, nach meiner Natur. Wie der Schmerz sich mir gegeben, so habe ich ihn getragen, und konnte es so mit Ruhe. Ich würde mich sehr peinigen mit dem Gedanken, daß mein Schmerz um den herrlichen, geliebten Mann nicht lebendig genug sei, wenn ich nicht so lebendig immer die unaussprechlichste Liebe, die innigste, unzertrennliche Vereinigung mit ihm fühlte, die Unvergänglichkeit dieser Trauer, die nun mit meinem ganzen Wesen verwebt ist. Ich habe auch Stunden gehabt, in denen ich den tiefsten menschlichen Schmerz kennen gelernt; doch kehrte ich auch aus ihnen immer mit der Gewißheit zurück, daß Ehrenfried mich nie verlassen könne, mit Mut, ein freudenleeres Leben zu tragen, mit seliger Hoffnung, einst in Gott wieder zu finden, was Gott genommen hat.

O mein lieber Vater, wenn es immer bei mir aushielte im gewöhnlichen Leben, was ich in Stunden der Begeisterung erkenne und mir auch für mich erreichbar scheint — dann wäre ich, wie Du mich glaubst und liebst — aber ach, das Gute und Schöne, was ich im Sinne trage und liebe, bin und lebe ich doch nur so selten — nicht, daß der gute Wille fehlte, sondern aus Mangel an innerer Kraft, an Regsamkeit des Gefühls. Schon frühe habe ich diese meine Beschränktheit schmerzlich gefühlt und so auch jetzt, nun, da ich nach dem Höchsten streben muß, wenn ich nicht Alles verlieren soll.

O wie war es sonst, da ich glücklich war, so leicht gut zu

sein, ich hatte ja nichts Schöneres zu tun, als ihn zu lieben, und durch und mit ihm froh das Leben zu genießen. Ach, es war doch auch gar zu kurz, das süße Glück! So jung, so frisch noch allen Freuden abgestorben, ich bin doch recht bejammernswert! Und doch, wie gerne wollte ich alle Freuden missen, wenn ich ihn nur behalten hätte, wie habe ich mir immer Kraft gefühlt, alle menschlichen Leiden an seiner Seite ruhig zu tragen, wie mutig sah ich den Schrecken des Krieges entgegen! — Oft sagte Ehrenfried im Scherz zu mir, ich wünsche wohl, daß die Feinde kämen, um eine Probe meiner Unerschrockenheit ablegen zu können. Sie kamen nicht — viel etwas Schrecklicheres sollte mich treffen.

Von meinen süßen Kindern muß ich Dir doch auch einmal etwas sagen. Wie unsäglich ich sie liebe, das weißt Du. Ach, es hat wohl Augenblicke gegeben, wo ich mit einer Art von Unwillen und Schmerz auf ihr Dasein hinsah, weil mir war, als hinderten sie mich, dem Geliebten gleich zu folgen. Nachher habe ich es tief und immer tiefer empfunden, wie sich Gottes Gnade mir durch sie verkündet. Gott, was wäre ich jetzt ohne sie! Die süßen Kinder! Gott sei Dank, daß ich ihnen mein Leben weihen kann. Gott gebe mir Kraft, die zarten Pflanzen zu bewahren und durch rechte Pflege ihnen zur schönen vollen Blüte zu helfen — die stets wache Sorge verläßt sie keinen Augenblick. Ach wie wenig kann ich tun, und wie wenig traue ich mir, und doch fühle ich, daß ich keinem Andern überlassen kann, was von Natur der Mutter vertraut ist — die erste Leitung der Kinder. Dir kann ich es wohl vertrauen, daß mich oft die Furcht peinigt, daß gute liebevolle Menschen unter den Meinigen sich berufen fühlen möchten, hierin etwas einzugreifen, weil sie der so jungen Mutter nicht Reife genug zutrauen möchten. Doch tue ich vielleicht

ſehr Unrecht hierin und will ſuchen, mich von dieſem Gedanken zu befreien. Wenn es wäre, geſchähe es immer nur aus reiner Liebe. O mein teurer Vater, ich brauche Dir nicht zu ſagen, wie erfreuend auch mir die Ausſicht wäre, wenn Du meinem Knaben einſt Vorbild und Muſter ſein könnteſt. Dunkel iſt die Zukunft, und ich kann nur wünſchen und hoffen — oft iſt mein Herz ſehr gepreßt — Gott wird mich nicht verlaſſen, das weiß ich.

Sehr tröſtlich wäre es mir, Dich bald einmal zu ſehen; doch iſt dies wohl ein ganz vergeblicher Wunſch. Mir iſt, als hätte ich Dir viel zu ſagen.

Die Kinder beſchäftigen mich den ganzen Tag, ſie ziehen mich ſo notwendig und unwiderſtehlich ins Leben hinein, und ich kann jetzt recht gut mit der kleinen Jette ſpielen und herumſpringen, und innerlich weinen und an Ehrenfried denken. Wenn ich ganz allein ſein kann mit Ehrenfrieds Briefen, erquicke und ſtärke ich mich in Gebet und Tränen. Ich habe ja nun gar keine andere Freude mehr, als an der Freude, dem Glück und dem Gedeihen der ſüßen Kinder — für mich ſelbſt iſt es ja auf immer geſchloſſen.

An Henriette.

Halle, den 8. Mai 1807

Wie mag es Dir doch gehen und Deinen Kleinen! ich kann nicht anders glauben, als daß Ihr geſund ſeid und daß das Lächeln Deines Säuglings und die ſchuldloſe ihres Verluſtes unkundige Heiterkeit Deines Erſtgebornen und die ſüße ſchmeichelnde Schönheit der Natur Deinen heiligen Schmerz immer mehr mit Ruhe durchdringen, ihm das Bittre, das

Dich doch gewiß noch oft befällt, nehmen und die Seligkeit, die darin liegt und die Du auch schon geschmeckt hast, erhöhn. Liebe, betrübte Tochter, Du bist doch ein seliges Weib! Denn über die Seligkeit solcher Liebe vermag auch der Tod nichts, das ist nur ein Schein, der Dir je länger je mehr verschwinden wird. Es wird Dir immer gewisser und immer lebendiger werden, wie Ehrenfried in Dir lebt und in Deinen Kindern, und wo Du sonst zu ihm aufsahst nach Erleuchtung, da wird er Dich noch erleuchten und jede Einsicht, deren Du bedarfst, jede neue Kraft der Liebe in Dir, Du wirst immer fühlen, daß es von dem Seinigen ist, und darum zweifle auch nicht, daß Du genug sein und tun kannst, für seine und Deine Kinder, Du selbst mit Deinem Schatz von Liebe und Deinem klaren Verstande, der aus reinem Herzen kommt.

O könnte ich auch Deinen süßen Kindern etwas sein und werden, um das Vaterrecht, das Du mir so schön aufs neue über Dich gibst, auch über sie zu üben. Du weißt, wie gleichgültig mir das Leben wäre für mich; aber nun der teure Freund von uns geschieden, dem es, menschlichen Ansehens, so viel länger gebührt hätte als mir, hält es mich wieder fester. Ich habe eine geliebte Tochter, die sich nun so gern an ihren Vater lehnt und ihr Sohn und Erbe des teuren Namens kann sich freuen, wenn er beim Eintritt in die Welt einen treuen väterlichen Freund findet. Sieh, liebste Tochter, dazu laß uns leben, und lebe Du auch gern, das darf ich Dich bitten, wenn ich auch natürlich finde, daß Du gewünscht hast zu sterben. Gott segne Dich und tröste Dich und stärke Dich.

Von Henriette

Ohne Datum

Wie es mir geht, teurer Vater? Ja könnte ich Dir das recht sagen, wüßte ich doch selbst recht um mich — Schmerz und Ruhe erfüllen wechselnd meine Brust — Ruhe, wenn ich unter den Meinigen bin, oder in tätiger Wirksamkeit für die Kinder und mit ihnen, und dem Schmerz hingegeben bin ich, wenn mich Niemand sieht und Niemand hört. Dann brechen die verhaltenen und verstummten Klagen laut hervor — dann macht das gepreßte Herz sich Luft in Wimmern und Weinen. Ich weine nicht viel, nicht oft, aber wenn mir die Erquickung der Tränen kommt, dann sind es heiße Tränen, aus meiner innersten Tiefe — dann fühle ich, daß Gott sie sieht und daß sie nicht verloren sind. O mein lieber Vater, den schönen Trost, den Du mir zusprichst, den habe ich soeben wieder recht geschmeckt.

Ich komme aus der Kirche — könnte ich es nur einmal Dir enthüllen, wie mir ist, wenn ich mich so ganz Gott hingebe, wenn ich ganz in ihn versinke, wenn ich ohne Wunsch und ohne Klage, ganz gesättigt nur zerfließen möchte in dem Gesange, der ihn preiset — wenn jeder Gedanke aufhört, wenn heiliges Dunkel und Licht zugleich das Auge umgibt — und wenn ich dann Ehrenfried fühle, und es mir gewiß wird, daß Gott ihn mir in Ewigkeit nicht nehmen wird, daß unsre Liebe sein schönstes Gesetz ist, daß er in ihm wohnet und daß er auch mich immer näher und näher anzieht.

Wie köstlich, zu fühlen, daß man Gottes Kind ist, daß man frei geworden ist von der Welt, daß sie uns nun nichts mehr anhaben kann, nichts mehr geben, nichts mehr nehmen.

Ich habe heute auch viel an Dich gedacht und es recht

empfunden, wie wahr es ist, daß ich Deine Tochter bin — ich fühle es sehr oft, daß ich Dir ähnlich bin und es immer mehr werden werde.

Als ich zuerst nach meines kleinen Ehrenfrieds Geburt in der Kirche war, ging ich zugleich zum Abendmahl. O was für Augenblicke habe ich gekostet! Wie hat meine Seele gerungen und gefleht um das rechte, wahre Leben in Gott, um die wahrhafte Ruhe, die den lebendigen Schmerz zugleich in sich faßt, um Befreiung von der toten Ruhe, die nicht Ruhe, sondern Dumpfheit ist. In solchen Momenten ist mir dann, als könne ich alles erreichen, was sich meiner Seele gezeigt — und ich darf es Dir sagen, wie ich mein Inneres durchspähet, ich finde kein Begehren, kein Interesse mehr in mir, das sich zwischen mich und mein Ziel drängte und mich davon ableiten könnte. Aber ich habe von der Natur nicht die Erregbarkeit und das lebendige Gefühl erhalten, das ich an Andren erkenne und als eine Himmelsgabe schon in früher Jugend von Gott erfleht und mit Schmerz immer vermißt habe. Ich weiß, wenn ich es hätte, könnte ich viel erreichen — es würde in mir ein heiliges Feuer sein und die ewigen Saiten der Menschheit in mir höher stimmen und beleben.

Ehrenfried wollte mir niemals das Recht zu dieser Klage zugestehen — aber ich weiß es und will es Dir zeigen. Siehe, lieber Vater, wenn in Andren bei Veranlassungen ihr Gefühl zu einer Höhe in ihnen steigt, daß sie damit zu kämpfen haben, daß es ihr ganzes Wesen mit Heftigkeit durchdringt, so kenne ich solchen Kampf fast gar nicht. — Ich glaube, daß kein schönes Gefühl mir ganz fremd ist, aber mit dem Grade darf ich wahrlich oft unzufrieden sein. Selbst in dieser Zeit habe ich nur in wenigen Augenblicken einen so zerreißenden, zerstörenden, aller Besinnung beraubenden

Schmerz kennen gelernt — und dieses ist doch ein Unglück, wie es kein größeres gibt — doch wahrlich ein Unglück zum Tode. — — Mein geliebter Vater, ich möchte so gerne ganz von Dir gekannt sein!

Du sagst, daß Ehrenfried in mir und in den Kindern lebt. Ja, lieber Vater, das fühle ich auch. Ich fühle, daß er mir niemals versagt, bei mir zu sein, wenn ich recht voll lebendiger Sehnsucht zu ihm rufe; ich kann es nicht verkennen, daß er himmlischen Segen in mein Gemüt niedergesenkt hat. — Aber, o Gott, wie er gewiß doch noch ein anderes eigenes Leben hat außer diesem Leben in uns, so kann ich nicht anders, als mein Herz mit der seligen Hoffnung erfrischen, daß ich einst wieder näheren Teil an jenem Leben nehmen werde. Nur diese Hoffnung, dünkt mich, gibt Wahrheit und Kraft dem geistigen Fortleben mit ihm, so lange ich noch hier bin. — Es wäre mir sehr schmerzlich, wenn ich mir die schönen Verhältnisse der Menschen vergänglich denken sollte — dann wären sie ja nur untergeordnete Mittel. — Wie schön ist es mir dagegen, wenn ich sie mir fortgehend denke mit der höheren Vollendung des Menschen, immer herrlicher sich ausbildend und erweiternd, wie er selbst. Lieber Vater, ich bitte Dich, sage mir hierüber doch noch etwas. — Wie gerne wüßte ich auch etwas genauer, als ich es mir selbst zu sagen verstehe, wie das Geistige von dem Sinnlichen in uns geschieden ist, oder vielmehr das Unsterbliche von dem Vergänglichen. Mir ist, als ob mit dem Leben auch die Bilder des Lebens, die freilich durch eine geistige Kraft erkannt wurden, schwinden müssen — und dann wieder, als ob das Selbstbewußtsein notwendig bleiben müsse und dies nicht ohne Rückerinnerung möglich sei.

Wenn ich sehr verworren rede, so habe Geduld mit mir.

Gott sei Dank, daß Du mein Vater bist und daß ich keine Furcht vor Dir haben darf. Wenn Ehrenfried an mich und an die Kinder denken kann, dann weiß ich so bestimmt, wie er es tut — o wie rührt es mich, wenn ich mir dies vorstelle. — Welche unaussprechliche Sehnsucht habe ich heute Abend wieder nach dem Geliebten gehabt — es ist ein köstlicher Sommerabend — ein kleines Mädchen erzählte mir, ihre Mutter läge in der Erde auf dem Kirchhof — ich ging allein, um recht bitterlich zu weinen, daß er, der mir Alles war, auch da liegt — daß ich nun nichts mehr fröhlich genießen kann, keinen schönen Frühlingstag.

Von Henriette

Poseritz, den 12. Oktober 1807

Unser liebes Rügen seufzet unter schwerem Druck, und Niemand weiß, ob es bald enden wird.

Ach, daß die fremden Menschen wieder in ihre Heimat zögen, nach der sie sich auch so innig sehnen! Wenn ich gleich nichts in äußerer Hinsicht leide, so weißt Du wohl, wieviel dennoch jeder Einzelne in solcher Zeit leidet. Alle Bande sind zerrissen, alle erheiternde Gemeinschaft ist gehemmt. — Ich fühle oft eine unbeschreibliche Einsamkeit, nicht meine Geschwister, nicht meine Freunde kann ich sehen.

Die Natur trägt ihre Schöne zu Grabe — sie spricht nicht mehr erheiternd und fröhlich weissagend mir zu — der Geist der Liebe und der Freude weht nicht mehr aus ihr herüber — es ist trübe und dunkel um mich und in mir. — Die teuern Kinder sind meine einzige Erheiterung, meine einzige Beschäftigung. — — Zum Lesen und Schreiben komme ich sehr wenig.

Ich kann nicht leugnen, daß ich es bisweilen mit etwas Wehmut entbehre — auch glaube ich, daß ich es nicht ganz entbehren darf.

Ach mein teurer Vater, Du verstehst mich nicht falsch, Du nimmst nicht für Klage, was ich Dir nur sagen wollte, um Dir eine ganz richtige Idee von meinem Leben zu geben.— — Ich habe jetzt durchaus das Gefühl, als wenn ich allein Werkzeug für die teuern Kinder sei — sie zu warten und zu behüten — gar nicht, als ob ich selbst lebte, und in diesem Sinne habe ich auch mich selbst und mein Schicksal oft ganz vergessen — nur wenn ich zu mir selbst komme, erschrecke ich vor dem elenden leeren Leben, das mir geblieben ist. — — Es können Monate hingehen, ohne daß ich auch nur einmal einen kräftigen erhebenden Gedanken, eine tiefere überraschende Wahrheit aus dem Munde eines gebildeten Mannes hörte — ach und doch gibt es für mich keinen größeren Genuß, als, soviel es in meinen Kräften ist und sich für mich ziemt, nach Wahrheit und Klarheit zu streben.

An Henriette

Ohne Datum

Nun kann ich doch endlich einige Worte zu Dir, meine innig geliebte Tochter, reden, in der Ueberzeugung, daß sie sicher zu Dir gelangen werden. Diese Unsicherheit hat sie mir alle zurückgehalten und ich habe nur in der Stille und im Geist mit Dir gelebt. Du hast auch noch manches zurückgehalten, was Du mir bestimmt hattest; vielleicht wird nun — freilich nur auf die traurigste Art, und ich wünschte lieber, es geschähe nicht — jede Gemeinschaft frei, und dann

sollen sich auch unsere Worte recht fleißig begegnen, bis, wie ich hoffe, doch auch eine Zeit kommt, wo ich zu Dir eilen und mich an Dir und Deinen Kleinen schmerzlich süß erquicken kann.

Ich weiß nun nicht, wo ich anfangen soll, Dir, da mich die vorhandene Gelegenheit eilig treibt, alles zu sagen, was ich Dir sagen möchte. Nur zuerst, was mich am lebendigsten erfreut hat, daß Du immer mehr findest, wie wahr es ist, daß Du Dich meine Tochter nennst und wie Du Dich mir ähnlich fühlst. Ja, das ist auch wirklich so, mein liebes Kind, und es ist mir ein Trost und ein großes Gut in meinem einsamen Leben. Aber höre, auch darin, weshalb Du über Dich klagst, bist Du mir ähnlich, und weil ich mit mir selbst in Ordnung bin und mich ruhig anschaue, kann ich Dir auch keine Klage über Dich gestatten. Du mußt doch fühlen, daß das, worüber Du klagst, nicht etwa eine Verschuldung ist, eine Vernachlässigung Deiner Natur, sondern Deine Natur selbst. Und wie darfst Du nur über die klagen, da sie die unmittelbare Schöpfung Gottes ist, und eine Natur grade so gut sein muß als die andere? Was Dir an Andern größer und herrlicher dünkt, das ist eben ein Anderes, und Du siehst ja wohl, wie Deine Erscheinung ihnen auch etwas Herrliches darbietet, was sie in sich nicht finden. Dagegen streitest Du nun freilich demütig und sagst uns, Du habest es nicht errungen und mit Mühe, sondern von selbst. Aber liebes Kind, grade das Schönste hat man nicht anders. Was kann der Mensch tun, als daß er nur seine eigene Natur durch den Geist immer mehr reinigt und ausbildet? Gewalt braucht er nur dann, wenn er vorher sich hat Gewalt antun lassen durch irgend ein Verderben. Sonst ist das Werk der göttlichen Gnade in dem Menschen ein stilles ruhiges Werk, und je vollständiger es von statten geht,

um deſto natürlicher ſcheint es und iſt auch wirklich ſo. Nur die Tugend iſt ein Kampf, durch die man Fehler beſiegt; die, durch welche jeder ſeine eigentümliche Vollkommenheit im Sinne und Geiſte Gottes erweiſet, iſt nur ein ruhiges Handeln. Wie willſt Du nun klagen, daß Du wenig den zerreißenden Schmerz gefühlt haſt? Fühlſt Du nicht, grade Du, weil es Deine Natur iſt, mehr Göttliches und Schönes in der ſtillen Trauer, in der ſich der Geliebte Deines Herzens offenbart, den Du gewiß ſo in dem leidenſchaftlichen Schmerz nicht inne wirſt? Eine andere Vollkommenheit iſt die jener Gemüter, in denen Du den höheren Grad des Lebens und Erregtſeins bewunderſt, und eine andere die unſrige. Jene umfaſſen wohl in ihrem Daſein eine größere Mannigfaltigkeit deſſen, was in dem Menſchen vorkommen kann, und ſind inſofern reicher, aber ſie ſind auch abhängiger von dem, was ſie umgibt, verworrener, und auch alle unregelmäßigen Bewegungen treten ſtärker hervor. Du biſt mehr Dir ſelbſt gleich und eben darin ein unmittelbares Bild des Ewigen, Du beſitzeſt mehr Dich und biſt mehr ungeſtört Eins mit all Deinen Verhältniſſen, indem Du keines einſeitig bald ſo bald ſo, ſondern jedes immer in ſeinem ungeteilten Weſen auffaſſeſt. Was Du Dumpfheit nennſt, das kenne ich auch; es iſt der natürliche Fehler ſolcher Gemüter, und grade dann tritt er hervor, wenn ſie durch irgend etwas über ihr gewöhnliches Maß erregt ſind. Im tiefſten Schmerz, in der rechten Zerriſſenheit meines ganzen Weſens, habe ich dieſe Dumpfheit auch am meiſten gefühlt. Aber Du wirſt gewiß auch jedesmal, entweder in der andächtigen Sammlung des Gemütes, oder in einer angeſtrengten Beſchäftigung das Mittel finden, das klare Bewußtſein Deines Innern herzuſtellen. Aber danach trachte ja immer gleich ſehr, daß Du

Dir Dein mütterliches Leben mit Deinen Kindern ganz unabhängig erhältst. Das ziemt Dir und ist Dir notwendig; und wie Du lebendig überzeugt sein kannst, daß es nur Liebe ist, wenn irgend jemand Dir da eingreifen wollte, so wirst Du auch gewiß die rechte Art finden, es immer liebreich von Dir zu weisen.

Von Henriette

Ohne Datum

Wie sehr hast Du mich durch Deinen letzten Brief erfreut, mein geliebter Vater, mit inniger Sehnsucht hatte ich schon lange vergebens darauf gehofft. O Lieber, laß uns nie wieder so lange getrennt sein! Mir ist diese Trennung sehr schmerzvoll gewesen — weißt Du denn nicht, daß mich Niemand auf der Welt so stärken und erquicken kann wie Du?

Gib mir doch oft ein liebend Wort aus Deinem vollen Herzen, ein erhebend Wort aus der Tiefe Deines Glaubens, daß mein Glaube sich daran stärke und erfrische. Ach, lieber Vater, wie sind der Leiden so viel im Leben, vor wenig Tagen hat mein geliebter Bruder sein drittes Kind zu Grabe gebracht, so zärtliche Eltern, die ihre ganze Freude in den Kindern fanden und ihre drei Kinder eins nach dem andern verloren. Mir geht das Unglück meines Bruders sehr zu Herzen — er war ein recht lebensfroher Mensch, fing seine Ehe so frisch an, war so unaussprechlich glücklich, und nun — alle die jungen Sprößlinge seiner Ehe so früh zerknickt. Auch meiner jüngsten Schwester L. ist die größte Freude ihres Lebens geraubt, sie hält sich bei meinem Bruder auf, und das Beste in ihrem Leben war das Sein mit den Kin-

dern, was auch gewiß den wohltätigsten Einfluß auf sie hatte. Ich glaube, ich habe Dir noch nie von ihr gesagt, ich habe sie sehr lieb. Sie ist gewiß nicht unbedeutend. Dasselbe Schicksal, das ich gehabt habe, trägt gewiß auch bei ihr die Schuld von der zerknickten Blüte des Frohsinns, dem Mangel an Lebendigkeit und Offenheit — das, in unsrer Jugend sehr verwahrlost zu sein, eine kurze Zeit ausgenommen, wo wir unter der Leitung eines trefflichen Mannes stunden, der ach, grade starb, da ich mich mit inniger Liebe an ihn angeschlossen, mit großer Lust mich den Beschäftigungen des Geistes, zu denen er mich führte, hingab.

Erlaube mir, mein teurer Vater, daß ich über einen Punkt Deines Briefes Dich noch etwas frage, worin ich Dich nicht ganz verstehe. Du sagst, daß eine Natur so gut sei als die andere — das verstehe ich nicht. Mich dünkt, es gibt einen außerordentlichen Unterschied unter den Menschen, wie einige höher und himmlischer und andere irdischer geboren werden, wie einige wie berufen scheinen ein so herrliches himmlisches Dasein zu führen, wohin andre gar nicht einmal streben dürfen, weil es außer den Grenzen ihrer Kraft liegt. Wenn nun diese ihre Beschränktheit inne werden, so finde ich eine Wehmut darüber ganz natürlich und erlaubt, obgleich ich glaube und es selbst gefühlt habe, daß in der ganzen Hingebung an Gott auch diese Klage verstummt und eine gewisse Befriedigung einkehren kann und eine Hoffnung, daß Gottes Gnadenwirkung uns einst vielleicht geben könne, was wir schmerzlich ersehnen.

Auch sagst Du, daß unsre Natur die unmittelbare Schöpfung Gottes sei. — Erben wir nicht so häufig von unsren Eltern das Mangelhafte und Fehlerhafte ihrer Natur? Glaubst Du nicht, daß manche Kinder in Sünde geboren

werden und erſt ſpäterhin durch Kampf und Buße ſich reinigen müſſen?

Erlaube mir doch, daß ich Dich frage, Du lieber Vater, glaubſt Du, daß Gott unmittelbar hernieder wirkt noch außerdem, daß er im Menſchen iſt und in Allem, was da iſt? und erkennſt Du in dem Einzelnen, was geſchieht, nur den natürlichen Gang der Dinge, wie eines aus dem anderen folgt, welches freilich auch in Gott beruhen muß — oder ein beſtimmtes Wollen und Wirken des Höchſten? Vergib mir, Lieber, wenn ich nicht recht zu ſagen verſtehe, was ich meine. — — Darf ich zu Dir immer ſo plaudern von Allem, wovon es auch ſei?

An Charlotte v. Kathen

Berlin, ohne Datum [nach 9. Juli 1807]

Teuerſte Charlotte, wie lange habe ich nicht zu Ihnen geredet, ohnerachtet ich der freundlichen lieben Worte mehrere von Ihnen erhalten habe. Aber Mangel an ſicherer Gelegenheit hat mich zurückgehalten, und dann hängt auch mein Briefſchreiben ſchon an einer gewiſſen Ruhe, an die jetzt gar wenig zu denken iſt. Jetzt denke ich nicht ohne Aengſtlichkeit an Rügen und beſonders an Sie, da Ihnen das Getümmel der Gefechte leicht recht nahe kommen kann. Aber Sie ſind mutig und beſonnen, und haben an Ihrem lieben Kathen eine ſo treue und kräftige Stütze wie Wenige. Es wundert mich nicht, daß Sie ſich noch näher mit ihm verbunden fühlen als ſonſt, aber es freut mich recht innig. Dieſe zerſtörende Zeit iſt doch wieder auf vielfache Art eine ſolche, die nähere Vereinigung ſtiftet unter denen, welche ſich an-

gehören, und eine Zeit, wo ſich jede innere Tüchtigkeit und jede Kraft der Liebe mehr als ſonſt offenbaren kann. Und ſo haben Sie gewiß beide noch tiefer einander angeſchaut und können ſich mehr aneinander erfreuen. Ich möchte wohl wiſſen, wie Kathen jetzt die Lage Ihres ſchönen Landes anſieht, was ſeine Hoffnungen ſind und ſeine Wünſche, wiewohl auch kein Wunſch für das Einzelne für ſich beſtehen kann, ſondern alles darauf ankommt, was nach allen dieſen Zerrüttungen aus unſerm gemeinſamen deutſchen Vaterlande werden kann. Weit in die Zukunft muß man jetzt ſehn, und mit einiger Sicherheit ſehen lernen, ſonſt möchte man Mut und Luſt des Lebens verlieren.

Eben dieſes Beſtreben eignet ſich jetzt ſo viel von meiner Zeit und Kraft zu, daß ich für alles, was mich ſonſt am meiſten beſchäftigt und am unmittelbarſten in meinen Kreis gehört, weit weniger übrig habe, als ich vielleicht ſollte. Vor allem bin ich über mein eigenes ganz unſichres, und in dieſem Augenblick ganz zerſtörtes Schickſal ſo ruhig und gleichgültig, wie ich mir kaum gedacht hätte. Die einzelnen kleinen Verhältniſſe des Lebens verſchwinden ganz neben dem großen Schauſpiel. Das Kleinſte, was ich in dieſem wirken könnte, würde mich jetzt mehr freuen, als das Größte in meinem beſonderen Kreiſe.

Ich ſehne mich nun nach meinen Büchern und Papieren zurück, um die Sünden des Sommers im Winter gut zu machen und mit meiner Schweſter unſre Halliſchen Freunde noch einmal zu genießen. Doch laſſen ſich auch nicht einmal auf Wochen hinaus jetzt Entwürfe machen; unſer unverſchuldeter Friede iſt noch unſicherer, als der Krieg geweſen iſt. Nur den Vorſatz habe ich, meinem unmittelbaren Vaterlande Preußen ſo lange nachzugehen, als es beſteht und dieſes

Vorſatzes nicht ganz unwürdig wird. Sollte es dem Unglück ganz erliegen, ſo will ich, ſo lange ich kann, das deutſche Vaterland da ſuchen, wo ein Proteſtant leben kann und wo Deutſche regieren. Dabei tun zu können, was meines Berufs iſt, wird mir doch nie ganz fehlen. So muß ſich tröſten, wer die Waffen nicht führen kann. Ach laſſen Sie doch Ihre Knaben recht kräftig werden, recht feſt, trotzig, waffenluſtig, liebevoll und fromm.

An Charlotte v. Kathen

Berlin, den 31. Dezember 1807

Liebſte Charlotte, Sie wünſchten, mich doch lieber wieder in meinem Wirkungskreis in Halle zu wiſſen. Dieſer war und iſt ganz zerſtört, die Univerſität vorläufig aufgelöſt, und nur ein für Preußen günſtigerer Friede könnte ihn wieder hergeſtellt haben. Die neue Weſtfäliſche Regierung gibt freilich Hoffnung zu Wiedererrichtung; aber ich kann mich unter dieſe Regierung nicht fügen und muß, ſo lange es irgend einen gibt, unter einem deutſchen Fürſten leben. Denn die Operationen, welche grabezu auf die Vernichtung deutſchen Sinnes und Geiſtes gehn, kann ich nicht, auch nur durch mein Daſein unterſtützen. Schon dieſe letzten zwei Monate war mir ganz beengt in Halle, und nachdem das Kirchengebet für den König und die Königin von Weſtfalen verordnet war, war es mir nicht mehr möglich, die Kanzel zu beſteigen. Kurz, Freudigkeit zu lehren kann ich dort nicht haben, und darum bin ich nun ganz gegangen und würde gegangen ſein auch ohne die lebendige Ueberzeugung, daß eine franzöſiſche Regierung unmöglich kann eine deutſche Univerſität ruhig beſtehn laſſen.

Ich war im Sommer hier, um Vorlesungen zu halten und so doch etwas Aehnliches an die Stelle des zerstörten Wirkungskreises zu setzen. Auch jetzt habe ich denselben Zweck, wenn sich nur irgend Teilnehmer finden. Die Regierung hat überdem die Absicht erklärt, hier eine Universität zu gründen in die Stelle der verlornen, und ich bin dazu vorläufig mit in Beschlag genommen und lasse mich also hier nieder, um abzuwarten, ob die Umstände die Ausführung dieses Entwurfes begünstigen werden. Hier kann ich auch noch predigen, ohne gepreßtes Herz, und dies mit einiger Muße, und der täglichen Nahrung ist alles, was ich eigentlich bedarf.

Das Jahr, das wir heut beschließen, wieviel hat es uns genommen! Ich freue mich herzlich an allen Freunden, die nur einen oder den andern einzelnen Verlust mit mir teilen oder selbst erlitten haben. Mein Wohlsein ist von allen Seiten in seinen tiefsten Gründen erschüttert, und es ist doch nichts da, was eine gänzliche Umkehrung zum Besseren verhieße. Mutig sein und ausdauern, froh genießen was übrig ist, lebendig hoffen auf das, was ich nicht mehr erleben werde, daran muß ich mich recht halten.

Herzlich, herzlich grüßen Sie mir den lieben Kathen. Wie freue ich mich über den Wert, den er darauf legt, unsre Freundin bei Ihnen zu sehn. Wie freuen will ich mich, wenn es mir gelingt, diesen Sommer eine Reise zu Ihnen zu machen und uns Alle wieder — ach bis auf den Einen, der fehlt — vereint zu sehn.

Von Henriette

Den 30. Januar 1808

Ach Du weißt es, welche Erinnerungen in mir wohnen in diesen Tagen — welche überaus schmerzvolle Bilder — wie ich saß am Bette des kranken Mannes und ganz verloren war, zu lauschen auf jeden Atemzug, zu begleiten jede Bewegung, in der gespanntesten Erwartung, nun würden die Zeichen der Besserung herannahen — ach ich harrte und harrte.

Wie oft verliere ich mich in die Betrachtung der wunderbaren Führung unsrer Schicksale, wie umdunkelt es mich, wenn ich wagen will, tiefer in ihren Zusammenhang zu blicken. Doch immer mehr hellt sich mir auf der Glaube an den innigen Zusammenhang des Menschen selbst mit seinem Schicksal — immer mehr komme ich zu dem Verständnis jener Worte von Novalis: „Schicksal und Gemüt sind nur verschiedene Namen desselben Begriffs", die ich lange in mir trug, ohne sie zu verstehen. Wie gewiß ist es, daß schon in früher Jugend in den Träumen des Mädchens eine dunkle Ahndung meines jetzigen Schicksals eingehüllt war. Ein größeres, fröhlicheres Wirken in der Mitte der Welt war fast nie in den Bildern, die mich trugen die Höhe des Lebens hinauf — stille Geschiedenheit von der Welt und ihren Verhältnissen — Entbehrung der süßesten Freuden des Lebens, sehnsüchtiges Blicken nach dem Himmel, Liebe dort zu suchen, den höchsten Genuß in geistigen Verbindungen mit Lebenden und Verstorbenen — das war es, was frühe in mir lag, und wohin mein ganzer Sinn sich neigte. Nicht überraschend war es mir, als ich Liebe fand — aber als sich auch ein festes Erdenglück mir eröffnete, ward ich überrascht. Wie wenig un-

begreiflich, wenig überraschend war es mir eigentlich im Innern, als es schwand.

Geliebter Vater, weißt Du wohl, wie Du mir wohltust, Du ganz besonders, durch Deine Zuversicht zu mir, wie ich Dir dafür danken möchte — auch und doch wieder, wie sie mich niederschlägt, weil ich mich ihrer unwert fühle. Mir ist es oft so klar, wie Du ein liebes Bild, das in Dir wohnt von einer Tochter, wie sie für Dich gehörte, auf mein Wesen niedersenkst, das wohl einige Uebereinstimmung mit dem geliebten Bilde haben mag, daher Du nicht gewahr wirst die großen Disharmonien, die verborgen darunter ruhen. Siehe, ich erkranke bisweilen so sehr an dieser Verzagtheit an mir selbst, daß mir ist, als müßte ich mich losmachen von Allen, die an mir hängen, weil Alle mich in täuschendem Lichte erblicken und es mir versagt ist so zu sein, wie sie mich wähnen. Du weißt wohl, daß dieser Zustand vorübergehend ist, aber eine bleibende Unzufriedenheit ist denn doch in mir, und eben weil sie bleibend ist, weiß ich, daß sie nicht grundlos sein kann. Ach, Lieber, ich werde hier auch nicht genesen — die Quelle ist tiefer — ach, wie soll ich es Dir aussprechen, was es eigentlich ist, ich glaube Mangel an Liebe, Engheit des Herzens.

Guter Vater, ziehe Deine Hand nicht ganz von mir, wenn Du einst inne wirst, daß ich wahr rede.

Von Henriette

Den 2. Februar 1808

Stille Trauer wohnt in mir an diesem Tage der bittersten Trennung — und stille Feier, daß er, der Liebe, zu höherem

Leben und zu höheren Freuden einging. Feiern werden diesen Tag die Geister, denen die herrliche Seele näher verbunden ward durch seinen Abschied von der Erde.

Wie mich heute morgen der helle Strahl der Sonne traf! Grade so schien sie nach vielen trüben Tagen an jenem Morgen, und ihr Schein rührte mich unbeschreiblich. Es war die angstvollste Nacht vorangegangen, in der zum ersten Mal mich Hoffnungslosigkeit ergriffen hatte — ich konnte beten, ich konnte wieder hoffen und ging neugestärkt zum geliebten Kranken, um wieder ganz für seine Pflege zu leben. Ach, als aber der Ausbruch der Krankheit in so hohem Grade stieg, daß ich nicht meine Fassung bewahren konnte, führten die Freunde mich hinweg — und ich sah ihn nicht lebend wieder. Mir hat es recht wehe getan und ich habe es sehr bereut, daß ich nicht seine Hand gehalten in der letzten Stunde — eine gewisse Sorge für mich selbst, mich zu schonen in meinem Zustande, ließ mich den Bitten der Freunde nachgeben, entfernt zu bleiben — ach hätte ich es nicht getan! Wie unbeschreiblich sehnte ich mich und sehne mich noch immer in der Erinnerung nur nach einem Augenblick hellen Bewußtseins, nur nach einem herzlichen Abschiedswort von ihm. O warum sollte ich nicht diesen Genuß haben? gewiß ich wäre stark gewesen, und aus solchen Worten wäre mir eine Quelle unendlichen Genusses auf immer hervorgegangen. — O wie herrlich war das Ende meiner Mutter! Als sie mit voller Gewißheit ausgesprochen, daß sie nun sterben werde, saß der alte, fromme, betrübte Vater neben ihrem Bette, fragte sie, ob er ihr etwas aus der Bibel oder dem Gesangbuche vorlesen solle. Nein, lieber Vater, antwortete sie, das brauche ich nicht, ich habe mich lange auf diese Stunde vorbereitet, jetzt rufe mir unsre Kinder, ich muß

ſie noch alle ſehen und ſprechen. Sie nahm auf das herzlichſte von uns Abſchied und verſchied ſo ſanft.

Wie habe ich mich heute den teuren Kindern — ſeinen Kindern — mit neuer Innigkeit ganz geweiht!

Glaube es, teurer Vater, es ſind Disharmonien in mir, von denen Du keine Ahndung haſt — nicht in deutliche Worte mag ich ſie ausreden, aber glaube und ziehe ab von dem lieben Bilde, das Du von mir in Dir trägſt. — Was mich allein über mich beruhigen kann, iſt, daß es einen Punkt gibt, in dem mein ganzes beſſeres Sein ſich ſammeln kann — Mutter ſein. — Ja, lieber Vater, ich verſpreche es Dir, ich werde eine gute Mutter ſein — ich fühle mich hierzu gekräftigt und begabt, nicht durch meinen guten Willen allein. Keiner Schwäche, keiner mütterlichen Eitelkeit ſollſt Du je mich zeihen können — nur, wo jeder Vorwurf aufhört, wo Beſchränktheit meiner Natur mir verſagt mehr zu ſein — nur da ſollſt Du Mangel finden können.

Von Henriette

Den 5. Auguſt 1808

O Gott, mir iſt es oft, als könne ich es kaum tragen, daß ich es bin, der Du Dein Leben, Deine heilige Liebe weihen willſt.

Sage es mir, mein geliebter Vater, iſt Dir das auch lieb an mir, daß ich mich ſo ganz hingebe dem Gefühl des Glück-

lichſeins und der Freude? Wenn ich an unſren teuren Ehrenfried denke und ein leiſes Weh mir durch die Seele zieht, kann mir die Frage kommen, ob ich auch wohl anders in mir tragen ſollte die neue Gnade Gottes, die mir durch Dich widerfährt, ob es auch wohl recht und ſchön iſt, daß ich ſo jugendlich friſch wieder ins Leben trete und mein Herz der Freude wieder ganz geöffnet iſt, da ich doch noch vor kurzem um unvergänglichen Schmerz betete, der die Witwe durchs Leben geleiten möchte.

O ich darf es Dir nicht erſt ſagen, wie Ehrenfried im Grunde meiner Seele wohnt, wie mir jede Erinnerung von ihm ſo heilig iſt — Du weißt es.

Doch bin ich jetzt ſo ganz glücklich durch Dich — Gott, wie ich es nur immer ſein kann.

An Henriette

Berlin, den 7. Auguſt 1808

Gott ſei Dank, der mir Dich gegeben hat und die Hoffnung auf das ſchöne Leben, was wir uns noch bereiten wollen, und die herrliche Ruhe, die unſern Bund hält und trägt, und die Sicherheit, daß es das Schönſte und Beſte iſt, was ſich ſo rein und gleichmäßig in uns gebildet hat. Laß Dich umarmen, recht zärtlich und dankbar, Du ſüße geliebte Braut, und ſei recht ganz mein und hoffe auf ſchöne Erfüllung, ohne Furcht oder Sorge, denn es wird alles gut gehn.

Viel Liebe und Vertrauen iſt mir hier entgegen gekommen, auch ſchon in dieſer kurzen Zeit, von neuen und merkwürdigen Seiten, und was ich geweisſagt habe, daß dieſen Winter noch große Verwirrungen in Deutſchland losgehn würden,

davon ſehe ich ſchon mehrere bedeutende Vorzeichen, ſeit ich hier bin, und es bewegt mich nun noch mehr und ſchöner, was ich Dir ſchon als etwas Erfreuliches ſagte, daß unſer Schickſal recht verwebt iſt in das des Vaterlandes, und ſollte es geſchehn, was ich freilich nicht abſehn, aber was doch kommen kann, daß ich mitten in dieſen Verwirrungen befangen bin, ſo ſei nur recht gutes Mutes und denke, daß Vaterland, Du und die Kinder meine Loſung ſind.

In Stralſund war ich noch an Ehrenfrieds Grabe und reichte ihm in ſchöner Zuverſicht in die andre Welt hinein die brüderliche Hand zum neuen Bunde; ſein Geiſt iſt gewiß mit uns. Grüße und herze die Kinder von mir, an denen meine ganze Seele hängt. Gott behüte und ſegne Dich, mein liebes teures Kind, und wiſſe nur, daß ich immerfort bei Dir bin im Geiſt.

Inhaltsverzeichnis

Seite

Vorwort V

Vater und Sohn 1

Bei den Dohnas 35

An Schweſter Charlotte 59

Henriette Herz 113

Friedrich Schlegel 157

Eleonore Grunow 207

Ehrenfried von Willich und Henriette von Mühlenfels 275

Friedrich Schleiermacher, Vertraute Briefe über Schlegels Lucinde

Neudruck nach der ersten Auflage. Eingeleitet von Dr. Jonas Fränkel. Brosch. ca. M. 4.—

Friedrich Schlegel, Lucinde

Neudruck nach der ersten Auflage. Eingeleitet von Dr. Jonas Fränkel. Brosch. ca. M. 4.—

Friedrich Schleiermacher. Harmonie

In Auswahl herausgegeben von Hermann Mulert. Mit Porträt. Brosch. M. 2.—, in Leinen geb. M. 3.—, in Leder geb. M. 3.50

Inhalt: Sittliche Grundanschauungen. Freundschaft und Geselligkeit. Frauen, Liebe, Ehe. Familie, Erziehung, Universität. Wissenschaft. Staat und Vaterland. Religion, Christentum, Kirche.

Friedrich Schlegel. Fragmente

In Auswahl herausgegeben von Dr. Friedrich von der Leyen. Mit Porträt. Brosch. M. 2.—, in Leinen geb. M. 3.—, in Leder geb. M. 3.50

Inhalt: Selbstbekenntnisse. Romantische Freunde. Griechen und Römer. Weisheit der Inder. Deutschtum. Goethe. Romantische Fragmente. Bildung. Mensch und Leben.

Diese Auswahlbände sind so angelegt, daß größere Absätze aus den gesamten Schriften in inneren Zusammenhang geordnet sich zu einem Ganzen aufbauen und damit ein Bild der Persönlichkeit des Verfassers zeichnen. Also keine Sammlung von „Lichtstrahlen", sondern eine Essenz des Lebenswerkes mit besonderer Berücksichtigung dessen, was heute noch für uns lebendig ist.

Bettina von Arnim, Goethes Briefwechsel mit einem Kinde

Herausgegeben von Dr. Jonas Fränkel. Mit 8 Beilagen und Anhang: Originalkorrespondenz zwischen Bettina und Goethe sowie Goethes Mutter. 3 Bde. brosch. M. 6.—, 2 Bde. in Leder geb. M. 9.—

UNIV. OF MICH.
SEP 26 1907